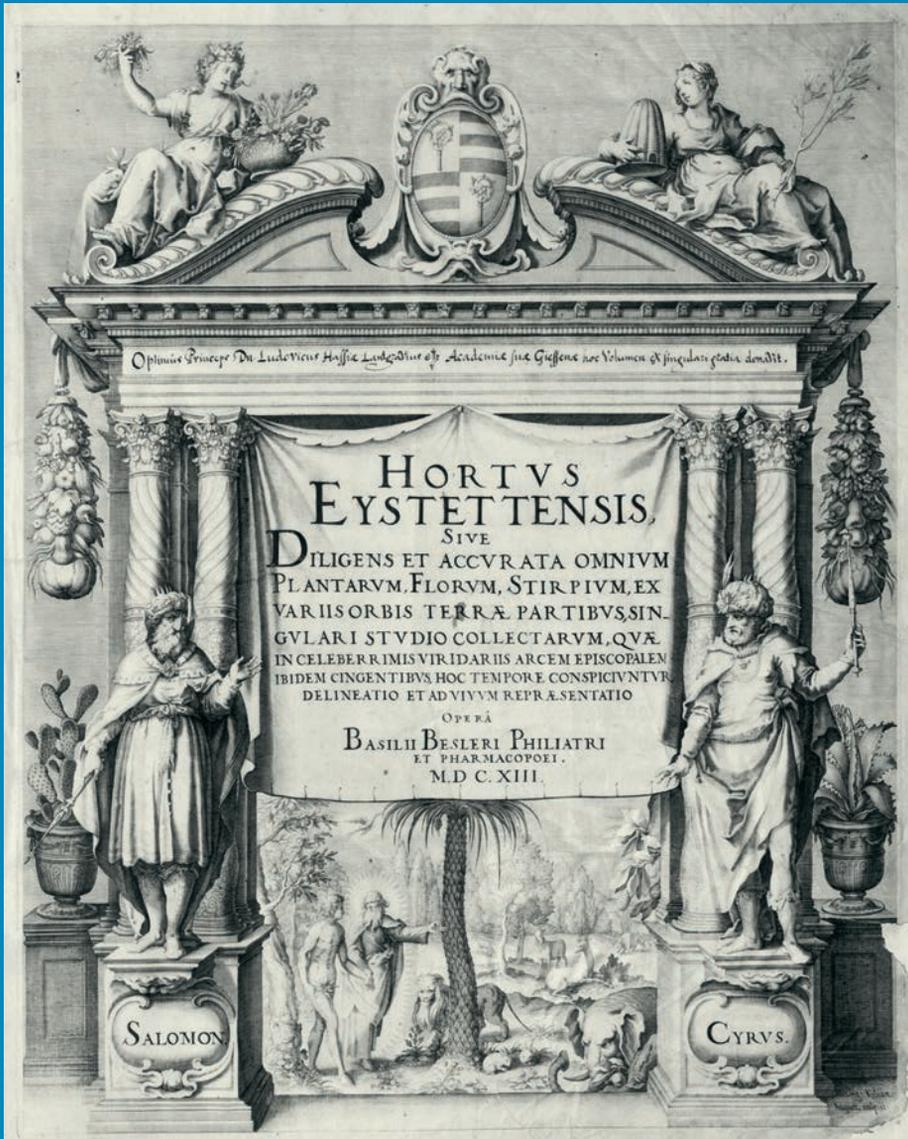
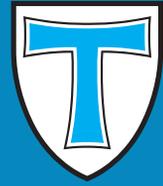
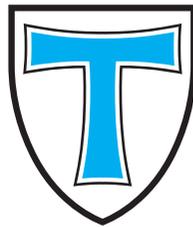


Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 49 | 2016

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft e.V.



Gießener Universitätsblätter

Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrte Leserschaft bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: Autoteile Wobst
Büchner & Barella
CR Menges
Gießener Anzeiger
Köhler Herrenmode
Sommerlad
Sparkasse Gießen
Stadtwerke Gießen
Vereinigte Hagel

Umschlaggestaltung: Titelblatt des „Hortus Eystettensis“ mit handschriftlichem Hinweis auf das Geschenk des Landgrafen. Foto von Barbara Zimmermann zum Bericht von Olaf Schneider ab Seite 91.

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

Schriftleitung Prof. Dr. Joachim Jacob
Institut für Germanistik
Justus-Liebig-Universität Gießen
Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen
Telefon 0641 9929070
joachim.jacob@germanistik.uni-giessen.de

Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
Postfach: Ludwigstraße 23
35392 Gießen
Telefon 06409 804312
dr@angelika-mueller-scherf.de

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Aus Universität und Stadt

Ehrentafel	6
Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft	7
Bericht der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft.....	9
Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen: Rede zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität am 27. November 2015	11
Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen: Hochschule und Stadtentwicklung	19

II. Themen und Thesen

<i>Karsten Mackensen:</i> Eine andere Erzählung der Moderne. Ferruccio Busonis „Doktor Faust“ Christian Kaden (1946–2015) zum Gedenken	27
<i>Nicole Tamka:</i> Alumni – Ein Leben lang! Auftaktveranstaltung „Perspektiven der Alumni-Arbeit an der JLU“ der drei Gießener Graduiertenzentren, des zentralen Alumni-Service im ZfbK und des ZfL.....	39
<i>Josef Haslinger:</i> Mit Büchner ins Himmelreich Ein Vortrag, gehalten am 5. Juni 2013 im Literarischen Zentrum Gießen, und ein Interview mit Anna-Lena Panter und Mirjam Markau	49

III. Fächer, Forschung, Perspektiven

<i>Wolfgang Achtner:</i> Mystische Erfahrung und theologische Grundlagenforschung	59
<i>Michael Basseler, Jens Kugele:</i> 15 Jahre Kulturwissenschaften im Zentrum: GGK und GCSC feiern Jubiläum	69
<i>Jeanette van Laak, Florentin Mück:</i> Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise und den Neubeginn in Hessen	77

IV. Aktuelle Forschungsprojekte

<i>Olaf Schneider:</i> Der „Hortus Eystettensis“ und Briefe aus dem Nachlass Karl Ernst von Baer Historisches Erbe der Universitätsbibliothek mit Hilfe der GHG gesichert	91
---	----

Inhalt (Fortsetzung)

<i>Sebastian Giacobelli, Andreas Langenohl, Carola M. Westermeier:</i> Die Finanz- und Staatsschuldenkrise in der Eurozone: Schulden, Experten und Modelle ...	101
<i>Sven Simon:</i> Von Frankfurt nach Karlsruhe über Luxemburg und zurück: Die Europäische Zentralbank im Dialog der Gerichte	109
<i>Barbara Vogt:</i> Die Wanderausstellung zum Gartenkünstler Heinrich Siesmayer rückt den Schöpfer des Schlossparks Rauischholzhausen in den Mittelpunkt	117

V. Berichte aus geförderten Projekten

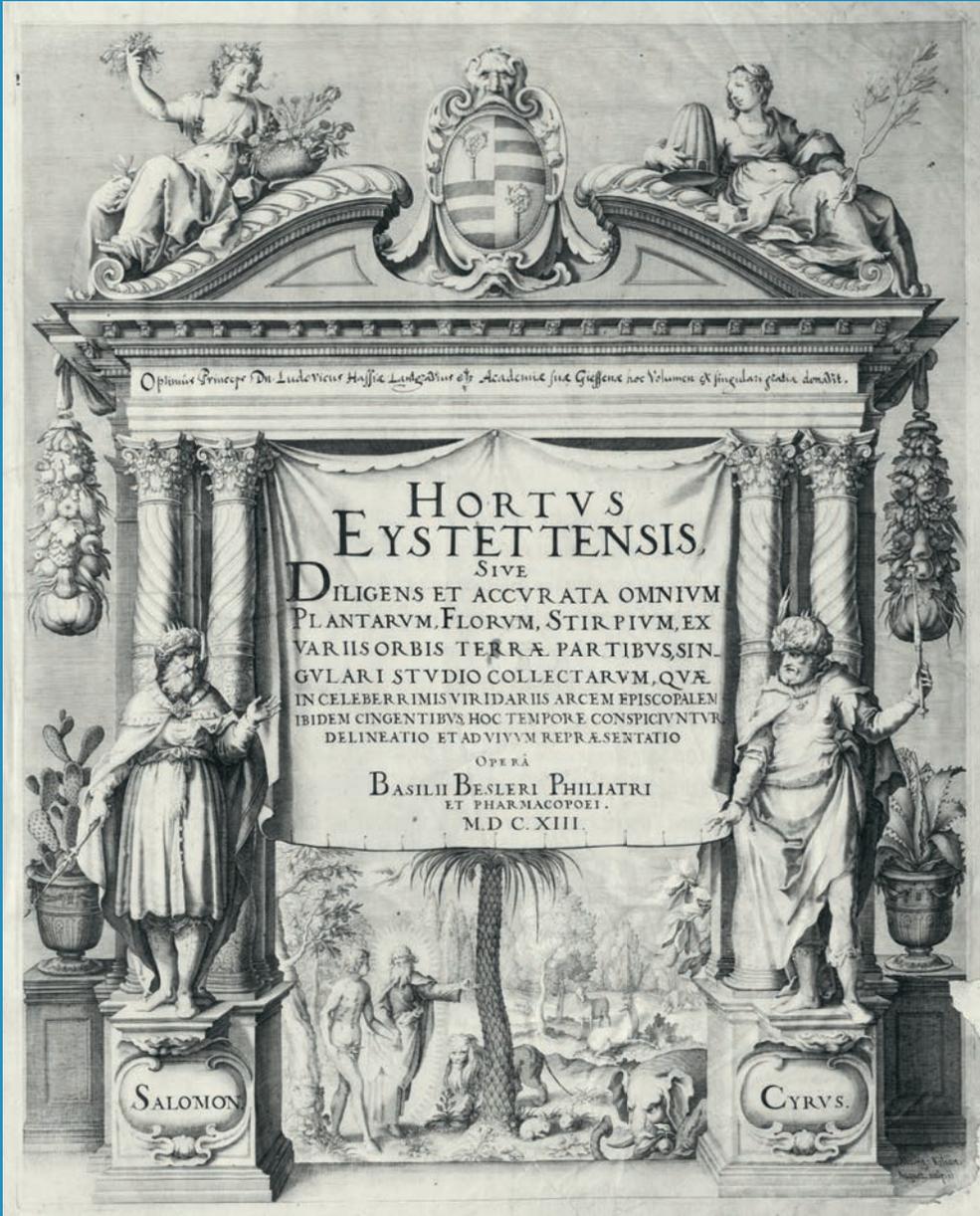
<i>Arnita Jaunsubrēna:</i> Bericht über das Projekt "Wearing a bear"	131
<i>Indra Sara Nowak, Christin Dannewitz:</i> Zweiter Studentenaustausch der veterinärmedizinischen Fakultät mit der Uludağ-Universität Bursa in Gießen vom 18. bis 26. April 2015	133
<i>Kristin Rudersdorf, Saskia Schomber, Florian Sommerkorn:</i> „Der Mythos vom Mythos – Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mythische in Künsten und Wissenschaften“ – Bericht zum fünften Gießener IGNIS-Studierendenkolloquium vom 24. bis 26. April 2015	137
<i>Gregor Glogowski:</i> Bericht über das Projekt "Don't Kill this Messenger!" in Athen, Griechenland	141
<i>Manfred Prinz, Philipp Zeidler:</i> Filme drehen im Fremdsprachenunterricht	145
<i>Charlotte Brückner-Ihl, Marko Karo:</i> Errichtung eines Gedenksteins für Tuğçe Albayrak	149
<i>Alisa M. Hecke:</i> Bericht zum DISKURS '15-FESTIVAL ON SPATIAL ARTS	151
<i>Thomas Bartling:</i> ABRAMOVIĆ, CHER UND ICH Bericht über eine Performance im taT am 18. und 19. November 2015	155

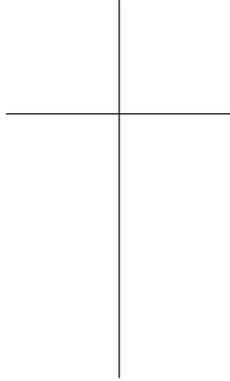
VI. Dissertationsauszeichnungen 2015	159
---	-----

VII. Personalía	169
------------------------------	-----

VIII. Biographische Notizen	173
--	-----

I. Aus Universität und Stadt





EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Dr. Klaus Herwig

Dr. Rolf Werner Hüttemann

Hans-Friedrich Müller

Prof. Dr. Ehrhart Nitzschke

Prof. Dr. Bertram Schnorr

Prof. Dr. Günther Weick

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft

Liebe Mitglieder
der Gießener Hochschulgesellschaft,

wieso geht eine so große Anziehungskraft von der GHG aus, dass Sie alle Mitglied sind und die Arbeit der GHG unterstützen? Für die Beantwortung dieser Frage möchten wir noch einmal an das Vorwort aus dem vergangenen Jahr, an den Historiker Hermann Heimpel und seine Typologie der universitären Feierkultur anknüpfen. Heimpel schreibt, dass alle Feste in etwa einem Schema folgen, das er mit „Und dennoch Humboldt“ umschrieb, wobei das *dennoch* oder *aber doch* Ausdruck einer Gegenreaktion auf drohende Gefahren ist:

„Etwa so: Die Wissenschaften spezialisieren sich immer weiter zu immer neuen Fächern und Instituten, *aber doch*, man sieht und hört und spürt es ja, sind wir eine Universitas litterarum. Studienpläne und Zwischenprüfungen sollen sein, *aber doch* sei hochgehalten die akademische Freiheit. Den Universitäten werden immer neue Aufgaben der Berufsvorbildung zugemutet, *aber doch* gilt Einheit von Forschung und Lehre. Ja, die Universität sieht sich mit der Forderung nach unmittelbarer Berufsausbildung konfrontiert, *und doch*: sie bildet durch Wissenschaft. Immer mehr vereinzeln sich die Professuren als Institutsdirektoren, *aber doch* sind die Fakultäten die Zellen der Universität.“

Und bei uns in der GHG? Ja, das Semester war und ist anstrengend, die vielfältigen Anforderungen in Studium, Forschung, Lehre, Bildung und Verwaltung waren und sind groß, *und dennoch* zeigen wir mit der freiwilligen Mitgliedschaft in der GHG unserer alma mater, dass bei allen Anstrengungen das Verbindende größer ist als das Trennende. Selbstverständlich sind wir auf allen Ebenen nicht immer einer Meinung, oder positiv ausgedrückt, befinden uns im Diskurs miteinander, und häufig sind die



letztendlichen Entscheidungen, z.B. bei den Förderungen trotz aller Abwägungen manches Mal nicht so, wie es sich der Einzelne oder die Einzelne gewünscht hat, *aber dennoch* geschieht dies in Würde und Respekt voreinander und miteinander und erlaubt uns Gelassenheit beim Miteinander. Die Aufgaben an der JLU sind so vielfältig und bunt und schlicht auch so viel, dass man sich manches Mal fragt, ob denn alles bewältigt werden kann, *und dennoch* gibt es immer wieder Momente, so wie z.B. das Sommerfest oder die Universitätskonzerte, die zeigen, dass jenseits aller Alltäglichkeiten Hoffnung und Raum ist für besondere Gemeinschaftserlebnisse. So gesehen ist die Mitgliedschaft in der GHG, zumindest nach der Typologie Heimpels, ein permanentes Fest und die Gießener Hochschulgesellschaft ist ein solcher Raum für gemeinsames Miteinander jenseits des Alltags zum Wohle der JLU.

Die Gießener Universitätsblätter zeigen Ihnen wieder wunderbare Beispiele hierfür. Vertrauen hat uns geleitet bei der Vergabe von vier Deutschlandstipendien an junge Studierende der JLU. Anerkennung für wissenschaftlich hochwertige Leistung konnten wir mit der Verleihung der Dissertationspreise beim Akademischen Festakt aussprechen. Position haben wir mit der Förderung des Gedenksteins für

Tuğçe Albayrak bezogen. Perspektiven haben wir durch Projektförderungen bei studentischen Projekten gegeben, Sicherheit bei der Zusage der Förderung universitärer Veranstaltungen, Verantwortung bei der Unterstützung des Universitätsorchesters übernommen und Mut gezeigt bei der Zusage, verlässliche Partnerin zu sein bei der Restaurierung der Buchbestände der Universitätsbibliothek.

Nachdem wir uns somit im vergangenen Jahr intensiv aufgemacht haben, neben den traditionellen Förderformaten neue Felder zu finden, in denen die GHG für die JLU fördernd tätig werden kann, sind wir nun in einer Phase, in der wir prüfen, ob dieser Weg sinnvoll gangbar ist. Die Entscheidung, neben der klassischen Förderung von Einzelprojekten, ein von der GHG definiertes Großprojekt anzugehen, erscheint uns wichtig, um Ihren Beitrag nachhaltig in die Entwicklung der JLU zu investieren. Dieses Großprojekt, die Finanzierung der Restaurierung des schriftlichen Nachlasses von Karl Ernst von Baer, ist für die JLU wichtig. Auf der Mitgliederversammlung 2015 hat uns Bibliotheksdirektor Dr. Peter Reuter die Bedeutung dieses Nachlasses für die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte deutlich gemacht, zugleich aber auch veranschaulicht, wie groß der Bedarf an fachgerechter Restaurierung ist, um ihn der Forschung überhaupt zugänglich zu machen. Planungen für große, langjährige Forschungsprojekte sind von mehreren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern national und international bereits erdacht, aber erst bedarf es der Restaurierung. Wir werden hierfür einen substantiellen fünfstelligen Betrag aufwenden, dessen „Zinsgewinne“ für die JLU durch ermöglichte Forschungsprojekte am Bestand Karl Ernst v. Baers weit über das hinausgehen werden, was die Anlage der gleichen Summe erwirtschaften würde.

Dass wir diese Förderung ermöglichen können, liegt an Ihnen, an Ihrer Hinwendung zur GHG. Hierfür danken wir Ihnen herzlich, denn es ist nicht selbstverständlich. Nach der Festlegung

Mit besten Grüßen

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Vorstands

der Fördergebiete und -formate ist der nächste Schritt in diesem Jahr nun die verstärkte Gewinnung neuer Mitglieder, denn nur so können wir auch weiterhin Neues entwickeln. Hierfür benötigen wir jedoch Sie als Botschafterin und Botschafter der GHG. Sie selbst stehen mit Ihrer Mitgliedschaft für die Überzeugung, dass jenseits des Alltagsgeschäftes an der JLU Bereiche existieren, deren Förderung Zuwendung verdient, um das akademische Leben an der JLU positiv zu gestalten. Sie alle, die Sie die Gießener Universitätsblätter in den Händen halten, sind Mitglied der GHG, aber sicher kennt jede und jeder von Ihnen Menschen, die bisher für sich leider diese Chance verpasst haben. Und noch einmal im Sinne Heimpels: Selbstverständlich sind die meisten in Vereinigungen Mitglied und unterstützen das Leben in vielfältiger Form, *aber dennoch* ist die Mitgliedschaft in der GHG eine Besondere. Der Beitrag ist gering, geringer als die Eintrittskarte beispielsweise zum Universitätsfest, und dafür fördern Sie junge Menschen an der JLU auf ihrem Weg während des Studiums, der Zeit der ersten Forschungen, Sie fördern die Pflege der Sachkultur der JLU wie die Restaurierung bedeutendster Bibliotheksbestände, von Gemälden, Sie fördern das Universitätsorchester, Symposien, Theateraufführungen, Konzerte. Kurz und gut all das, was wir als Teil des akademischen Lebens betrachten, für das aber häufig die Gelder nicht reichen. Nehmen Sie sich doch bitte die Zeit und informieren Sie Ihren Freundeskreis über die Arbeit der GHG. Das neue Jahrbuch mit seinen vielen interessanten Beispielen aus dem Leben der JLU hilft Ihnen sicher, Freunde und Freundinnen für das Fest einer Mitgliedschaft in der GHG zu begeistern. Ein Ziel für das akademische Jahr 2016/2017 könnte sein, dass jedes Mitglied als persönliche Förderung für die JLU ein weiteres Mitglied der GHG gewinnt. Der Gedanke klingt verwegen, aber unser Vertrauen in Sie ist ebenso groß wie die Dankbarkeit für Ihre Unterstützung ...

Manfred Siekmann
Präsident des Verwaltungsrats

Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft

Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft kann erneut dankbar auf ein erfolgreiches Jahr 2015 zurückblicken. Dankbar deshalb, da Sie durch Ihre Beiträge und Spenden es ermöglicht haben, erneut das Stiftungskapital zu erhöhen. So konnte das Stiftungsvermögen durch unmittelbare Zustiftungen um 10.200 € erhöht werden. Durch Verzicht auf durch die Gießener Hochschulgesellschaft e.V. treuhänderisch verwaltete Mittel und deren Überlassung an die Stiftung wurde das Stiftungsvermögen um weitere 17.334 € erhöht. Damit lag der Nominalwert des Stiftungskapitals Ende 2015 bei 643.877 €, unter Berücksichtigung der Kurswerte ergab sich zum 31. 12. 2015 ein Kontostand von 685.074 €. Die Stiftung ist ihren Zustiftern und Zustifterinnen zu großem Dank verpflichtet.

Da die Fördermöglichkeiten der Hochschulgesellschaft direkt abhängig sind von der Ausschüttung aus Erträgen der Stiftung, gehen unsere Anstrengungen dahin, das Gesamtfinanzvolumen der Stiftung signifikant zu erhöhen. Unser erklärtes Ziel ist es, neben der Erhöhung der Mitgliederzahlen durch die GHG, die Stiftung in den nächsten Jahren auf ein Stiftungskapital von 1 Million Euro zu bringen, um auch zukünftig signifikant fördernd tätig sein zu können. Wir freuen uns sehr, dass es durch die Befähigung unseres Schatzmeisters Uwe Lehmann gelungen ist, aus dem Kapital deutliche Erträge zu erwirtschaften, die zur Förderung der Anträge an die GHG eingesetzt werden konnten. Obwohl in der gegenwärtigen Niedrigzinsphase besonders die Stiftungen leiden, gelang es ihm, 15.240 € durch Erträge aus Wertpapieren zu erwirtschaften; die Rendite lag damit erneut bei ca. 3 %. Auf Empfehlung des Stiftungsbeirates wurde unter Rückgriff auf in den Vorjahren gebildete Rücklagen 2015 erneut ein namhafter Betrag für die Förderung

universitärer Projekte durch die Gießener Hochschulgesellschaft e.V. an diese überwiesen; dieser lag bei 42.000 €.

Und wir sind dankbar, dass wir auch im kommenden Jahr mit einem eingespielten und bewährten Team weiter arbeiten können. Nachdem die Amtszeit der nicht konstitutiven Mitglieder im Beirat der Stiftung bis zum 27. November 2015 terminiert war, fanden auf der Mitgliederversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. am 17. Juli 2015 Neuwahlen statt. Die drei ausscheidenden Mitglieder Prof. Bernd Hoffmann, Prof. Ingrid-Ute Leonhäuser sowie Frau Dr. Barbara Watz hatten sich bereit erklärt, für eine weitere Amtszeit zu kandidieren. Bei Enthaltung der Betroffenen erfolgte die Wahl einstimmig. In der sich anschließenden konstituierenden Sitzung des Beirates wurden Prof. Hoffmann sowie Frau Dr. Watz in ihren Ämtern als Vorsitzender bzw. stellvertretende Vorsitzende bestätigt.

In der gemeinsamen Sitzung von Stiftungsbeirat und Stiftungsvorstand wurde dieser durch den Beirat einstimmig entlastet. Der Beirat dankte dem Vorstand für seine verantwortungsvolle und erfolgreiche Tätigkeit.

Damit hat sich die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft erneut als eine wesentliche Größe bei der Umsetzung der gemeinnützigen Ziele der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. bewährt.

Ziel muss es jedoch weiterhin sein, nicht nur den Status quo zu erhalten, sondern das Potential der Stiftung durch Erhöhung des nominalen Stiftungskapitals zu stärken. Dies kann praktisch nur durch den Eingang weiterer Zustiftungen erfolgen. Der Appell geht daher an alle Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft e.V., aber auch an die breite Öffentlichkeit, als Zustifter und Zustifterin tätig zu werden bzw. Zustiftungen einzuwerben.

Hochschulen sind in ihrer Region ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Eine Stärkung der Stiftung und damit der Gießener Hochschulgesellschaft

e.V. trägt dazu bei, dass die Justus-Liebig-Universität Gießen langfristig dieser Funktion nachkommen kann.

Prof. i.R. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann
Vorsitzender des Stiftungsbeirats

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Stiftungsvorstands

Rede zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 27. November 2015

Sehr geehrte Mitglieder des Hessischen Landtags und der Hessischen Landesregierung,
sehr geehrter Herr Stadtverordnetenvorsteher, verehrte Frau Oberbürgermeisterin,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen befreundeter Hochschulen und Einrichtungen,
lieber Herr Kollege Strohschneider,
verehrte Preisträgerinnen und Preisträger, verehrte Stifterinnen und Stifter,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie – im Namen des gesamten Präsidiums – sehr herzlich zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen. Es ist dies der traditionelle Höhepunkt im Jahreslauf unserer Universität. Wie in jedem Jahr kommt der Verleihung verschiedener Preise an exzellente Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler eine besondere Bedeutung zu. Vor diesem Hintergrund freue ich mich sehr, dass Sie, Herr Kollege Strohschneider, sich auf meine Bitte hin sofort bereit erklärt haben, die Festrede am heutigen Tag zu halten. Wir alle sehen mit großem Interesse Ihren Ausführungen als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der größten Forschungsfördereinrichtung der Bundesrepublik Deutschland, zu „Einigen Funktionen der Nachwuchsbildung“ entgegen. Bevor wir zu den Preisverleihungen und dem Festvortrag als den beiden Höhepunkten des Festaktes kommen werden, erlaube ich mir – ebenfalls der Tradition folgend –, am Jahresende einen Rückblick auf das fast abgelaufene Jahr zu wagen und insbesondere auch einige aktuelle gesellschafts- und wissenschaftspolitische Diskussionen mit Blick auf die Rolle und Entwicklung der JLU zu kommentieren und einzuordnen.

Das Jahr 2015 war für die JLU ein überaus erfolgreiches Jahr. Dies gilt zunächst für die inzwischen geklärten finanziellen und strukturellen Rahmenbedingungen unserer Arbeit in den kommenden Jahren. Noch im Dezember 2014 wurden von Bund und Ländern wichtige Weichenstellungen vorgenommen; hierzu zählen die Änderung von Art. 91b des Grundgesetzes zur Ermöglichung einer institutionellen Förderung von Hochschuleinrichtungen durch den Bund, die Weiterführung der Programmpause und ihre Erhöhung von 20 % auf 22 % sowie die Grundsatzentscheidungen zur Fortsetzung der Exzellenzinitiative und zu einer neuen großvolumigen Nachwuchsfördermaßnahme unter dem Titel „Nachwuchspakt“. All diese Entscheidungen sind für die JLU von herausragender Bedeutung, und wir verbinden natürlich konkrete Erwartungen mit ihrer Ausgestaltung:



Prof. Dr. Joybrato Mukherjee während seiner Rede.
(Foto: JLU-Pressestelle/Katrina Friese)

- Ich hoffe, dass der neugefasste Art. 91b Grundgesetz dazu genutzt wird, für nachgewiesenermaßen exzellente Hochschuleinrichtungen und mehrfach geförderte große Forschergruppen eine mittel- bis langfristig gesicherte Bund-Länder-Finanzierung sicherzustellen: Dies gilt etwa für unser seit 2006 bestehendes Exzellenzcluster *Cardio-Pulmonary System* ebenso wie für die Deutschen Zentren für Gesundheitsforschung, die wir federführend koordinieren bzw. an denen wir beteiligt sind.
- Bei der Exzellenzinitiative III wird es aus unserer Sicht darauf ankommen, die Förderung nicht auf einige wenige, sogenannte „Spitzenstandorte“ in der Bundesrepublik zu konzentrieren, sondern wie bisher nach dem Prinzip „Geld folgt Forschungsexzellenz“ zu verfahren. Exzellente Forschung findet in Deutschland an sehr vielen Einrichtungen statt – das ist eine herausragende Stärke des deutschen Wissenschaftssystems. Entsprechend sollte das Gros der Mittel diesen exzellenten Forschergruppen in einem wissenschaftsgeleiteten Verfahren zuerkannt werden. Wenn neben diesen exzellenten Forschergruppen auch Institutionen als Ganzes gefördert werden sollen, so muss sichergestellt werden, dass auch hier kleinere und größere Verbünde von Hochschulen und außeruniversitären Einrichtungen mit innovativen Überlegungen zur *Governance*-Struktur und zur institutionellen Strategie eine Chance erhalten. Insgesamt müssen wir darauf achten, dass wir zwar einerseits die notwendige Differenzierung im Hochschulsystem sinnvoll flankieren und unterstützen, dass wir aber andererseits keine am Reißbrett erdachte Hierarchisierung unseres Systems handlungsleitend werden lassen.
- Beim Nachwuchspakt müssen wir darauf drängen, dass es zu keiner personalstrukturellen Überforderung der Hochschulen kommt. Wenn eine größere Zahl an *Tenure-track*-Professuren mit einer zeitlich befristeten Zusatzfinanzierung eingerichtet werden soll, dann müssen die Hochschulen die realistische Chance haben, diese neuen Professuren zu gegebener Zeit in ihre grundständigen Personalstrukturen zu integrieren.

Auch auf Landesebene konnten in diesem Jahr wesentliche finanzielle und strukturelle Rahmenbedingungen für die kommenden Jahre geklärt werden. Mit dem Hessischen Hochschulpakt 2016–2020, den wir im März mit der Landesregierung abschließen konnten, werden im Grundsatz beide Forderungen erfüllt, die wir seit Jahren erhoben haben:

1. Mehr Stabilität im System: Neben einer jährlichen Erhöhung des Gesamtbudgets aller hessischen Hochschulen um die Formel „Inflation plus 1 %“ gilt es u.a. hervorzuheben, dass wir endlich feste Studierendenzahlen mit einem festen Budget für die kommenden Jahre vereinbaren konnten und damit den ruinösen Wettbewerb um Studierende beenden konnten. Nun gilt es, dass wir ein Maximum der Zugewinne für das Gesamtsystem auch für unsere Universität mobilisieren.
2. Mehr Fairness im System: Eine ganze Reihe von wettbewerbsverzerrenden Sonderförderungen für spezifische Standorte im Land Hessen konnten beendet werden. Auf der anderen Seite ist es gelungen, an entscheidenden Stellen Standortnachteile der JLU zu berücksichtigen. Ich will beispielhaft hervorheben, dass die JLU aufgrund ihres nach wie vor bestehenden großen Sanierungs- und Bauinvestitionstaus ab 2016 einen neuen Sonderetatbestand für den Bauunterhalt zuerkannt bekommen hat. Dies ist auch insofern wichtig, als wir bei der Verteilung der Mittel aus dem HEUREKA-Bauprogramm des Landes für die Jahre 2021 bis 2025 – aufgrund der politischen Entscheidungen zugunsten der drei kleinsten Spezialhochschulen des Landes – nicht unser Wunschergebnis erreichen konnten: Wir werden daher zusätzlich zu den 110 Mio. EUR an HEUREKA-Mitteln für 2021 bis 2025 alle Möglichkeiten nutzen, um auch aus anderen Budgets – wie etwa dem HSP2020-Programm – bauinvestiv tätig zu werden.

In diesem Jahr konnten wir eine Reihe von Bauprojekten abschließen, von denen Forschung und Lehre nachhaltig profitieren werden: Beispielhaft seien der Neubau der Chemie, der gerade bezogen wurde, und das neue Hörsaalgebäude der Rechts- und Wirt-



Musikalische Umrahmung des Akademischen Festakts 2015 durch Mitglieder des Universitätsorchesters.

(Foto: JLU-Pressestelle/Katrina Friese)

schaftswissenschaften genannt, das kürzlich eingeweiht werden konnte. Eine Vielzahl von Bau- und Sanierungsprojekten laufen derzeit und werden in den kommenden Monaten abgeschlossen sein, so unter anderem das neue Seminargebäude im Philosophikum – als Auftakt für die komplette Runderneuerung des Philosophikums in drei Bauabschnitten – sowie das Forschungsgebäude Medizin und die Kleintier- und Vogelklinik am Campus Seltersberg. Weitere derzeit in der Vorbereitung befindliche Bauprojekte werden für alle sichtbar im kommenden Jahr begonnen werden – so rechnen wir in 2016 mit dem Spatenstich für den Neubau der zukünftigen Fraunhofer-Einrichtung für Insektenbiotechnologie und Bioressourcen sowie mit dem Beginn der Wiedererrichtung des historischen Gewächshauses im Botanischen Garten. Ich bin ausgesprochen froh, dass wir unsere baulichen Entwicklungsperspektiven in den kommenden 18 Monaten gemeinsam mit der Universitätsstadt Gießen und unseren Partnerinstitutionen wie der TH Mittelhessen, dem Studentenwerk und dem Universitätsklinikum analysieren werden und unter Federführung des Büros Albert Speer und Partner eine Aktualisierung unseres Masterplans zur Campusent-

wicklung der JLU für die kommenden Jahre vornehmen werden.

Die Dynamik im baulichen Bereich spiegelt die sehr erfolgreiche und auf Wachstum ausgerichtete Entwicklung der JLU in den vergangenen 12 Monaten wider. Ich will dies an dieser Stelle anhand von einigen besonders markanten Kennziffern und Erfolgen verdeutlichen:

- Wir haben in diesem Wintersemester mit etwa 28.500 Studierenden einen neuen Höchststand, auch die Erstsemesterzahl bewegt sich mit ca. 6.900 weiterhin auf Rekordniveau. Der anhaltend hohe Zuspruch zur JLU spricht für die hohe Qualität unserer Studiengänge. Dass trotz dieses rasanten Wachstums in den vergangenen Jahren die Zufriedenheit der Studierenden mit den Studienbedingungen stetig zugenommen hat und inzwischen bei gut 70 % liegt, ist nur damit zu erklären, dass alle an der Lehre und der Lehrorganisation Beteiligten mit einem phantastischen Engagement tätig sind – dafür möchte ich mich sehr herzlich bedanken! Dass Herr Kollege Martin Kersting in der Psychologischen Diagnostik vor wenigen Tagen bei der Wahl zum „Professor des Jahres“ mit insgesamt 1.600 Professorinnen und Professoren bundesweit auf dem zweiten Platz gelandet

ist, passt aus meiner Sicht zu diesem sehr erfreulichen Gesamtbild.

- Ebenfalls bestätigt wurden unsere Bemühungen um eine hohe Qualität in Studium und Lehre durch eine Reihe von großvolumigen Projektförderungen: So wurden die Folgeanträge „Einstieg mit Erfolg“ im „Qualitätspakt Lehre“ und „Weiterbildung Mittelhessen“ in der Ausschreibung „Offene Hochschulen: Aufstieg durch Bildung“ bewilligt. Besonders freut es mich angesichts unseres Profilschwerpunktes in der Lehrerbildung, dass unser Antrag in der „Qualitäts offensive Lehrerbildung“ erfolgreich gewesen ist – allein für dieses Projekt rechnen wir mit deutlich über 7 Mio. EUR an Fördermitteln für die kommenden Jahre.
- Auch in der Forschung sind uns in den vergangenen zwölf Monaten große Erfolge einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie größerer Forschungsverbände vergönnt gewesen. Beispielhaft möchte ich

für herausragende Einzelleistungen den Leibniz-Preis für Herrn Kollegen Lenger in den Geschichtswissenschaften nennen, den er im März erhalten hat, sowie die Nominierung von Herrn Kollegen Ghofrani in der Medizin für den diesjährigen Zukunftspreis des Bundespräsidenten.

- Ebenso ist es sehr erfreulich, dass wir für größere Forschungsprojekte neue Bewilligungen erhalten haben, so z. B. für das neue DFG-Graduiertenkolleg „Substitutionsmaterialien für nachhaltige Energietechnologien“, für vier weitere EU-finanzierte *Innovative Training Networks* in den Lebenswissenschaften, für den vom Land Hessen finanzierten LOEWE-Schwerpunkt *Medical RNomics* und für die zweite Förderperiode des DAAD-finanzierten *Centre of Excellence in Marine Sciences*. Daneben gibt es eine Reihe von weiteren Verbundforschungsinitiativen einschließlich SFB-Anträgen, die sich derzeit im Begutachtungsverfahren befinden.



Die Preisträgerinnen und Preisträger des Akademischen Festakts 2015 mit dem Festredner Prof. Dr. Peter Strohschneider, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1. Reihe, 2. von links), und Präsidiumsmitgliedern der JLU: Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee mit Amtskette, Kanzlerin Susanne Kraus (1. Reihe, 2. von rechts), Vizepräsident für Studium und Lehre, Prof. Dr. Adriaan Dorresteijn (1. Reihe, 1. von links), Vizepräsident für Forschung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Prof. Dr. Peter Kämpfer (1. Reihe, 1. von rechts), Prof. Dr. Peter Winker, Vizepräsident für wissenschaftliche Infrastruktur (2. Reihe, 1. von rechts). (Quelle: JLU-Pressestelle/Katrina Friese)

- Zu diesem auch in der Forschung sehr erfolgreichen Jahr passt es, dass wir im jüngsten Ranking des *Times Higher Education Supplement* erstmals in der Ranggruppe 251–300 gelistet werden und uns damit zu den Top-300-Universitäten weltweit zählen dürfen – auch wenn man Rankings dieser Art durchaus mit Vorsicht und einer gesunden Portion Skepsis bewerten sollte.

Die herausragenden Leistungen und national wie international sehr sichtbaren Projekte unserer Universität haben uns seit dem Besuch von Frau Bundesministerin Wanka vor einem Jahr beim letztjährigen Akademischen Festakt erneut mehrfach hohen Besuch in den vergangenen zwölf Monaten beschert:

- Herr Bundespräsident Gauck besuchte im Sommer die *Refugee Law Clinic*, in der Studierende – insbesondere der Gießener Rechtswissenschaft – Flüchtlinge beim Asylverfahren beraten.
- Frau Bundeskanzlerin Merkel besuchte ebenfalls im Sommer das gemeinsame Naturstoff-Forschungszentrum von Fraunhofer

und Sanofi-Aventis, in dem die Gießener Insektenbiotechnologie eine zentrale Rolle spielt.

- Herr Bundesaußenminister Steinmeier besuchte unser meereswissenschaftliches Exzellenzzentrum an seinem Hauptstandort Santa Marta in Kolumbien.
- Herr Ministerpräsident Bouffier stattete unserem LOEWE-Zentrum für Bioressourcen, aus dem in den kommenden Jahren eine eigenständige Fraunhofer-Einrichtung in Gießen entstehen wird, Ende August einen Besuch ab.

Auch auf vielen anderen Handlungsfeldern war das Jahr 2015 sehr ereignisreich, auch mit Blick auf personelle Veränderungen. Wir haben mit Frau Dr. Stritzke eine neue Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, die mit ihrem Team mit den Vorarbeiten für ein neues Gleichstellungskonzept begonnen hat. Auf dieser Grundlage werden wir unter anderem auch alle Maßnahmen im Professorinnenprogramm II, für das wir über 3 Mio. EUR bereitstellen können, gestalten – auch mit dem Ziel, in der Kernuniversität



Prof. Dr. Volker Wissemann, Vorsitzender des Vorstands der Gießener Hochschulgesellschaft (links), und Vizepräsident Prof. Dr. Peter Kämpfer (rechts) mit den Preisträgerinnen und Preisträgern der Dissertationsauszeichnungen.

(Quelle: JLU-Pressestelle/Katrina Friese)

bis zum Jahre 2020 einen Professorinnenanteil von 30 % zu erreichen. In diesem Jahr haben drei Vizepräsidentenwahlen stattgefunden: Herr Kollege Winker ist wiedergewählt worden und wird sich auch in den kommenden Jahren den zahlreichen auf die wissenschaftliche Infrastruktur bezogenen Themen annehmen: von der Versuchstierhaltung über die Errichtung von JLU-weiten *core facilities* bis hin zur Implementation des Hessischen Forschungsinformationssystems. Herr Kollege Dorresteijn und Herr Kollege Schreiner haben sich – bedauerlicherweise, aber irgendwie auch verständlicherweise – entschieden, in Forschung und Lehre zurückzukehren: Ihnen danke ich sehr herzlich für ihr herausragendes Engagement in den Ressorts „Studium und Lehre“ bzw. „Forschung und Nachwuchsförderung“ in den vergangenen drei Jahren. Und ich gehe fest davon aus, dass als neue Vizepräsidentin Frau Kollegin Dolle und als neuer Vizepräsident Herr Kollege Kämpfer – Letzterer seit einigen Tagen bereits im Amt – dieses Engagement mit Verve weiterführen werden. Und schließlich: Auch in der Internationalisierung tut sich einiges – wir stellen derzeit unsere neue Internationalisierungsstrategie für die kommenden zehn Jahre fertig, in der wir uns zu sechs für uns besonders wichtigen Partnerregionen auf den sechs Kontinenten bekennen und in der wir ein klares Programm zur weiteren Internationalisierung unserer Universität in allen Leistungsdimensionen entwerfen.

Meine Damen und Herren, all die genannten Aktivitäten, Projekte und institutionellen Teilstrategien, die wir auch in unserem aktualisierten Entwicklungsplan „JLU2020.2“ niedergelegt haben, werden in der Zielvereinbarung für die kommenden fünf Jahre, die wir zur Zeit mit dem Land Hessen endabstimmen, Eingang finden. Dabei wird dem Ausbau unserer Forschungsallianz mit unserer Schwesteruniversität in Marburg unter Einbeziehung der TH Mittelhessen und der außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Mittelhessen eine strategische Schlüsselrolle zukommen, damit wir in einem immer härter werdenden Wettbewerb der Regionen in der Zukunft bestmöglich bestehen können. Vor diesem Hintergrund bin

ich ausgesprochen dankbar, dass das Land Hessen sich bereit erklärt hat, die Entwicklung des „Forschungscampus Mittelhessen“ in den kommenden Jahren mit einer signifikanten Förderung aus dem Innovations- und Strukturentwicklungsbudget zu unterstützen. Gleichzeitig gilt es für uns als Teil der Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main, unsere traditionell vielfältigen Verbindungen zu unseren Partnern in der Metropolregion, insbesondere mit der Goethe-Universität Frankfurt, zu pflegen und weiter zu stärken – von der Judaistik und Holocaustforschung über die islamische Theologie bis hin zur Hadronenphysik und zur Herz- und Lungenforschung. Wir haben am Standort Gießen insofern ideale Voraussetzungen für eine zukunftsweisende Vernetzung mit starken Partnern sowohl in Mittelhessen als auch in der Metropolregion.

Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir, abschließend auf eine Thematik einzugehen, die uns alle in den vergangenen Monaten intensiv beschäftigt hat und die unsere Gesellschaft in den kommenden Monaten und Jahren prägen dürfte – ich meine die Flüchtlingsthematik, bei der wir gerade hier in der Universitätsstadt Gießen in besonderer Weise gefordert sind. Wir leben in einer Stadt mit gut 80.000 Einwohnern – und wir beherbergen in der Gießener Erstaufnahmeeinrichtung einschließlich aller Außenstellen 20.000 Flüchtlinge, davon zeitweise 6.500 allein am Standort Gießen. Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin – angesichts manch hässlicher Bilder aus anderen Städten dürfen wir, so meine ich, ein wenig stolz darauf sein, wie beherzt und verantwortungsvoll die Bürgerinnen und Bürger unserer Universitätsstadt Gießen bislang mit dieser enormen Herausforderung umgegangen sind – das ist nicht selbstverständlich, und ich danke allen Bürgerinnen und Bürgern dafür, wie sie für die Liberalität, Toleranz und Weltoffenheit Gießens einstehen, und dies in erheblichem Maße ehrenamtlich und völlig uneigennützig. Es ist völlig klar, dass wir als die mit Abstand größte Einrichtung in Gießen mit unseren knapp 5.000 Beschäftigten und 28.500 Studierenden einen Beitrag dazu leisten können, wollen und müssen, um hier in der Univer-

sitätsstadt Gießen die Versorgung und Integration von Flüchtlingen zu unterstützen. Die JLU tut dies seit längerem bereits mit eigenen Bordmitteln und wird dies weiter intensivieren mit den Sondermitteln, die der Bund und das Land zur Verfügung stellen werden:

- Unsere *Refugee Law Clinic* ist für die kommenden Jahre ressourciell vom Präsidium und dem Fachbereich Rechtswissenschaft so ausgestattet worden, dass wir die von Flüchtlingen stark nachgefragte Rechtsberatung durch Studierende langfristig sicherstellen können.
- Wir werden das Studienberatungsangebot für die Studierinteressierten und Studierfähigen unter den Flüchtlingen ab Januar 2016 weiter ausbauen. Auch unser Gasthörerprogramm wird für diese Gruppe geöffnet, ohne dass wir individuelle Entgelte erheben.
- Wir werden das Angebot an Deutsch-Sprachkursen, unsere Personalstrukturen im Bereich „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“ und alle interkulturellen Begegnungsmöglichkeiten ebenfalls weiter ausbauen. In diesem Zusammenhang bin ich sehr froh, dass es uns gelungen ist, über eine Kooperationsvereinbarung mit der Santander Bank unser internationales Begegnungszentrum „Lokal International“ finanziell mittel- und langfristig abzusichern.
- Wir werden unsere räumlichen Kapazitäten, falls notwendig, auch anderen Einrichtungen zur Verfügung stellen – so haben wir bereits der Goethe-Universität Frankfurt, deren Sport-Campus in Ginnheim zur Unterbringung von Flüchtlingen genutzt wird, Ersatzflächen am Kugelberg für die Frankfurter Sportstudierenden angeboten. Gleiches gilt für derzeit leerstehende Flächen, die dem Land Hessen für die Unterbringung von Flüchtlingen offeriert wurden.

Auch wenn die Flüchtlingsthematik leider allzu oft und viel zu verkürzt mit dem uns ebenfalls in diesen Tagen mit ungekannter Wucht trefenden islamistischen Terror verquickt wird – so gilt es dennoch hervorzuheben, dass wir als

Universitäten gerade jetzt einen Beitrag dazu leisten müssen, eine islamische Theologie aufzubauen, die mit unseren Werten, unserem Rechtsstaat und unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung kompatibel ist. Dies tun wir in dem Frankfurt-Gießener Zentrum für islamische Studien, in dem wir an der JLU primär für die Ausbildung von Grundschullehrern für das bekenntnisorientierte Schulfach „Islamischer Religionsunterricht“ verantwortlich zeichnen. Nur auf diese Weise kann es uns gelingen, in dem uns aufgezwungenen kulturell-geistigen Kampf gegen einen Terrorismus, der beansprucht, vom Islam legitimiert zu sein, zu obsiegen. Die Ereignisse in Paris und Brüssel zeigen, dass wir die Gefahr für unsere Art des Zusammenlebens, unser „normatives Projekt des Westens“ – um mit dem Historiker Winckler zu sprechen – nicht länger ignorieren dürfen.

Wir tun all dies in der Überzeugung, dass wir als öffentlich grundfinanzierte Universität – ganz im Sinne Justus Liebig's – eine *societal university* sind: eine Universität, die fest in der Gesellschaft verankert ist, die durch freie Forschung und Lehre und durch die Kraft wissenschaftlicher Erkenntnis einen Beitrag zum gesellschaftlichen Fortschritt und zur gesellschaftlichen Kohäsion leisten muss. In diesen Tagen wird deutlich, dass dies der große Maßstab ist, an dem wir uns messen lassen müssen – wir stellen uns dieser Aufgabe aus Überzeugung und mit all der Tatkraft, die wir aktivieren und mobilisieren können. Zur Bewältigung dieser Aufgabe lade ich alle Mitglieder und Angehörigen, alle Freundinnen, Freunde und Fördernden unserer Universität ein – und bedanke mich für das bisherige große Engagement aller JLUler und den Zuspruch unserer Unterstützerinnen und Unterstützer.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit. Ich wünsche uns allen – trotz der ernsten Zeiten – einen fröhlichen Festakt!

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee
Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen

Hochschule und Stadtentwicklung*

Gießen führt den Titel Universitätsstadt mit Selbstbewusstsein und Stolz. Von der Gegenwart der Universität, von ihrer Wirkung auf die Stadtgesellschaft hat Gießen stets seit Jahrhunderten profitiert – sei es durch Wissen und Innovation, die hier gut gedeihen und der hiesigen Kultur, dem Gesellschaftsklima wie auch der Wirtschaft zugutekommen, sei es durch die Vielfalt der Menschen und Kulturen, die eine jahrhundertealte Traditions-Universität anlockt und ihrerseits Weltoffenheit, Toleranz und Liberalität verbreiten, sei es durch die vielen jungen Menschen, die unsere Stadt bereichern.

Stadt und Hochschulen (dazu zählt neben der JLU längst auch die Technische Hochschule Mittelhessen/THM) sind mehr als eine Zweckgemeinschaft. Sie nähren einander, sie sind miteinander untrennbar verbunden. Im Bereich der Stadtentwicklung, der räumlichen und baulichen Perspektive der Stadt als Gesamtkörper, wird dies besonders deutlich. Nur wenn wir uns gemeinsam entwickeln, nur wenn wir auch räumlich zusammenwachsen, profitieren wir jeweils von der Sogkraft des anderen. Die Stadt wächst, die Hochschulen wachsen. Durch die vielen Investitionen, die derzeit in Hochschulen und auch unserer Stadt getätigt werden, werden moderne und zukunftsfähige Infrastrukturen geschaffen, die Gießen einen weiteren Modernisierungsschub geben. Diese Chance wollen wir ergreifen – gemeinsam mit den Hochschulen.

Der Hochschulstandort Gießen profitiert von seiner zentralen Lage, der Verankerung in der Region Mittelhessen und der Nähe zur Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main. Gießen ist attraktiv als Wissenschaftsstadt und zugleich die Stadt mit der höchsten Studierendendichte in Deutschland. Derzeit sind hier rund 36.000 Studierende an der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU) und Technischen Hochschule Mittelhessen (THM) eingeschrieben. Mit 4.522 Beschäftigten (JLU) und 735 Beschäftigten (THM) (jeweils Stichtag September 2015) stellen sie auch bedeutende Arbeitgeber in der Stadt dar.

Die Region Gießen ist längst zu einem anerkannten Wissens- und Technologiestandort avanciert. Die Hochschulen und deren Verbindung zu innovativen Klein- und Mittelbetrieben sowie eine stetig wachsende Anzahl wissenschaftlicher und universitätsaffiner Forschungseinrichtungen sind entscheidende Standortfaktoren für die Wirtschaft.

Gießen ist dabei eine lebendige Stadt, die mit hoher Lebensqualität aufwartet und von ihren weichen Standortfaktoren profitiert: Umfassende Umbau- und Sanierungsmaßnahmen sowie umfangreiche Investitionen in einen sorgsam gestalteten öffentlichen Raum – flankiert von zahlreichen freiraumgestalterischen Maßnahmen – haben in den letzten Jahren zu einer stetigen Attraktivierung der Stadt beigetragen und ausgesprochen lebenswerte Rahmenbedingungen geschaffen.

Ein großer Reiz der Stadt Gießen liegt in der starken Integration der Campusbereiche und universitären Institute in das städtische Gefüge begründet. Das Verhältnis der Hochschulen zur Stadt und deren Vernetzung mit der Stadt sind daher von hoher Bedeutung für die Stadtentwicklung. Aus diesem Grund ist die Stadt intensiv an der prospektiven städtebaulichen Entwicklung der Hochschulen interessiert und beteiligt.



*Stand 3. März 2016

Räumliche und zielplanerische Rahmenbedingungen der JLU:

Die JLU gliedert sich insgesamt in 3 Campusareale:

- Im Südviertel ist der Campus Natur- und Lebenswissenschaften gemeinsam mit dem privatisierten Universitätsklinikum Gießen und Marburg (UKGM) platziert.
- In der Kernstadt befindet sich mit dem Campus Innenstadt der wichtigste Verknüpfungspunkt zwischen Universität und Stadt.
- Im Osten der Stadt liegt in verkehrsgünstiger Lage der größte zusammenhängende Campus der Kultur- und Geisteswissenschaften.

Ergänzend sind noch die peripher gelegenen Areale des Oberen Hardthofes und des Strahlencentrums zu nennen.

Im Jahr 2005 wurde von städtischer Seite das „Strategische und räumliche Entwicklungskon-

zept (Masterplan 2020)“ durch die Stadtverordnetenversammlung beschlossen. Formuliert wurden darin u.a. die zentralen Leitlinien, die Stadt Gießen weiterhin als Wissenschaftsstadt im nationalen und internationalen Kontext zu positionieren, die Innovationskraft zu stärken und damit ihre Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten.

Zur Entwicklung eines baulichen Gesamtkonzeptes führte die JLU 2007/2008 ein Testplanungsverfahren unter Begleitung eines Consiliums durch (CCG I). Im Frühjahr 2008 legte es Handlungsempfehlungen für ein städtebauliches Gesamtkonzept vor, das bis heute für die bauliche Entwicklungsplanung der JLU Gültigkeit besitzt. Mit dem CCG I hat die JLU einen Planungsprozess initiiert, in der die räumliche Vernetzung und Gestaltung der Campusbereiche, die Verbindung mit dem innerstädtischen Grün- und Freiraum, aber auch die Verbindung zur Stadt Berücksichtigung finden. Es

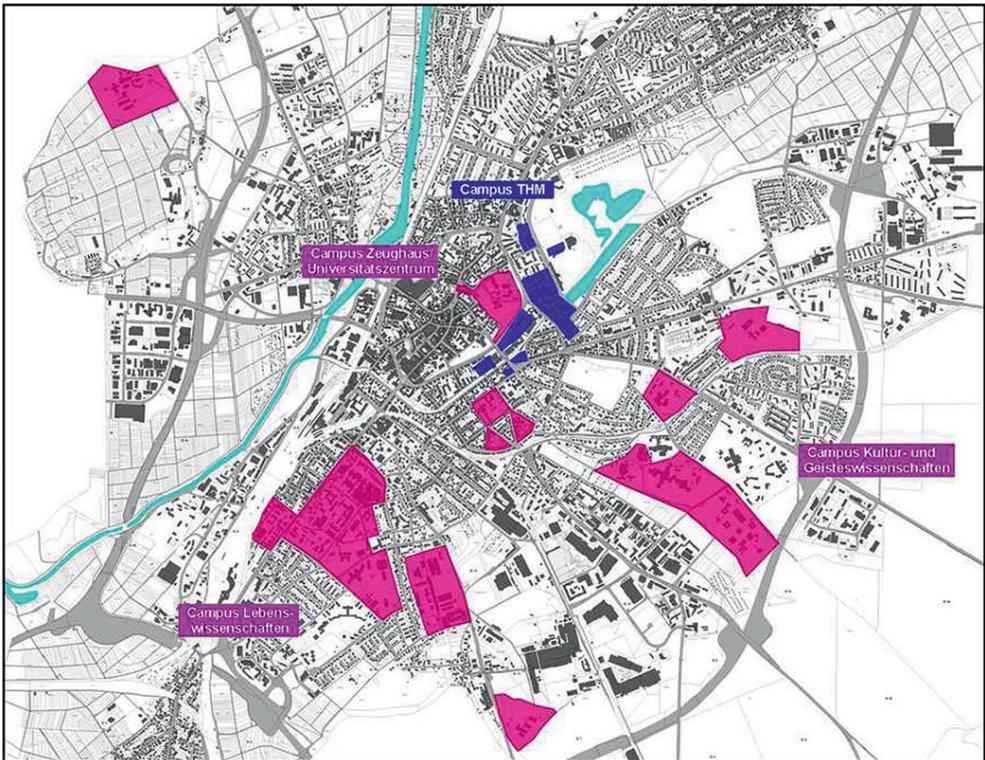


Abb. 1: Räumliche Verteilung der Universitätscampi.

(Quelle: eigene Darstellung der Universitätsstadt Gießen)

wurde zudem ein gemeinsamer Handlungsrahmen geschaffen, der die Abstimmung und Koordination einzelner Bauprojekte erleichtert. Zentrales Ergebnis des Prozesses war es, die JLU in drei Campusarealen räumlich und städtebaulich weiterzuentwickeln und teilweise neu zu konfigurieren. Weiterhin wurden eine Steigerung der Wahrnehmbarkeit der JLU in der Stadt und die Entwicklung von gesamtgestalterischen Konzepten im Sinne einer geordneten „Signaletik“ formuliert. Es wurde darüber hinaus empfohlen, die kooperativen Strukturen der zentralen Akteure JLU, THM, UKGM und Stadt zu verstetigen und einen gedeihlichen Austausch zum Zwecke einer kohärenten Vermarktung der „Wissenschaftsstadt Gießen“ zu forcieren.

Seit 2008 verfolgt das Land Hessen mit dem Investitionsprogramm HEUREKA (Hochschul-Entwicklungs- und Umbauprogramm: Runderneuerung, Konzentration und Ausbau von Forschung und Lehre in Hessen) das Ziel, einer der modernsten Hochschulstandorte Deutschlands zu werden. Der Hochschulstandort Gießen wird dabei im gesamten Förderzeitraum aus allen Förderprogrammen bis 2020 mit rund 1 Mrd. € Investitionsvolumen gefördert (JLU, THM, private Investitionen des Universitätsklinikums). Von 2021 bis 2026 sind weitere 110 Mio. € mit dem Nachfolgeprogramm HEUREKA II für die JLU angekündigt.

Retrospektiv sind das CCG I und das Hochschulinvestitionsprogramm HEUREKA zwei fundamentale Meilensteine im Entwicklungsprozess der JLU. Konzeptionell bildete das CCG I die Grundlage für die Planung, und mit der HEUREKA-Förderkulisse konnten diese planerischen Überlegungen in strategisch wichtige Bauprojekte umgesetzt werden.

Sieben Jahre nach den Empfehlungen des CCG I sind weiterführende Planungen abgeschlossen und viele Projekte umgesetzt oder im Prozess der Umsetzung begriffen.

Inzwischen hat das Büro Albert Speer & Partner GmbH 2014 eine erneute Lagebeurteilung zum gesamten Hochschulstandort erstellt, das die Grundlage für einen weiterführenden Kooperationsprozess (CCG II) darstellt. Damit wird das Ziel verfolgt, Stadt- und Universitätsentwicklung noch enger zu verzahnen und mögliche Synergien im Rahmen einer gemeinsam koordinierten Strategie zu binden.

Beispiele gemeinsamer Projekte:

In Gießen hat man frühzeitig erkannt, welche entscheidende Rolle die Wissenschaftseinrichtungen für die Entwicklung der Stadt spielen. So wird bereits seit 20 Jahren konsequent die Förderung der Wissens- und Technologiesegmente betrieben. Zu diesen Technologiezentren zählen zum Beispiel das Gründerzentrum



Abb. 2: Biomedizinisches Forschungszentrum Seltersberg.

(Quelle: Karsten Schade)



Abb. 3: Neue Chemie

(Quelle: Michael Schepp)

bzw. das Technologie- und Innovationszentrum Gießen. Die Stadt Gießen unterstützt dabei die Hochschulen und das UKGM, passgenaue räumliche Konfigurationen zur Umsetzung ihrer Spitzenforschung zu finden wie z.B. das Biomedizinische Forschungszentrum Seltersberg, das neue Medizinische Forschungszentrum am Aulweg, der Neubau für Lungen- und Infektionsforschung, die Neue Chemie, das Theaterlabor an der Stephanstraße sowie das deutsche Kinder-Herz-Transplantationszentrum des UKGM. Neu hinzu kommt die Technologie- und Gewerbefläche Leihgesterner Weg mit dem Leuchtturmprojekt Fraunhofer-Institut für Insektenbiotechnologie. Die Ansiedlung des Fraunhofer-Instituts könnte eine Initialzündung für die Ansiedlung weiterer wissenschaftlicher und universitätsaffiner Institutionen sowie forschungsintensiver Start-ups und Spin-offs mit explizitem Bezug zu Hochschultechnologien darstellen und weitere Synergieeffekte generieren.

Mit dem städtebaulich-freiraumplanerischen Masterplan zum Universitätscampus Philosophikum werden die städtebaulichen und funktionalen Grundlagen für eine sich anschließende, stufenweise umzusetzende bauliche Erneuerung der kultur- und geisteswissenschaftlichen Einrichtungen gelegt. Erklärtes Ziel ist es,

die bislang räumlich getrennten Campusareale Philosophikum I und II mit ihren bisher vollkommen konträren Erscheinungsbildern zu einem integrierten – baulich-räumlich und funktional schlüssigen – Campusbereich zusammenzuführen und stärker in die Textur und Wahrnehmung der Gesamtstadt einzubinden. Im Ergebnis entsteht dabei eine verbindende „Neue Mitte“ um einen Campusplatz, der sich zur Klingelbachaue öffnet.

Durch die geplanten Um- und Neubauten der Universität sowie die räumlich engere Anbindung an den städtischen Nukleus sollen die Bedingungen für Forschung und Lehre deutlich verbessert werden. Insgesamt besteht in der Neuordnung der Campus-Areale die einmalige Chance, die mitunter dezentralen und dispersen Universitätscampi der JLU durch räumliche Clusterungsprozesse und die Schaffung neuer Korridore stärker als bisher in den Stadtorganismus zu integrieren und damit ihre Wahrnehmbarkeit innerhalb der Stadt zu fördern. Hier steht die Stadt Gießen in enger Abstimmung mit der JLU, bei der sie zum einen bei städtebaulichen Wettbewerben teilnimmt und in die weitere Entwicklung der Campusbereiche eingebunden ist; zum anderen schafft sie über B-Pläne Baurecht für die Realisierung konkreter Bauprojekte und versucht, überge-

ordneten stadtentwicklungspolitischen Zielsetzungen Rechnung zu tragen.

Potenzielle Handlungsfelder zwischen Stadt und JLU:

Im Zuge wissenschaftlicher Transformationsprozesse muss es ein vorrangiges stadtentwicklungspolitisches Ziel sein, die Stadt Gießen zukünftig explizit als Ort der Wissenschaft und Forschung zu inszenieren. Dabei bedarf es einer weiterhin engen Verzahnung zwischen den Hochschulen und der Stadt. Dies berührt verschiedene Handlungsfelder wie etwa Flächenmanagement, Wohnraumversorgung, Mobilität, Freizeit, Infrastruktur u.a. Perspektivisches Ziel muss es daher sein, diese Handlungsfelder zu identifizieren und gemeinsame Handlungs- und Kooperationsstrategien auszuloten. Neben exzellenten Lern-, Lehr- und Forschungsbedingungen sind gerade die städtischen Qualitäten sowie die sozialen und kulturellen Angebote immanent wichtig für die strategische Standortentwicklung der JLU im globalen Wettbewerb um Spitzenwissenschaftler und die „klügsten Köpfe“. Unter Berücksichtigung einer zunehmenden Notwendigkeit der Kooperation zwischen Stadt und JLU lassen sich gegenwärtig einige gemeinsame Handlungsfelder explizieren:

- Im Rahmen des gemeinsamen CCG II beabsichtigen die JLU, Stadt und THM, einen intensiven Informationsaustausch über die je-

weiligen Flächenentwicklungen zu etablieren. Ziel ist es, Entwicklungspotenziale von zukünftigen Leerständen in Bestandsimmobilien, die für Forschung und Lehre nicht mehr zeitgemäß nutzbar sind, zu erkennen.

- Ein wichtiger Faktor der Stadtentwicklung ist die Bereitstellung von ausreichend Wohnraum für Studierende, Forschende und Lehrende. Der Fokus liegt dabei auf der Aktivierung innenstadtnaher Potenziale und der Ausrichtung auf die Bedürfnisse studentischen Wohnens.
- Die Umnutzung und Revitalisierung des ehemaligen „US-Depots“ im Osten und der Technologie- und Gewerbefläche Leihgesterner Weg im Süden der Stadt schreiten zudem stetig voran. Hier werden sich mitunter weitere Chancen für die Ansiedelung innovativer Gewerbe- und Produktionsbetriebe aufgrund optimaler Standortbedingungen bieten. Es ist von Beschäftigungsimpulsen vor allem für AbsolventInnen und weiteren Synergieeffekten mit universitären Instituten auszugehen.
- Ein gegenwärtig und prospektiv bedeutendes Thema der Kooperation zwischen Stadt und Hochschule ist die strategische Verkehrsentwicklung. Hier steht die Förderung des ÖPNV und Radverkehrs im Vordergrund. Außerdem gilt es Fragen der Stellplatzinanspruchnahme und des Stellplatzbedarfs bei neuen Bauvorhaben kooperativ zu lösen. Es ist zu prüfen, ob ein gemein-



Abb. 4: Philosophikum „Neue Mitte“ (Quelle: Ferdinand Heide, Architekt BDA, und Topos Landschaftsplanung Berlin)

sames Verkehrsraum- und Mobilitätskonzept für bestimmte Teilbereiche erarbeitet werden kann, aus dem sich eine Verbesserung der Campus-Verknüpfungen und eine Neuordnung in verkehrlich sensiblen Bereichen ableitet.

- Im Sinne einer integrierten Standortentwicklung erscheint der Ausbau eines koordinierten Vernetzungskonzeptes für die JLU von zentraler Bedeutung. Diese Form einer gemeinsam abgestimmten „Signaletik“ wird die Präsenz der Campusbereiche in der Stadt sichtbar machen und eine neue Qualität der Orientierung bieten.
- Aber auch andere Entwicklungen sind eng mit den Hochschulen verknüpft. So liegen die wichtigsten städtischen Freiräume meist in unmittelbarer Nähe zu den Campusarealen. Mit der Landesgartenschau 2014 konnte die Stadt die Gelegenheit nutzen, Grünräume an der Lahn und an der Wieseck qualitativ aufzuwerten. Insbesondere das zentrale Landesgartenschauengelände an der Wieseckau liegt in unmittelbarer Nähe des Campus Universitätszentrum und trägt zukünftig zu deren Attraktivierung durch hohe Aufenthaltsqualitäten bei.
- Ebenso könnten sich perspektivisch noch Kooperationsprojekte zwischen Stadt und Hochschulen bspw. im Rahmen von erweiterten Tagungsmöglichkeiten ergeben.

Perspektiven für die zukünftige Hochschul- und Stadtentwicklung:

Die Stadt und die Hochschulen sind untrennbar miteinander verbunden. Daraus erwachsen sowohl für die Stadt als auch für die Hochschulen Herausforderungen und Chancen gleichermaßen. Daher gilt es, diese tiefe Verbindung angesichts eines zunehmenden interkommunalen und hochschulbezogenen Wettbewerbs und einer massierten Konkurrenz um

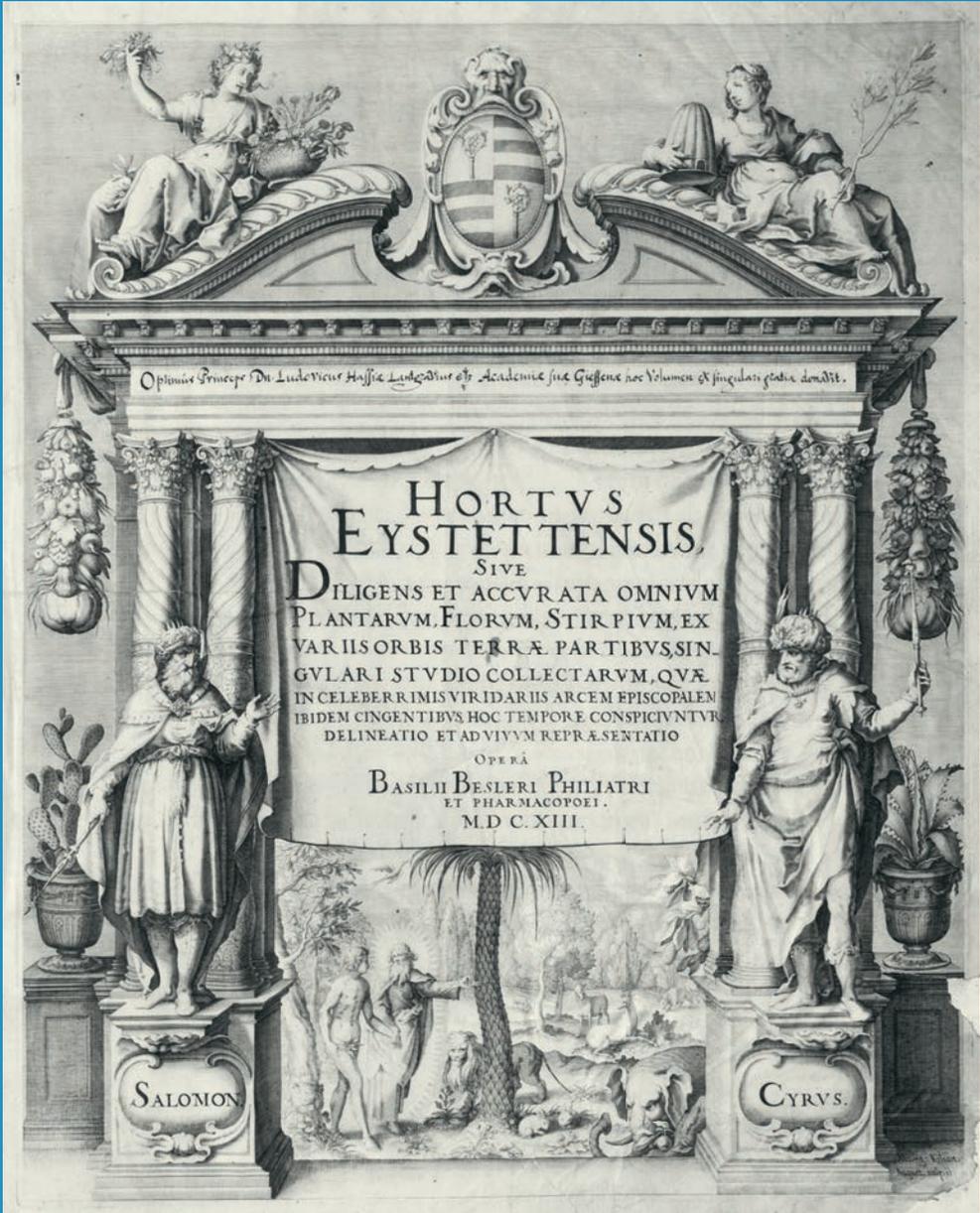
Spitzenwissenschaftler zu verstetigen und auszubauen.

Exzellente ausgebildete Fachkräfte bilden das Fundament für innovative und unternehmerische Aktivitäten in der Region und schaffen eine ausgesprochen innovationsfreudige Unternehmenskultur. Vorrangiges Ziel der Stadtpolitik ist es daher, möglichst viel innovatives und kreatives Potential an den Standort Gießen zu binden sowie künftig mehr AbsolventInnen in Gießen zu halten. Als langfristiges Ziel gilt es, sich als „Wissenschaftsstadt“ mit hohem Internationalisierungsgrad zu positionieren. Schon heute ist die Region eine der bedeutendsten Wissensregionen der Republik und ein Zentrum der Medizin und Gesundheit. Diese Position gilt es zu festigen und auszubauen – damit Gießen wachsen und gedeihen kann, weitere Arbeitsplätze entstehen und weitere attraktive Lebensräume geschaffen werden können.

Fest steht, dass der Ausbau der JLU die Stadt Gießen veritabel aufzuwerten vermag. Diese Neugestaltung muss als Chance sowohl für die Hochschule als auch für die Stadt begriffen werden. Der Erfolg der Stadt Gießen liegt in der kooperativen und konsensualen Zusammenarbeit, der Nutzung von Synergien und einer gemeinsamen Qualifizierung der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Strukturen begründet. Nur so kann es gelingen, die Stadt Gießen nachhaltig zu entwickeln: Nur wenn Hochschulen und Stadt gemeinsam wachsen, wachsen sie auch weiter zusammen. Das ist nicht nur Programm, sondern auch Erfahrung: Die über 400-jährige Geschichte der Universität und das damit verbundene Wachstum der Stadt Gießen an Menschen und Bedeutung lässt sich in unserer Stadtgeschichte kontinuierlich nachvollziehen. Das soll auch weiterhin so bleiben.

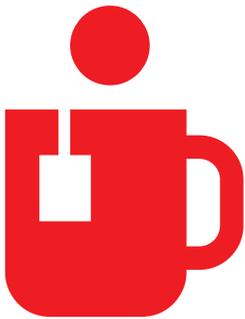
Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin
der Universitätsstadt Gießen

II. Themen und Thesen





Gelassen ist einfach.



sparkasse-giessen.de

Wenn man Finanz-
geschäfte jederzeit und
überall erledigen kann.

Mit Online-Banking.

 Sparkasse
Gießen



Karsten Mackensen

Eine andere Erzählung der Moderne. Ferruccio Busonis „Doktor Faust“*

Christian Kaden (1946–2015) zum Gedenken

Moderne zwischen Alter und Neuer Musik

Ferruccio Busoni, einem in Italien geborenen Pianisten und Komponisten, der um die Jahrhundertwende in Berlin gelebt und gearbeitet hat und 1924 gestorben ist, im selben Jahr wie Puccini, würde in keiner Erzählung der Moderne des 20. Jahrhunderts ein prominenter Platz zuteilwerden. Die stilistische Vielgestaltigkeit seines kompositorischen Schaffens, aber auch die weder systematische noch konsistente Haltung seiner mitunter zum Aphorismus neigenden musikästhetischen Einlassungen versperren sich einer trennscharfen kategorialen Zuordnung im Raster der begrifflichen Dichotomien, wie sie charakteristisch für theoretische Beschreibungsmodelle der Moderne sind. Zwar sei Busoni „zweifellos ein Vertreter der Moderne“ gewesen, zugleich aber auch durch und durch Romantiker, konstatiert Albrecht Riethmüller in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*.¹ In den Debatten der Neue-Musik-Zirkel, in unserer Wahrnehmung diskursiv dominiert durch Theodor W. Adorno, findet Busoni kaum Beachtung. In keine der Schubladen der Moderne scheint er hineinzupassen. So entzieht er sich der von Adorno durchaus polemisch in Szene gesetzten Polarität von Schönberg und Strawinskij. In seinem einflussreichen Buch *Philosophie der neuen Musik* hatte Adorno diese beiden wichtigen Protagonisten der Musik der ersten Jahrhunderthälfte unter der Begriffsdichotomie Fortschritt (Schönberg) und Reaktion (Strawinskij) rubriziert. Die gesellschaftlich und historisch „richtige“ Musik entspricht demzufolge einem Paradigma des Fortschritts, den Adorno bekanntlich im Materialbegriff konkre-

tisiert. In der Zwölftontechnik erfährt diese Tendenz des Materials ihre Realisierung. Für das alleine schon begrifflich notwendige Gegenstück, die Reaktion (oder auch, psychoanalytisch gewendet, die Regression) führt Adorno bestimmte musikalische Merkmale insbesondere der Ballett-Musiken für die *ballets-russes* an, die auch insgesamt musikgeschichtlich vielfach als „Primitivismus“ oder Archaismus eingeordnet werden. Zugleich ist Strawinskij – in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung – ein maßgeblicher Vertreter des Neoklassizismus, also eines spezifischen kompositorischen Umgangs mit Modellen älterer Musik vornehmlich vor 1800. Prominente Beispiele bei Strawinskij wären etwa die *Pulcinella*-Ballettmusik (1920) oder auch das lateinischsprachige Opern-Oratorium *Oedipus Rex* (1927). Nicht nur wird Busonis Komponieren von den musikalischen Modernerzählungen nicht erfasst, auch er selber positioniert sich quer zu einfachen binären Kategorien. Schönberg kritisiert er nicht weniger als Strawinskij und Strauss. Moderne Tendenzen lehnt er als eine Art von Eklektizismus ab, eine „aus Strauss und Schönberg zusammengewürfelte, völlig ungekonnte Musik“ mache sich da laut, heißt es in einem Brief an Volkmar Andreae.² Der avantgardistische Expressionismus versuche eine Übertrumpfung des „Sezessionisten Schönberg“ und des „russischen Klangakrobaten Stravinsky“.³ Schönbergs Musik klingt ihm sentimental. Im dritten Jahrgang der *Musikblätter des Anbruch* berichtet Busoni 1921: „Sollte der Sentimentalismus eine Wiedergeburt erfahren? Nach dem Anhören (– Durchspielen und Mitstudieren –) von Arnold Schönbergs Klavierstücken und Liedern hätte es beinahe den Anschein.“⁴ Im Vergleich mit der Kunst der Futuristen sei Musik von Schönberg (die Rede ist konkret von *Pierrot Lunaire*) gar „laue Limonade“.⁵

*Überarbeitete Fassung der Antrittsvorlesung des Verfassers an der JLU Gießen, gehalten am 29. April 2015.

Hinzu kommt das ausgeprägte kompositorische Interesse an Johann Sebastian Bachs Musik, das eine Affinität Busonis zu neoklassizistischen Strömungen nahelegt. Wo würde also in einer begrifflich dichotom argumentierenden Modernetheorie eine solche Position ihren Ort finden, die der Avantgarde skeptisch gegenübersteht, die in Schönberg und in Strawinskij die wichtigsten Protagonisten zeitgenössischer Musik erkennt (beide allerdings kritisch betrachtet), die außerdem mit dem Konzept einer „jungen Klassizität“ – so ein wichtiges Schlagwort der Ästhetik Busonis – und der Bach-Orientierung offensichtlich in einer Nähe zum Neoklassizismus steht? Polemisch wird Busoni sogar – die Widersprüchlichkeiten noch verschärfend – mit dem Futurismus in Verbindung gebracht, namentlich durch seinen Komponistenkollegen und musikästhetischen Antagonisten Hans Pfitzner. Einer geschichtsphilosophischen Interpretation der kulturellen Entwicklung aus der Sicht Adornos – hätte dieser Busoni denn beachtet – wäre das alles ohnehin zutiefst ideologieverdächtig gewesen, denn gleich dreifach bewegte sich

Busoni dann in einer ideellen Nähe nicht einfach nur zur Reaktion, sondern schlechthin zum Faschismus: Neoklassizismus, Futurismus und Alte Musik sind – vor allem, aber nicht ausschließlich in Italien – durch eine auffallende Tendenz zum Faschismus ausgezeichnet.⁶ Busonis Ästhetik und Komponieren allerdings sind weit jenseits chauvinistischer, rassistischer oder totalitärer Implikationen angesiedelt.

Für Adorno ist es – aus der rückblickenden Sicht der späten 1930er Jahre – insbesondere diejenige Musikszene, die sich der Alten Musik zugewandt hat, deren Denken er regressive Unangemessenheit gegenüber der Moderne anlastet und zugleich eine hohe Affinität zu autoritärem und totalitärem Denken. Die ersten Entwürfe zu der als Buch publizierten Vorlesungsreihe *Typen musikalischen Verhaltens* gehen auf das Jahr 1939 zurück. Es ist hier nicht der geeignete Ort, epistemologische und methodische Hintergründe der durchaus nicht unumstrittenen Hörertypologie zu diskutieren. Von Interesse ist stattdessen die dezidiert geschichtsphilosophische



Ferruccio Busoni um das Jahr 1895.

Perspektive, aus der Adorno die Kategorie „Alte Musik“ betrachtet – wengleich unter ausschließlich negativen Vorzeichen. Der Typus des „Ressentiment-Hörers“, Liebhaber der Musik Bachs und der Zeit davor, ist nur scheinbar nonkonformistisch, er „sympathisiert dabei meist mit Ordnungen und Kollektiven um ihrer selbst willen“. Ideologisch in die Nähe zur Jugendmusikbewegung gebracht, diagnostiziert Adorno eine Mentalität, die „präformiert [ist] durch die Zielsetzung ihrer Bünde, die meist reaktionären Ideologien anhängen, und durch den Historismus“.⁷ Musikpraktische Konsequenzen solcher Ideologie sind pedantische Werktreue und Verteidigung einer anmaßend für authentisch erachteten Aufführungspraxis.

Damit zeichnet sich bei Adorno bereits die begriffliche Verengung der Kategorie Alte Musik auf historisierende Aufführungspraxis ab, die bis heute maßgeblich geblieben ist. Zugleich jedoch kennzeichnet er die Alte Musik als ein geschichtstheoretisches Konzept in unmittelbarem Zusammenhang mit Entwicklungen der kulturellen Moderne. Sie ist bei ihm Bestandteil einer begrifflich polarisierten theoretischen Beschreibung dieser Moderne, deren Ursprung terminologisch überdies in deren Diskurs selbst liegt.

Ob derartige Beschreibungen allerdings in angemessener Weise die fraglichen Phänomene erfassen, muss nicht nur angesichts des immer auch polemischen Charakters der Debatten (und auch von Adornos Auslassungen) kritisch betrachtet werden. Am Beispiel literaturwissenschaftlicher Modernetheorien hat der Bonner Germanist Ingo Stöckmann auf das methodologische Problem der Verzahnung von Gegenstand und Analysevokabular hingewiesen. Moderne-Terminologien seien in „ihren erkenntnislogischen Befangenheiten“ wenig durchschaubar.⁸ Vielfach stützen sich demzufolge Beschreibungen der Moderne auf deren Selbstbeschreibungsvokabular. Besonders problematisch scheint Stöckmann die bereits angegedeutete Tendenz zu Aufspannung begrifflicher Dichotomien, unter denen Phänomene der Moderne rubriziert werden. Typischerweise handelt es sich um Gegensatzpaare mit teil-

weise impliziten Wertungen. Stöckmann spricht von einem „nachgerade grammatikalischen Zwang“ zu Doppelfiguren wie etwa Gemeinschaft/Gesellschaft, Homogenität/Differenzierung, Status/Kontrakt, stratifikatorische/funktionale Differenzierung, Tradition/Entbettung, Handlungssystem/Symbolsystem usw.⁹ Zum einen sind diese Konzepte natürlich reduktionistisch – angesichts des theoretischen Anspruchs wäre das an sich durchaus erwartbar und sinnvoll –, zugleich nivellieren sie aber gerade da, wo sie dem zeitgenössischen Diskurs terminologisch entstammen, wichtige Nuancen und Übergänge, eine ursprünglich in den Konzepten mitschwingende Bedeutungsvielfalt. Zum anderen – und wohl wichtiger – suggerieren die Paarungen eine vorgängige Einheit, die sich in der komplementären Ergänzung der Differenz der Gegensatzpaare zu einem vollständigen Ganzen abbildet. Stöckmann spricht, den letztlich konstruktivistischen Charakter dieser Vorstellung betonend, von einer „Anfangsfiktion“, von der aus modernetypische Prozesse ihren Verlauf nehmen (Differenzierung, Fortschritt, Entwicklung zu Komplexität usw.).¹⁰ Nur werde ein solches anscheinend Anfängliches in Wirklichkeit von der Komplexität gestiftet, „zu der es sich erst fortentwickelt“ (ebd.). Im Begriff der Ambivalenz, der vielfach für Phänomene verwendet wird, die sich einer eindeutigen Klassifizierung gemäß dichotomer Kategorien versperren, ist paradoxerweise nicht weniger eine solche Einheit mitgedacht – auch „Vielfalt, Uneindeutigkeit, Ambivalenz [sind] als Merkmale nicht davor geschützt [...], formal einheitliche Merkmale zu werden oder in eine binäre Kontextur einzurücken“.¹¹ Stöckmann schlägt daher vor, stattdessen die für die Moderne konstitutive Ambiguität freizulegen, um „die“ Moderne jenseits des Dichotomienzwangs theoretisch zu beschreiben.¹² Zu diesem Zweck einer Fortschreibung des begrifflichen Instrumentariums der Moderne müsste eine als Narrativik betriebene Moderneforschung, so schlägt Stöckmann vor, „die Praktiken und sachbezogenen Festlegungen, die zu diesem Instrumentarium geführt haben“ (ebd.), überhaupt erst erhehlen.

Doktor Faust als Paradigma einer anderen Moderneerzählung

Busonis musikpraktisches wie auch musikästhetisches Schaffen legen derartige alternative Erzählmodelle nahe, und zwar insbesondere mit Bezug auf die von Adorno als ideologieverdächtig gebrandmarkte Kategorie der Alten Musik. Gerade weil *Doktor Faust*, das letzte und nicht vollendete Werk Busonis, einerseits im Zusammenhang mit dessen Interesse an der Musik Bachs gelesen werden muss, zugleich aber erkennbar keinem wie auch immer gearbeteten Historismus verpflichtet ist, bietet sich das Werk als Ausgangspunkt einer alternativen Erzählung der musikalischen und kulturellen Moderne insgesamt an. *Doktor Faust* erweist sich als ein wichtiger Indikator einer dezidiert neuen Musiksprache, die in ihrer anti-illusionistischen Grundhaltung, ihrer Konstruktivität und ihrem gänzlich unhistoristischen Aufgreifen vormodernen Musikdenkens geradezu idealtypisch modern ist – ohne einer irgend gearbeteten „Avantgarde“ anzugehören oder einer vermeintlichen Tendenz des Materials zu gehorchen.

Das generelle Interesse Busonis an alter Musik und speziell an der Bachs muss hier nicht mehr im Einzelnen dokumentiert werden. Es lässt sich interpretieren vor dem Hintergrund der Wirksamkeit eines nicht nur im Bereich der Musik, sondern auch der Philosophie, Literatur und Kulturpublizistik nachweisbaren geschichtsphilosophischen Verständnisses Alter Musik.¹³ Tatsächlich kommt diesem Begriff keine geringere Bedeutung zu als seinem Komplement, der Neuen Musik: diese wird zu demselben Zeitpunkt zu einer „Parole“, zu dem Alte Musik sich als fester Bestandteil des Selbstbeschreibungsvokabulars der kulturellen Moderne etabliert, also nach 1918.¹⁴ Anders als Appropriationen älterer Musik – und immer besonders der Musik Bachs – im 19. Jahrhundert, betont die moderne Konzeption weniger Kontinuität und aktualisierende Anpassung als die Alterität, das grundsätzlich Andere und nicht mehr Einholbare der Alten Musik. Damit steht sie in dezidiertem und teils explizitem Widerspruch zum Historismus und zu Kunstströ-

mungen des 19. Jahrhunderts. Der Musikwissenschaftler Heinrich Bessler betont 1926 den Unterschied des modernen Umgangs mit alter Musik zu dem des zurückliegenden Jahrhunderts: „Insofern unterscheidet sich freilich das gegenwärtige Aufgreifen fremder Musikkulturen von der romantischen Palestrina- und Bachbewegung, als uns die naive Sicherheit fehlt, das Vergangene mit gutem Gewissen den heutigen Gewohnheiten anzugleichen.“¹⁵ Als „fremde“ Musikkulturen bezeichnet Bessler hier die europäische Musik des Barock und vorangehender Epochen. Gerade aus dem Prinzip der Fremdheit schöpft die Kategorie ihr modernespezifisches Potential. Infrage gestellt wird dabei nicht nur der monumentale Subjektivismus der Musik der Romantik, sondern die emphatische, sich an die Materialität der Partitur und an die Vorstellung eines gleichsam optisch dem Rezipienten gegenüberstehenden, abgeschlossenen und unveränderlichen, ewigen Werkes bindende Kunstvorstellung.

Bei Busoni lässt sich die Modernewirksamkeit dieser im Kern hoch ambiguen Kategorie zeigen. In die Komposition des *Doktor Faust*, für Busoni Höhepunkt und Summe seines Schaffens, finden langjährige Auseinandersetzungen mit der Alten im Kontext der Neuen Musik Eingang. Dazu gehören als Hauptelemente die Auflösung der Werkkonzeption im Zusammenhang einer Ästhetik der Transkription und die Brechung subjektiver Unmittelbarkeit.

„Transkription“

Das Prinzip einer Infragestellung des Werkhaft-Festen bestimmt die Beschäftigung Busonis mit Bachs Musik immer wieder, sei es in Form von Editionen, sei es in Form von Bearbeitungen. Hintergrund bildet Busonis Verständnis von Komponieren als „Transkription“: Nicht nur Bearbeitungen, Arrangements oder Fortentwicklungen bereits bestehender Werke sind demzufolge Transkriptionen, sondern bereits die Niederschrift der Noten in Form der Partitur.¹⁶ Ein originales Werk im Sinne des 19. Jahrhunderts existiert nicht. Komponieren begreift Busoni als Bearbeiten, Bearbeiten ist für ihn Komponieren. Diese Vorstellung ist dem Denken des 18.

Jahrhunderts hoch kompatibel, sie steht zum Konzept des Originalgenies des 19. Jahrhunderts in genauer Opposition. Von besonderem Interesse ist für Busoni daher gerade diejenige Musik, die nicht abgeschlossen oder in unveränderlicher, absoluter Form begegnet. Seine Ergänzung der von Bach nicht mehr vollendeten *Kunst der Fuge* geschieht ausdrücklich unter der Maßgabe einer erschöpfenden, möglichst umfassenden und vielfältigen Erarbeitung von Transkriptionen, also sozusagen von im Material angelegten Gestaltungsvarianten. Bach habe in den von ihm realisierten 16 Fugen nicht alle Möglichkeiten des zugrunde liegenden Fugensubjekts ausgeschöpft, merkt Busoni in einem Brief an Egon Petri von 1912 an.¹⁷ Ergebnis ist bei aller Anlehnung an das Bachsche Original weder Stilkopie im Sinne eines Neoklassizismus noch das Prinzip einer Art von „Variation über ein Thema“; vielmehr erarbeitet Busoni eine so moderne Klanglichkeit, dass Luigi Pestalozza die *Fantasia contrappuntistica* mit Charles Ives' *Concord Sonata* aus der selben Zeit vergleicht.¹⁸ Ganz im Interesse eines modernen Komponierens geht es Busoni weder um ein kulturkritisch-rückwärtsgewandtes Festhalten an oder Zurückkehren zu alten, vertrauten Werten, noch um lokalkoloristische Anklänge an eine „eigene“ Tradition. Es geht im Gegenteil um das nicht Selbstverständliche und nicht Abgeschlossene, um das stets Veränderliche und damit um das Andere der Idee eines festen, bleibenden und einzigartigen Werkes. Es geht in diesem Sinne um etwas Unvertrautes. Es ist sicherlich kein Zufall, dass sich Busoni zur selben Zeit intensiv mit der Musik Beethovens beschäftigt, dessen Polyphonie er ebenfalls als produktive Auseinandersetzung mit Bach deutet. Beethoven nicht weniger als Bachs Musik entsprechen dem, was Busoni im Zusammenhang seiner Forderung einer „Jungen Klassizität“ als „absolute Musik“ bezeichnet. Junge Klassizität soll eine grundlegende Modernität der Musik gewährleisten, die, wie er sagt, „alt und neu zugleich“ sein wird.¹⁹ Absolute Musik ist eines der Kriterien einer solchen modernen Musik. Gemeint sind aber gerade nicht bestimmte, vor allem sinfonische Form- und Kompositionsprinzipien, wie sie in der reinen Instrumentalmusik

des 19. Jahrhunderts entwickelt wurden und wie sie charakteristisch für das autonome Werk sind. Dieser Begriff bezieht sich ganz im Gegenteil auf die Momente der Musik, in denen sie unfest, übergänglich und eben gerade nicht zum abgeschlossenen Werk geronnen ist. Als Beispiel führt Busoni zwar eine Sonate Beethovens an – also den Inbegriff absoluter Werkmusik –, er nennt aber ausgerechnet eine Überleitungspassage, nämlich die Einleitung zur Fuge im letzten Satz der Hammerklaviersonate.²⁰ Es geht ihm also auch hier um das Transformations- und Variierungspotential von Musik, um Möglichkeiten der Bearbeitung und Transkription. Sowohl die Einleitung, also eine Übergangs- oder Hinführungspassage, als auch die Fuge stehen für Wandlung und Veränderung, nicht für Festes, Abgeschlossenes, Perfektes im Sinne des *opus perfectum et absolutum*. Gerade die strenge Form der Fuge passt hierzu durch ihren grundsätzlich ja verarbeitenden, „durchführenden“ Charakter, der die Idee eines vermeintlichen „Originals“ radikal konterkariert. Das Nicht-Werkhafte der Alten Musik wird hier also zu einem Konzept der modernen Musik.

Die Wahl des Faust-Stoffes fügt sich vor diesem Hintergrund gut einer solchen Ästhetik. Busoni beschäftigte sich intensiv mit verschiedensten Fassungen des Stoffes, vor allem auch der von Christopher Marlowe.²¹ Albrecht Riethmüller hat darauf hingewiesen, dass allein in der Wahl eines so vielfältig bearbeiteten Sujets der Primat der Transkription, das Interesse an Varianten und Bearbeitung zum Tragen kommen, die in diametralem Widerspruch zur Idee von Werk und Original stehen. Die Faust-Fabel insgesamt steht so als eine Art Chiffre für Variabilität und Verwandlung. Dem Nicht-Festen, in diesem Sinne Nicht-Werkhaften des Stoffes korrespondiert überdies die Wahl einer Figur der Renaissance. Busoni lag besonders an der gerade noch mit unserer Zeit vermittelten Fremdheit dieser Epoche. Im Entwurf zu einem Vorwort der Partitur des *Doktor Faust* berichtet er: „Die zu erwähnende [Gestalt] [...] durfte nicht in dieser [Säulenreihe durch den Gang der Zeiten] so weit zurückreichen, daß die Teilnahme an ihr durch Entfernung litte; nicht so nahe gerückt

ges-Moll

Clar.

Vcllo.

a-Moll

Notenbeispiel 1

sein, daß die für die Wirkung unerläßliche „Distanz“ zu kurz bemessen wäre.“²²

Ganz konkret aber auch in der Musik des *Doktor Faust* findet das Prinzip der Transkription seinen Niederschlag. Da ist zum einen die für so große Veränderungen offene Form der Fuge, die zudem Busonis Vorstellung von einer neuartigen Polyphonie verwirklicht, deren radikale Konzentration auf die „Melodie“, also den Verlauf jeder einzelnen Stimme des Satzes, zu einer neuen Harmonik führen soll. In der *Symphonia* der Oper findet sich eine streng kanonisch gearbeitete Passage.²³

Die intervallgetreue Imitation ergibt sich aus einer initialen Verkürzung des Themas in den Celli. Zu Beginn erklingt es in Klarinetten und Celli parallel im Sextabstand; die Verschiebung bewirkt eine Bitonalität von ges-Moll (Klarinetten) und a-Moll (Celli), jeweils stark chromatisiert (vgl. Notenbeispiel 1). Die hoch moderne Klanglichkeit dieser Passage ergibt sich so aus einer strengen Umsetzung von Prinzipien einer vokalen Mehrstimmigkeit, wie sie Bach vielleicht eingesetzt hat, wie sie aber vor allem noch ältere Modelle von Imitation etwa in der franko-flämischen Vokalpolyphonie auszeichnet. Die Strenge solcher Verfahren als Mittel der Schaffung einer neuen, zeitgemäßen Harmonik findet Busoni bei den „Gotikern von Chicago“ musiktheoretisch angelegt. So lautet der Titel eines Aufsatzes aus dem Jahre 1910 über die Theorie des deutsch-amerikanischen Musiktheoretikers Bernhard Ziehn. Dieser bezieht sich ebenfalls stark auf kontrapunktische Verfahren der Bach-Zeit. Seine Musiktheorie spiegelt eine wichtige Tendenz der Zeit wider,

die sich kompositorisch in Europa nicht zuletzt im Bemühen der Komponisten der Wiener Schule um neue tonale und formale Gestaltungsmittel zeigt. Busoni erkennt in dem Ansatz vor allem das Potential, ein älteres Musikdenken mit zeitgenössischer Kunst zu verbinden. Über das ältere Modell kontrapunktischer Faktur legten sich demzufolge „die verjüngenden Farben einer großen, neuen Harmonik, die durch rücksichtslos-logische Intervallenführung der einzelnen Stimmen diese von einander unabhängig macht und namentlich an den Punkten, wo sie zusammentreffen, auch eigenartige Akkordgebilde entstehen läßt“.²⁴ Busoni interpretiert die Theorie Ziehns radikal modern. So schlägt er vor: „Man denke sich das Thema B A C H – untransponiert! – über einem Passacaglia-Baß in Fis-dur oder unter einer Konfiguration von A-moll [...], man vergegenwärtige sich diese [...] Figurationen [...], wie sie [...] so fortwährend wechselnde, notwendig entstehende Akkordkombinationen bilden – und wir haben eine Idee dieser neubelebten Tongotik [...]“²⁵ Mit historistischer Rückbesinnung auf ein irgend vertraut Klingendes hat das trotz des Bach-Bezugs nichts zu tun; weder in der Theorie noch in der Umsetzung in der Oper.

Variation

Als nicht weniger einflussreich für den *Doktor Faust* erweisen sich nicht nur kontrapunktische Verfahren, sondern auch das Prinzip der Choralvariation, mit dem sich Busoni ebenfalls im Zuge seiner Auseinandersetzung mit Bach beschäftigt. Choral und Choralbearbeitung sind

für Bachs Schaffen zentral. In einer Bearbeitung seiner zweiten Violin-Sonate, die ihrerseits einen Bachchoral adaptierend in den Mittelpunkt stellt, führt Busoni das Prinzip der Veränderung gleichsam *in situ* vor. Durch ein Verfahren der Dekomposition der Form seines eigenen Stückes stellt Busoni dabei das Verhältnis von Original und Variante grundsätzlich infrage.²⁶ Grundlage der *Improvisation über ein Bachsches Chorallied für zwei Klaviere* (1916) ist der Variationen-Schlussatz der Sonate. Zwar bleibt der Choral der gemeinsame Bezugspunkt, aber in dem Stück von 1916 – das man weder Bearbeitung noch Arrangement nennen möchte – rückt er vom Beginn ins Zentrum des Satzes. Das Verhältnis von „Original“ und „Bearbeitung“ wird so regelrecht auf den Kopf gestellt; das Ursprüngliche im Sinne des zeitlich Vorangehenden stellt hier eine Variante dar, die Variante nimmt die Stelle des Originals ein. Von einer klassischen Form als Thema mit Variationen – noch in der Sonate verwirklicht – kann hier nicht mehr die Rede sein. Das vermeintliche Original ist – ganz im Sinne von Busonis Junger Klassizität – nichts als Transkription, gleichberechtigt mit allen anderen realisierten oder nur potentiellen Transkriptionen.

Busonis Verwendungen des Choral-Idioms oder konkrete Choral-Zitate sind weder Rückgriffe auf eine vermeintlich heile Welt älterer Musik

noch bloßes Stiltzitat, sie sind keine „Aktualisierung“ Bachscher oder anderer alter Musik und sie dienen nicht einfach der Erzeugung einer *Couleur locale*. Ist für Busoni einerseits der werkhafte unfeste Charakter dieser Musik von Interesse, die beinahe wie ein *cantus prius factus* keinen Urheber und damit keine Originalgestalt kennt, betont er auch ihre Autonomie ganz jenseits möglicher funktionaler Zuordnungen in bestimmten sozialgeschichtlichen Zusammenhängen. Nichts in der musikalischen Beschaffenheit eines Chorals deutet auf den Bereich des Religiösen nachweisbar hin.²⁷ Dem entsprechend sei er etwa in Kammermusikwerken genutzt worden. Und so – als „absolute“ Musik – will Busoni das Idiom auch im Musiktheater einsetzen.²⁸ Nur einen Choral zitiert Busoni in *Doktor Faust* im engeren Sinne (*Doktor Faust*, letztes Bild: Straße in Wittenberg), nämlich den Lutherchoral „Christ lag in Todesbanden“, entstanden als Osterlied im Jahr 1524 auf eine ihrerseits sehr viel ältere Melodie (vgl. Notenbeispiel 2). Nur etwas versteckt bezieht sich Busoni dabei auf Bach, der den Choral in seiner Kantate BWV 4 verarbeitet hat. Busoni harmonisiert die Melodie des Chorals in einem vierstimmigen Satz, der sich in seinem Verlauf an dem Bachs orientiert (iv – V – i – i – V – i – (II) – V – I). Allerdings übernimmt Busoni den Satz nicht notengetreu, sondern verändert ihn in einigen Details durch Vorhaltsbildungen und an-

The image shows a musical score for the opera 'Faust'. It consists of four staves. The top staff is for the vocal part, with the lyrics 'mir ver - söh - net! Quä - len - des Herz!'. The second staff is for 'Männer, Tenor und Bass (gedämpft) (vom Inneren der Kirche her)' with the lyrics 'Der Tag des Ge - richts ruft uns her - auf, al - le See - len'. The third and fourth staves are for the organ, labeled 'Organo 8 u. 4 Fuß' and 'Manuale (vom Innern der Kirche her)' and 'Pedale 8 u. 16 Fuß' respectively. The organ part features a complex harmonic structure with many accidentals and a dynamic marking of *pp* at the beginning.

Notenbeispiel 2

dere harmonische Abweichungen. In Bachs Kantate tritt das akkordische Gerüst in den Hintergrund zugunsten der im Vordergrund stehenden figurativen Ausgestaltung, also einmal mehr der Bearbeitung. Auch bei Busoni steht der Choral, obwohl deutlicher hörbar, ebenfalls im Hintergrund, und zwar aufgrund der szenischen Gestaltung: Er erklingt als Parodie auf den neuen Text „Der Tag des Gerichts ruft uns herauf“ und verkehrt damit den Gehalt des Osterliedes: Aus dem Sieg des Lebens in der originalen Ostersequenz („das Leben behielt den Sieg, / es hat den Tod verschlungen“) wird der Tag des Jüngsten Gerichts. Zu hören ist in der Szene der orgelbegleitete Gemeindegang aus dem Inneren einer Kirche; diese befindet sich in unmittelbarer Nähe von Fausts Haus, vor dem er mit seinem Schicksal hadert. Die Technik der Transkription bezieht sich also zum einen auf musikalische Merkmale, zum anderen auf eine szenische Adaption als diegetische Musik, die zugleich einer Kommentierung der Handlung dient. In doppelter Weise nutzt Busoni den Choral als Medium der Fremdheit und Distanz: Kompositorisch – als Abweichung von der musikalischen Umgebung – und dramaturgisch – als Erzeugung einer Distanz durch die aus dem Widerspruch von tröstlichem Osterlied und apokalyptischer Vorahnung resultierende kognitive Dissonanz. Angesichts des unmittelbar bevorstehenden Todes Fausts ist die Gestaltung zugleich von unübersehbarer Ironie.

Anti-Illusionismus

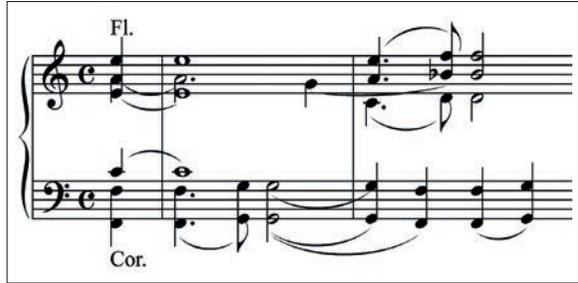
Auch an anderer Stelle in der Oper erweist sich Alte Musik als ein geeignetes Mittel der Durchbrechung subjektiv-identifikatorischer Tendenzen, wie sie bestimmend für die Musik und nicht zuletzt das Musiktheater der Romantik waren. Was Busoni in dieser Weise komponiert, ist anti-illusionistisch, ist expliziter Anti-Horaz. Er sagt: „So wie der Künstler, wo er rühren soll, nicht selber gerührt werden darf [...], so darf auch der Zuschauer, will er die theatrale Wirkung kosten, diese niemals für Wirklichkeit ansehen, soll nicht der künstlerische Genuß zur menschlichen Teilnahme herabsin-

ken.“²⁹ Angesichts der intensiven Auseinandersetzung Busonis mit Musik und Musikästhetik des 18. Jahrhunderts ist es hoch plausibel zu vermuten, dass er sich mit dieser Formulierung nicht nur auf Horaz, sondern vor allem auf eine berühmte Horaz-Adaption des 18. Jahrhunderts bezieht. Wie eine Formulierung empfindsamer Musikästhetik in nuce liest sich die hier wohl zitierte Wendung im Original bei Carl Philipp Emanuel Bach, für den feststeht, dass „der Musickus nicht anders rühren kan, er sey dann selbst gerührt [...]“.³⁰ Busoni distanziert sich – zeitlich mit Bezug auf die davor liegende, ältere Musik – von der Entwicklung der Musik in der Folge dieses von Bach 1753 programmatisch postulierten Paradigmenwechsels, also von der Ausdrucksmusik des 18. und 19. Jahrhunderts.

Auch die musikalische Umsetzung des Anti-Illusionismus geschieht unter Maßgabe der geschichtsphilosophischen Kategorie der Alten Musik. Mit Wagner sicherlich noch konform ist Busonis Überlegung, dass Musik in der Oper nicht einfach die Bühnenvorgänge wiederholen, sondern seelische Zustände der Protagonisten tragen solle.³¹ Es ist aber ausdrücklich ein nicht realistisches oder veristisches Theater, das Busoni vorschwebt. Stattdessen nennt er Distanz und erkennbare Verstellung, Scherz und Unwirklichkeit als wichtigste Charakteristika. Mehr mit alten Formen wie der *Commedia dell'arte* als mit dem psychologisierenden Musikdrama lässt sich eine solche Theaterästhetik assoziieren, wenn Busoni schreibt: „Und lasset Tanz und Maskenspiel und Spuk mit eingeflochten sein, auf daß der Zuschauer der anmutigen Lüge auf jedem Schritt gewahr bleibe und nicht sich ihr hingebende wie einem Erlebnis“.³² Gerade bestimmte Mittel der älteren Oper hält Busoni hierfür geeignet, etwa die Form der *Scena ed aria*.³³

Distanz, Ironie und Verfremdung bewirkt Busoni einmal mehr durch Rückgriff auf Idiome und Formen der Alten Musik. Die Prinzipien von Polyphonie und Transformation greifen dabei ineinander. Typisch hierfür ist beispielsweise die Schlusszene des ersten Vorspiels: Faust verkauft seine Seele an Mephisto; interpunktiert wird der Dialog der beiden durch den aus der

Ferne zu hörenden Chor der Gläubigen, die zum Münster ziehen und dabei ein *Credo* intonieren. Deutlich wahrzunehmen ist der archaisierende Effekt der imitatorisch einsetzenden Stimmen über einer *cantus-firmus*-artigen Formel, die im Bass zum Orgelpunkt gedehnt ist. Ähnlich archaisierend und zugleich verfremdend wirken die sich mit der Imitation verbindenden Quint- und Oktavparallelen (vgl. Notenbeispiel 3).



Notenbeispiel 3

Es ist der Gestus eines mittelalterlichen Choral, den Busoni anführt, ein zugleich fremd und vertraut klingendes Gebilde, das keine reale Vorlage hat, das aber wiederum einen kirchenmusikalischen Assoziationsraum öffnet. Mittel hierfür ist erneut eine Form von Polyphonie, die auch hier der Entwicklung einer neuen Harmonik dient. Zugleich erzeugt der *lontano* gesungene Choral eine ironische Distanz – erklingt doch das *Credo in unum deum* unmittelbar zum Abschluss des Teufelspakts. Eine Identifikation mit dem Glaubensbekenntnis wird hier ebenso systematisch unterlaufen wie eine immersive Identifikation mit dem vordergründigen Bühnengeschehen. Es mag kein Zufall sein, dass es ausgerechnet Kurt Weill war, der diese Passage als Beispiel für eine gelungene Erneuerung der Gattung Oper angeführt hat.³⁴ Nicht zuletzt liegt die Modernität, die er hier erkennt, im Anti-Illusionismus, in dem, was man als eine Brechung, vielleicht gar als episches Element bezeichnen könnte. Ganz nebenbei wäre dieses Epische – bei weitem ja keine Erfindung Brechts – ein wesentliches Merkmal Alter Musik, nämlich des Musiktheaters – grob gesagt vor Gluck. Es sind Sensualismus und Romantik, die dem Epischen in der Musik den Garaus gemacht haben, wie Christian Kaden einmal deutlich gemacht hat.³⁵

Alte Musik als Kategorie der kulturellen Moderne

Busoni entfaltet in seiner Oper und in seinen musikästhetischen Schriften am Schnittpunkt von künstlerischer Praxis und theoretischer Reflexion eine Konzeption, die Alte Musik als ein

wesentlich dem Selbstverständnis der Moderne zuzurechnendes Phänomen elaboriert. Diese für die kulturelle Moderne insgesamt wichtige Kategorie entzieht sich einfachen Dichotomisierungen. Alte Musik wird dabei natürlich zunächst als ein wichtiger Faktor der *kompositorischen* Moderne begriffen und umgesetzt – jenseits von Neoklassizismus, jenseits von Historismus, jenseits von historisierender Aufführungspraxis. Die Implikationen des Begriffes aber sind weitreichender; sie betreffen den Modernediskurs insgesamt. Ein entscheidender Punkt dabei ist die das Konzept wesentlich konstituierende Alterität, die Fremdheit des mit „Alte Musik“ Gemeinten. Die Etablierung des Konzepts als Denkkategorie um und nach 1900 verdeutlicht die Genese eines übergreifenden Modernebegriffes, der sich auf vorgängige Traditionen nur in Alteritäts- bzw. Analogielogiken beziehen kann und nicht in Kontinuitätsvorstellungen. Diese Entwicklung steht in unmittelbarem Gegensatz zu historistischen Begründungen der Gegenwart; hierin liegt auch die radikale Abgrenzung von geschichtsphilosophischen und künstlerischen Konzeptionen des 19. Jahrhunderts begründet. In diesem Bezugsrahmen entfaltet die Kategorie – als eine geschichtstheoretische Kategorie – ihr Potential.

Angesichts ihrer kulturkritischen und historismuskritischen Ausrichtung verwundert es nicht, einen starting point bei Friedrich Nietzsche ausmachen zu können. Im Zusammenhang seiner Wagner-Polemiken spielt er Alte Musik gegen die Musik des 19. Jahrhunderts aus: Es ist in diesem Fall Franz Liszt, gegen den er den „Meister Heinrich Schütz“ ins Feld

führt.³⁶ Die Aporien der Moderne, die Décadence der Kunst und Kultur lassen nur den Rückgriff auf das kategoriell Andere als einzigen Ausweg, für das hier Schütz steht – also die Alte Musik. Ihre diskursive und kunstpraktische Wirkung entfaltet diese „Parole“ einer Epoche in Literatur, Wissenschaft und Kulturpublizistik nicht weniger als in Philosophie und – wie gesehen – Musikästhetik und Musik. Nur wenige Beispiele seien angeführt – die systematische und umfassende Untersuchung der Kategorie in den verschiedenen Bereichen des kunsttheoretischen, literarischen oder publizistischen Schrifttums stellt bislang ein Desiderat der Forschung dar.

Im Bereich der Literatur wäre beispielhaft Hermann Hesse anzuführen, der Alte Musik in vielfältiger Gestalt thematisiert, prominent etwa im *Steppenwolf* (1927), wo die Alte Musik als Antagonismus zur Kultur des 19. Jahrhunderts fungiert. Der Germanist Dirk Rose weist darauf hin, dass die historische Zäsur, die durch diesen Antagonismus gesetzt wird, die Erzählstruktur des Textes maßgeblich mitbestimmt.³⁷ Ein wichtiger Autor, der die beiden Bereiche der Musik und der Literatur zusammenführt, ist Romain Rolland. Seine beiden Textsammlungen mit den Titeln *Musiker von einst* und *Musiker von heute*, die in den 1920er Jahren in Übersetzungen im deutschen Sprachraum intensiv rezipiert werden, postulieren eine Epochenäsur um 1800, die eine kulturhistorische Differenzierung von alt und neu begründet. Seine Promotion verfasste Rolland – passend – zur Operngeschichte vor Lully, bevor er 1904 an die Sorbonne berufen wurde.

Wie stark die Idee des Kunstwerks im emphatischen Sinne und damit zugleich die Autorfunktion mit dem Konzept infrage gestellt wird, verdeutlicht besonders gut eine Passage aus einer Erzählung Hesses mit dem Titel *Alte Musik*. Dort verweigert der Protagonist beim Bericht über den Besuch eines Konzertes mit alter Musik in programmatischer Laxheit die Erinnerung eines konkreten Komponisten: „Ich besinne mich [...], es war [...] eine alte italienische Geigensonate, wer weiß von wem, vielleicht von Veracini oder Nardini oder Tartini.“³⁸ An diese Stelle des Werkes tritt ein lebendiges, nachvoll-

ziehendes Mitempfinden der Musik, das seinerseits verwandt ist mit Überlegungen zu einer Umgangsmusik, wie sie praktisch zeitgleich der Freiburger Musikwissenschaftler Heinrich Besseler anstellt. Dieser hatte eine systematische Unterscheidung zwischen Umgangs- und Darbietungsmusik aufgemacht, die ihrerseits auch von der Nietzscheanischen Idee einer lebendigen Aneignung der Geschichte geprägt war. Um den Nutzen der Historie für das Leben geht es hier nicht zuletzt. Gerade diese für Besseler zentrale Unterscheidung, die sich gegen den Historismus genau so wendet wie gegen eine überkommene Konzeption des musikalischen Kunstwerks, lässt sich diskursgeschichtlich auch weit jenseits des musikalischen Schrifttums nachweisen. Zeigen kann man das beispielsweise in Ernst Blochs geschichtsphilosophischem Buch *Geist der Utopie*, das sich gut zur Hälfte der Musik widmet. Nicht unverwandt Busonis Entwurf, wirkt die Kategorie der Alten Musik eher indirekt und vermittelt in die Argumentation hinein, ohne selbst expliziert zu werden. Eine wichtige Rolle spielt bei Bloch die Dichotomie von „construer“ und „trouver“.⁴⁰ Sie verweist implizit auf die Unterscheidung von Werkmusik und Gebrauchsmusik bzw. von Darbietungs- und Umgangsmusik. Die damit verbundene Aufwertung des praktischen Musizierens gegenüber der Musiktheorie findet sich strukturell im Alte-Musik-Diskurs wieder, maßgeblich bei Besseler. Es dürfte kaum ein Zufall sein, dass genau in diesem Zusammenhang mit Orlando di Lasso ein Komponist des 16. Jahrhunderts beispielhaft genannt wird. Einmal mehr wendet sich die Aufwertung des „trouver“ gegen die Kunstwerks-Ideologie des 19. Jahrhunderts, sie betont, nicht anders als auch Busoni, das Entstehende, Veränderliche und Unfeste in der Musik, stellt die lebendige Aneignung, die immerwährende Transkription sozusagen, gegen das Feste und Unveränderliche und in diesem Sinne Sakrosankt-Monumentale.

Alte Musik derart als einen Differenzbegriff zu konfigurieren, setzt voraus, dass entsprechende zurückliegende Zeitabschnitte überhaupt als Epochen eigenen Rechts erfahren werden und nicht, wie im Fall von Barock oder

Mittelalter, als defiziente Vorstufen oder romantische Projektionsfläche. In der Tat fällt die Neubewertung des „Barock“ als einer eigenständigen Epoche genau in jene Zeit, und zwar wiederum disziplinenübergreifend. In der Musikwissenschaft waren es Curt Sachs und Wilibald Gurlitt, die „Barock“ als wertneutrale Bezeichnung musikalischer Erscheinungen der Zeit von 1600 bis 1750 etablierten. Dies geschah in Analogie zu Entwicklungen in der Kunstgeschichte, die sich mit den Namen Heinrich Wölfflin und Cornelius Gurlitt verbinden. Marcel Lepper betont, dass sich die Aufwertung des Barock in der Musik in eine generelle Tendenz form- bzw. stilwissenschaftlicher Gründungsprogramme in den Kunstwissenschaften einfügt. Hierzu gehören Figuren wie Rolland, Bessler oder Gurlitt, hierzu gehören in der Germanistik Personen wie etwa Günther Müller. Bei diesem hatte Bessler nach Abschluss seiner Promotion in Göttingen studiert.⁴¹ Nur vor dem Hintergrund dieser neuen Eigenwertigkeit des Barock erklärt sich ein Umgang mit dem Alten, der nicht historische Kontinuität, Anschluss, Fortentwicklung oder „Erbe“ betont, sondern ganz im Gegenteil eine Herangehensweise wählt, die Fremdheit und Distanz als Grundlage der Auseinandersetzung mit dem Phänomen in den Vordergrund stellt. Busoni kann exemplarisch für eine solche Konzeption angeführt werden. Der Fall Busoni zeigt, inwiefern vielleicht eine andere Form der Erzählung der Moderne statt haben kann. Adornos negativer Begriff Alter Musik muss selber als ein Resultat der diskursiven Entwicklung dieses Interpretaments der Moderne betrachtet werden, sein polemisch-abwertender Gebrauch als nur ein Aspekt der Ambiguität der Begrifflichkeit insgesamt. Ein kulturtheoretisches Konzept der Moderne muss diese ihr wesenhafte Ambiguität kategorial integrieren und sie nicht polemisch negieren. An der Kategorie der Alten Musik lassen sich die Verwerfungen in den kulturellen Praxen nicht weniger als in der diskursiven Reflexion aufzeigen, die die Moderne als solche bestimmen. In Busonis kompositorischem Schaffen bildet sich eine Moderne ab, bildet

sich eine Moderne aus, die quer zu dichotomen Modernenarrativen steht.

Anmerkungen zu den Notenbeispielen:

Die Notenbeispiele sind vom Verfasser. Grundlage ist der Klavierauszug: *Ferruccio Busoni: Doktor Faust*. Ergänzt und herausgegeben von Philipp Jarnach. Klavierauszug mit Text von Egon Petri und Michael von Zadora. Wiesbaden: Breitkopf & Härtel o. J. (Ed. Breitkopf Nr. 5289).

Anmerkungen:

¹ Albrecht Riethmüller: Art. Busoni, Ferruccio. In: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Zweite, neubearbeitete Auflage. Hrsg. v. Ludwig Finscher. Personenteil, Bd. 3. Kassel u.a. und Stuttgart u.a.: Bärenreiter und Metzler 2000, Sp. 1371–1399, hier Sp. 1397.

² Der Briefwechsel zwischen Ferruccio Busoni und Volkmar Andrae 1907–1923. Hrsg. von Joseph Willmann. Zürich: Hug 1994, S. 22.

³ Ebd., S. 27.

⁴ Ferruccio Busoni: Schönberg-Matinee. In: Musikblätter des Anbruch 3 (1921), Heft 1–2, S. 22.

⁵ Brief von 1913, nach Der Briefwechsel, S. 41. Gleichwohl hielt Busoni den Pierrot für ein teilweise geniales Stück; am 17. Juni 1913 hatte die erste Aufführung in Busonis Wohnung stattgefunden. Vgl. Albrecht Riethmüller: Ferruccio Busonis Poetik. Mainz u.a.: Schott 1988 (Neue Studien zur Musikwissenschaft, Bd. 4), S. 101.

⁶ Riethmüller spricht von einem Dreieck futurismo – neoclassicismo – fascismo; vgl. ebd., S. 102. Der Hinweis auf die Nähe von italienischem Neoklassizismus und Faschismus schon bei Dietrich Kämper: Luigi Dallapiccola und die italienische Musik der Dreißiger Jahre. In: Kongreßbericht Bayreuth. Kassel: Bärenreiter 1984, S. 158–166.

⁷ Theodor W. Adorno: Einleitung in die Musiksoziologie. Zwölf theoretische Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1962, S. 22.

⁸ Vgl. Ingo Stöckmann: Moderne und Kultur. Über Genese und Funktionsweise literaturwissenschaftlicher Moderne-Begriffe. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 37 (2012), S. 105–118, hier S. 105.

⁹ Vgl. ebd., S. 112. Die Begriffspaare sind entnommen aus: Gerhart von Graevenitz: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Konzepte der Moderne. Stuttgart und Weimar: Metzler 1999, S. 1–16, hier S. 10.

¹⁰ Vgl. Stöckmann: Moderne und Kultur, S. 113.

¹¹ Ebd., S. 112.

¹² Ebd., S. 115.

¹³ Vgl. hierzu ausführlicher Karsten Mackensen: Heinrich Bessler und die geschichtsphilosophische Kategorie der Alten Musik. In: Musikwissenschaft an der Universität 1900–1930. Zur Institutionalisierung einer jungen akademischen Disziplin. Hrsg. v. Wolfgang Hirschmann. Im Druck (2016).

¹⁴ Vgl. Albrecht Riethmüller: Alte Musik und Ernst Blochs „Geist der Utopie“ während des Ersten Weltkriegs. In:

Alte Musik im 20. Jahrhundert. Wandlungen und Formen ihrer Rezeption. Hrsg. v. Giselher Schubert. Mainz u.a. 1995, S. 53–64, hier S. 62 f.

¹⁵ Heinrich Besseler: Grundfragen des musikalischen Hörens. In: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1925. Leipzig: Peters 1926, S. 35–52, hier S. 35.

¹⁶ Ferruccio Busoni: Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst (Text der zweiten Fassung von 1916). Mit einem Nachwort von Wolfgang Dömling. Hamburg: Wagner 1973, S. 23.

¹⁷ Vgl. Marco Vincenzi: Fantasia contrappuntistica. Höhepunkt und Modell der polyphonen Klaviermusik vor und nach Busoni. In: Busoni in Berlin. Facetten eines kosmopolitischen Komponisten. Hrsg. v. Albrecht Riethmüller und Hyesu Shin. Stuttgart: Steiner 2004, S. 89–105, hier S. 89.

¹⁸ Vgl. Luigi Pestalozza: Busoni e Ives. In: Ferruccio Busoni e il pianoforte del novecento. Hrsg. v. Marco Vincenzi. Lucca: Lim Editrice 2001, S. 211–230, hier S. 222 ff.

¹⁹ Ferruccio Busoni: Junge Klassizität. In: Ders.: Von der Einheit der Musik. Von Dritteltönen und Junger Klassizität, von Bühnen und Bauten und anschließenden Bezirken. Verstreute Aufzeichnungen. Berlin: Hesse 1922, S. 275–279, hier S. 277.

²⁰ Busoni: Entwurf einer neuen Ästhetik, S. 14.

²¹ Vgl. Susanne Fontaine: Busonis „Doktor Faust“ und die Ästhetik des Wunderbaren. Kassel u.a.: Bärenreiter 1998, S. 62.

²² Ferruccio Busoni: Über die Möglichkeiten der Oper und die Partitur des „Doktor Faust“. In: Faust. Eine Rundschau 1 (1921), Heft 1: Kunst und Mythos. Berlin 1922, S. 25–36, hier S. 33.

²³ Zur Interpretation dieser Passage vor dem Hintergrund der Musiktheorie von Bernhard Ziehn vgl. Fontaine: Busonis „Doktor Faust“, S. 225 ff.

²⁴ Busoni: Die „Gotiker“ von Chicago. In: Von der Einheit der Musik, S. 134–135, hier S. 135.

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. Riethmüller: Ferruccio Busonis Poetik, S. 114.

²⁷ Busoni: Über die Möglichkeiten der Oper, S. 27.

²⁸ Bei aller Kritik an Wagners Bayreuther Gesamtkunstwerk, das gerade kein musikalisches Gesamtkunstwerk darstelle (vgl. Busoni: Über die Möglichkeiten der Oper, S. 29), knüpft Busoni mit seiner Kritik des Begriffs „absolute Musik“ an eine Argumentation Wagners an, der dieser die „reine Musik“ als Inbegriff einer für das Musikdrama geeigneten Kompositionsart kontrastierte. Auch Busoni verwendet den Begriff „reine Musik“ für die Art von „absoluter“ Musik, die er der negativ bewerteten, sozusagen herkömmlichen absoluten Musik entgegensetzt, die „eigentlich architektonisch, symmetrische oder eingeteilte Musik“ heißen sollte. Vgl. Busoni: Entwurf einer neuen Ästhetik, S. 13.

²⁹ Busoni: Entwurf, S. 21.

³⁰ Carl Philipp Emanuel Bach: Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen. Teil 1. Berlin 1753, S. 122.

³¹ Vgl. Busoni: Entwurf einer neuen Ästhetik, S. 18.

³² Ebd., S. 21.

³³ Ebd., S. 19.

³⁴ Kurt Weill: Busonis „Faust“ und die Erneuerung der Opernreform. In: Musikblätter des Anbruch 9 (1927), S. 53–56, zitiert nach Fontaine: Busonis „Doktor Faust“, S. 220.

³⁵ Christian Kaden: „Aufbruch in die Illusion“. Kommunikationsstrukturen in der Musik des späteren 18. Jahrhunderts. In: Ders.: Des Lebens wilder Kreis. Musik im Zivilisationsprozeß. Kassel u.a.: Bärenreiter 1993, S. 140–156, hier S. 145 ff.

³⁶ Friedrich Nietzsche: Ecce homo. In: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 6. München: dtv 1988, S. 255–349, hier S. 358.

³⁷ Vgl. Dirk Rose: Vor der Bedeutung. Hermann Hesse und die Alte Musik. In: Der Grenzgänger Hermann Hesse. Neue Perspektiven der Forschung. Hrsg. v. Henriette Herwig und Florian Trabert. Freiburg i. Br.: Rombach 2013, S. 57–71.

³⁸ Hermann Hesse: „Alte Musik“. In: Ders.: Musik. Betrachtungen, Gedichte, Rezensionen und Briefe. Mit einem Essay von Hermann Kasack. Hrsg. von Volker Michels. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, S. 23–26, hier S. 24.

³⁹ Zusammenfassend später noch einmal dargestellt in: Heinrich Besseler: Umgangsmusik und Darbietungsmusik im 16. Jahrhundert. In: Archiv für Musikwissenschaft 16 (1959), S. 21–43.

⁴⁰ Ernst Bloch: Geist der Utopie. München und Leipzig: Duncker und Humblot 1918, S. 85.

⁴¹ Vgl. zu der Thematik insgesamt Marcel Lepper: Die „Entdeckung“ des „deutschen Barock“. Zur Geschichte der Frühneuzeitgermanistik 1888_1915. In: Zeitschrift für Germanistik NF 17 (2007), Heft 2, S. 300–321.

Kontakt:

Privatdozent Dr. Karsten Mackensen
Vertretung der Professur
für Historische Musikwissenschaft
Technische Universität Dresden
Institut für Kunst- und Musikwissenschaft
August-Bebel-Straße 20
D-01219 Dresden
karsten.mackensen@musik.uni-giessen.de



Nicole Tamka

Alumni – Ein Leben lang!

Auftaktveranstaltung „Perspektiven der Alumni-Arbeit an der JLU“ der drei Gießener Graduiertenzentren, des zentralen Alumni-Service im ZfbK und des ZfL

Am 22. und 23. Juni 2015 fand an der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU), unterstützt durch die Gießener Hochschulgesellschaft (GHG), die Veranstaltung „Perspektiven der Alumni-Arbeit an der JLU“ statt. Konzipiert und organisiert wurde die Auftaktveranstaltung durch den zentralen Alumni-Service am Zentrum für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen (ZfbK) und die in der Alumni-Arbeit aktiven Kolleginnen und Kollegen im Gießener Graduiertenzentrum für Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften (GGS), im Gießener Graduiertenzentrum Kulturwissenschaften (GGK), im International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC), im International Giessen Graduate Centre for the Life Sciences (GGL) und im Zentrum für Lehrerbildung (ZfL). Neben den KollegInnen in den genannten zentralen Einrichtungen versammelte die Veranstaltung neben dem Vizepräsidenten für Studium und Lehre, Prof. Dr. Adriaan Dorresteyn, VertreterInnen aus den Fachbereichen 01, 07 und 08, der Pressestelle, dem Präsidialbüro, des Akademischen Auslandsamtes und der GHG. Insgesamt verfolgte die Veranstaltung das Ziel, die im Bereich Alumni aktiven KollegInnen an der JLU zu vernetzen und gemeinsam ein Gesamtkonzept für den Auf- und Ausbau der Alumni-Arbeit an der JLU Gießen zu entwickeln. Um diesen beiden Zielen gerecht zu werden, bestand die Veranstaltung aus einem einführenden Vortrag von Frau Dr. Susanne Padberg (Alumniverein der Universität Siegen). Darauf folgte ein von Frau Dr. Padberg moderierter Workshop zu den Themen: (1) Bestandsaufnahme: Perspektiven und Erwartungen der Beteiligten, (2) wichtige Voraussetzungen und Elemente der Alumni-Arbeit, (3) Identifikation gemeinsamer Herausforderungen und Ressourcen und (4) Entwurf eines Konzepts zur effektiven Zusammenarbeit

von zentralen und dezentralen Alumni-Aktivitäten.

Der Abendvortrag im Senatssaal der Universität wurde durch ein Grußwort des Vizepräsidenten für Studium und Lehre, Prof. Dr. Adriaan Dorresteyn, eröffnet. In seiner Begrüßung verwies der Vizepräsident auf die hohe Relevanz der Alumni-Arbeit für die JLU und motivierte die zentren- und fächerübergreifende Zusammenarbeit in diesem Bereich sehr. Der Vortrag von Frau Dr. Padberg, „Impulse aus den Erfahrungen der Alumni-Arbeit an der Universität Siegen“, zeigte deutlich die Komplexität einer vernetzten Alumni-Arbeit in der Klärung von Zielen, Erwartungen und Strukturen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich die Alumni-Arbeit seit dem Jahr 2000 zunehmend an deutschen Hochschulen etabliert hat und auch als Aufgabe in Hochschulgesetzen verankert wird. Alumni-Konzepte werden nach hochschulspezifischen Anforderungen ausgerichtet und Angebote im Rahmen der Möglichkeiten gestaltet. Nach anfänglichen ehrenamtlichen dezentralen Initiativen gibt es zunehmend zentrale Einrichtungen für Alumni-Arbeit. Dabei werden vermehrt Konzepte, die eine Kombination von zentraler und dezentraler Alumni-Arbeit vorsehen, umgesetzt.

Eine erfolgreiche Alumni-Arbeit wird von einer nachhaltigen Bindung der zukünftigen Alumni zu ihrer Hochschule getragen. Diese Nachhaltigkeit hängt davon ab, welche Erfahrungen die Studierenden im Studium gemacht haben, was ihre Fachinteressen sind und welche Emotionen sie mit ihrer Hochschule verbinden. Eine positive Bindung zur eigenen Hochschule muss schon in der Studienphase entwickelt werden, damit die AbsolventInnen zukünftig sowohl untereinander als auch mit ihrer Hochschule Kontakt halten. Die Determinanten dieser Bindungsbereitschaft wurden bereits 2001 in einer

CHE-Studie mit dem Ergebnis untersucht, dass Alumni sich dann mit ihrer Alma Mater verbunden fühlen, wenn sie in das akademische und auch in das soziale System Hochschule integriert wurden (emotionales Commitment), sie mit der Qualität der Lehre zufrieden waren und den Hochschulangehörigen vertrauten.¹ Von dieser Bindung profitieren Hochschulen und Alumni. Der Nutzen und Mehrwert für Hochschulen lässt sich an folgenden Aspekten verdeutlichen. Der erste Aspekt ist das "fundraising". Hierunter versteht man den Aufbau und das Pflegen von Kontakten mit den Zielen "Know-how raising", Fundraising und Marketing. Mit dem Know-how raising verbindet sich die Idee, Alumni als Vermittler/Partner für die berufliche Praxis zu akquirieren. Sie können Studierende bei der beruflichen Orientierung und beim Berufseinstieg unterstützen. Darüber hinaus können sie als Kooperationspartner für Forschung und Entwicklung und bei Drittmittelprojekten dienen. Unter Fundraising wird die individuelle Unterstützung oder Vermittlung in Unternehmen verstanden, die zum Beispiel zu Stipendien, Projekten oder Stiftungen an die Hochschule führen kann. Schließlich können Studierende auch aktiv Marketing für die Hochschule betreiben, in dem sie national und international Studierende werben und damit auch zur Profilbildung der Hochschule beitragen. Für die Alumni selbst bleibt die Hochschule Ansprechpartner für Weiterbildung und Kooperation sowie für den Austausch mit anderen Alumni. Dabei haben Alumni bezogen auf ihre jeweilige Lebensphase und der Branche, in der sie tätig sind, unterschiedliche Interessen. Diese lassen sich im Alumni-Life-Cycle² abbilden, in dem, vergleichbar dem lebenslangen Lernen, deutlich wird, dass man ein Leben lang Alumni der eigenen Hochschule sein kann. Dabei werden fünf Lebensphasen voneinander unterschieden. Die erste Phase (Prä-Phase) bezieht sich auf die Studierenden, deren Bindungsbereitschaft abhängig ist von der emotionalen Verbundenheit mit ihrer Hochschule. Diese sollte bereits während des Studiums gefördert werden. In der Phase der Young Professionals (ca. 25–30 Jahre) ist das wesentliche Interesse der Alumni, beim Berufseinstieg unterstützt zu

werden. Darauf folgt die Phase der Professionals (ca. 30–40 Jahre), in der insbesondere ein Interesse an Karriereentwicklung und Fachaustausch besteht. In diesen beiden Phasen ist es laut Wömpener und Rohlmann besonders schwierig, den Kontakt zu den Alumni zu halten und es kann zu einer „Bindungs- und Kontaktdele“ mit den Alumni-Organisationen kommen.³ Um dieser Delle vorzubeugen, ist es deshalb besonders wichtig, schon die Studierenden, die vor Ort sind, in die Alumni-Arbeit einzubeziehen und Angebote für sie zu gestalten. Führungskräfte (ca. 35–50 Jahre) haben sich in ihrer Branche bereits etabliert und sind eher an fächerübergreifenden Kooperationen und Projekten interessiert. Mit zunehmendem Lebensalter (ab ca. 50 Jahren) erleben die Senior Professionals – z.B. verbunden mit dem Studieneinstieg ihrer eigenen Kinder – eine neue emotionale Zugehörigkeit zur Alma Mater, die sich nicht nur in der Weitergabe von Wissen, sondern auch in der finanziellen Unterstützung der eigenen Hochschule ausdrücken kann. Diese Lebensphasen der Alumni sollten sich auch in den organisatorischen Strukturen des Alumni-Managements an der Universität ausdrücken. Dazu ist es zunächst wichtig zu klären, welche Organisationsform die Alumni-Arbeit an der Hochschule haben soll. Hier sind verschiedene Formen wie ein eingetragener Verein, ein organisiertes Netzwerk ohne Vereinsstruktur oder ein informelles Netzwerk denkbar. Zudem sollte die gewählte Organisationsform in die Hochschulstruktur auf zentraler und dezentraler Ebene eingebunden werden. Für eine erfolgreiche Alumni-Arbeit ist die Verbindung dieser beiden Ebenen notwendig. Eine weitere strukturelle Verankerung der Alumni-Arbeit in der Hochschule besteht in der Zusammenarbeit mit Abteilungen, die Schnittstellen zur Alumni-Arbeit darstellen. Dazu gehören die Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit und Marketing, der Career Service sowie die Abteilungen für (Wissens-)Transfer, Weiterbildung und Fundraising. Die zentrale Alumni-Arbeit sollte ihren Schwerpunkt im Gegensatz zur dezentralen in folgenden Bereichen haben: in der Bereitstellung einer zentralen Infrastruktur, dem Bündeln der Ressourcen, der organisatorischen Einbin-



Abb. 1: Die Arbeitsgruppe. Im Hintergrund (von links nach rechts): Kristian Rauschan, Simone Herrholz, Dr. Susanne Padberg. Vorne links: Dr. Lorna Lück, Prof. Dr. Volker Wissemann, Dr. Eva-Maria Aulich. Vorne rechts: Nicole Tamka, Annette Huppert. (Foto: Benjamin Frank-Morgan)

derung in zentrale Aufgabenbereiche der Hochschule sowie der Anbindung an die Hochschulleitung. Dezentral sollte es eher darum gehen, über das Studienfach ein Commitment der Studierenden zu ihrem Studium und der Hochschule herzustellen. Außerdem sollte dezentral ein Interesse darin bestehen, stabile Fachkontakte und einen intensiven Fachaustausch zwischen Alumni und Hochschule zu etablieren. Die koordinierte Zusammenarbeit zwischen zentraler und dezentraler Ebene besteht dann insbesondere darin, eine Strategie für die Organisationsform zu finden. Zudem müssen Ziele, Maßnahmen, Organisationsabläufe und eine gemeinsame Kommunikationsstrategie für die Alumni-Arbeit abgestimmt werden.

Beispiel Siegen

Die Abbildung dieser Erkenntnisse zur Alumni-Arbeit in der organisatorischen Struktur des Alumni-Managements wurden in der Darstellung der Alumni-Arbeit an der Universität Siegen sehr deutlich und konnten im Rahmen des Workshops mit den Aktiven im Bereich Alumni auch für die JLU diskutiert werden. In einem Organisationsentwicklungsprozess seit dem Jahr 2000 wurde das Alumni-Management an der Universität Siegen initiiert und etabliert. Im Vergleich zur JLU Gießen mit über 28.000 Studierenden, von denen ca. 2.500 ausländische Stu-

dierende sind, ist die Universität Siegen mit über 18.000 Studierenden bei einem ähnlich hohen Anteil von insgesamt 2.146 ausländischen Studierenden sehr viel kleiner. Das vergleichbar breite Fächerspektrum, organisiert in vier Fakultäten, der hohe Anteil an internationalen Studierenden und die langjährige Erfahrung machen das Beispiel der Universität Siegen im Hinblick auf die Entwicklung der Alumni-Arbeit für die Universität Gießen interessant und wertvoll für eigene zukünftige Vorhaben. Ein näherer Blick auf die Organisationsstrukturen des Alumni-Verbandes zeigt, dass er aus dem Alumni-Netzwerk und dem „Alumni-Büro“, der zentralen Einrichtung des Alumni-Managements und zugleich Servicestelle für die 15 dezentralen Alumni-Organisationen auf Fakultätsebene, besteht. 14 der dezentralen Alumni-Organisationen sind mit dem Alumni-Verband vernetzt, davon sind neun als Vereine und vier als Fachnetzwerke organisiert. In Zahlen ausgedrückt bedeutet das eine Vernetzung von ca. 14.000 Teilnehmenden im Alumni-Netzwerk der Universität Siegen. Davon können 5.325 Teilnehmende den dezentralen Alumni-Organisationen zugeordnet werden. Diese Vernetzung ist über das Alumni-Portal organisiert. Es ermöglicht den Alumni neue Kontakte zu knüpfen und alte zu pflegen. Mit Hilfe des Portals können der private und fachliche Austausch mit ehemaligen StudienkollegInnen und Freunden aufrechterhalten

und wertvolle Netzwerke für die eigene Zukunft gebaut werden.

Diesem Status quo bzgl. Größe und Ausstattung der Alumni-Arbeit an der Universität Siegen geht eine mehrjährige und -stufige Entwicklung voraus, die in den Jahren 1999 und 2000 mit einem Organisationsentwicklungsprozess an der Universität Siegen begann. Im Rahmen dieses Prozesses wurde Alumni-Arbeit für die Universität Siegen als relevant eingestuft und die Entwicklung für ein Alumni-Konzept in der Forschungstransferstelle, einer Stabsstelle des Rektorats, verordnet. Zu diesem Zeitpunkt gab es bereits drei Alumni(Absolventen)-Organisationen, zwei „Freunde-und-Förderer“-Gruppen sowie ein Fachnetzwerk. Ziel der Konzeptentwicklung, legitimiert durch einen Beschluss des Rektorats, war zum damaligen Zeitpunkt die Etablierung eines zentralen Netzwerkes, das nicht als zentraler Verein eingerichtet werden sollte, um nicht in Konkurrenz zu den bereits bestehenden dezentralen Alumni-Organisationen zu stehen. Vielmehr sollte dieses Netzwerk die dezentralen Alumni-Organisationen integrieren und den Aufbau von weiteren dezentralen Alumni-Organisationen, so genannten „Alumni-Fachgruppen“, unterstützen. Um dem Ziel des Auf- und Ausbaus der Alumni-Arbeit an der Universität Siegen gerecht zu werden, wurde im Juni 2001 als Initialveranstaltung der hochschulweite Alumni-Tag durchgeführt. Dieser diente insbesondere der internen und externen Kommunikation der Alumni-Idee und brachte als Ergebnis zwei neue dezentrale Alumni-Organisationen in der Chemie sowie der Elektrotechnik und Informatik hervor. In diesem Sinne wurde das zentrale Netzwerk als zentrale Infrastruktur- bzw. Service-Stelle für dezentrale Alumni-Gruppen und damit als Alumniverbund aller bereits existierenden Gruppen etabliert. So konnte der Alumniverbund von Anfang an in das Hochschulmanagement der Universität Siegen eingebunden werden. Diese Einbindung zeigte sich in den darauf folgenden Jahren in unterschiedlicher Weise. Zunächst war der Alumniverbund von 2000–2004 in die bereits erwähnte Forschungstransferstelle eingegliedert. Von 2004–2008 wurde der Verbund neben der Forschungstransferstelle und

der Pressestelle eine eigenständige Stabsstelle. In einem weiteren Schritt wurde an der Universität Siegen ein Student Service Center, in dem entlang des Student Lifecycle⁴ die Studienberatung, der Career Service und der Alumniverbund zusammengeführt wurden, gegründet. Das Student Service Center wurde als zentrale Einrichtung mit Anbindung an das Prorektorat Lehre und Weiterbildung etabliert. Im Jahr 2011 erfuhr der Alumniverbund eine neue Zuordnung zum Prorektorat Industrie, Technologie- und Wissenstransfer. Schließlich wurde der Alumni-Verbund 2013 bislang zum letzten Mal organisatorisch in der neugegründeten Stabsstelle connect.us zugeordnet, welche den Technologie- und Wissenstransfer mit dem Alumni- und Career Service verband. Insgesamt wurde connect.us wiederum der Hochschulleitung mit einer starken Verbindung zu Transfer- und Career-Themen zugeordnet. Die Verortung auf Ebene der Hochschulleitung unterstreicht auch, dass zentrale Alumni-Arbeit ein Schwerpunkt an der Universität Siegen ist. Insgesamt zeigt die Entwicklung, dass für die Etablierung der Alumni-Arbeit an einer Hochschule, deren organisatorische Verortung und die damit zusammenhängenden personellen und finanziellen Ressourcen eine wesentliche Rolle spielen. Der Auf- und Ausbau ist dann besonders erfolgreich, wenn alle hochschulischen Akteure an einem Strang ziehen und die Arbeit an den Schnittstellen zu den Fakultäten und Stabsstellen vorangerieben und gewinnbringend genutzt werden. Im und in der Folge dieses Organisationsentwicklungsprozesses zeigte sich, welche Aufgaben, Maßnahmen und Angebote zentral bzw. dezentral verortet und durchgeführt wurden. Es lassen sich folgende zentrale und dezentrale Aufgaben unterscheiden:

- Alumniverbund, zentral:
 - Infrastruktur für das Alumni-Netzwerk (Alumni-Portal, Datenbank) mit Partizipation der dezentralen Alumni-Organisationen
 - Unterstützung der dezentralen Gruppen in ihren Aktivitäten: Beratung, „Back-Office“, Veranstaltungen
 - Zentraler Ansprechpartner/Servicestelle für alle Alumni (Portal: opt in)⁵

- Initiierung und Durchführung von fachübergreifenden Projekten/Veranstaltungen mit Einbindung der dezentralen Alumni-Organisationen
- Alumni-Organisationen in den Fakultäten:
 - "Friendraising", Bindung der jungen Absolventen
 - Organisation von Fachaustausch

Zu den Maßnahmen und Angeboten, die vom Alumniverbund zentral organisiert werden, gehören insbesondere solche, die die Information und Kommunikation, aber auch den Austausch und die Vernetzung thematisieren. Zum ersten Bereich gehören insbesondere die Alumni-Website, der Alumni-Newsletter, der Versand der Universitätszeitung, die Alumni-Porträts, das Alumni-Portal sowie die Moderation der Gruppen in Social Media (XING, LinkedIn und Facebook). Im komplexen Gebiet Austausch und Vernetzung wurden neben den bereits erwähnten hochschulweiten Alumni-Tagen auch Jubiläumstreffen von Alumni oder Regionalgruppentreffen angeboten. Hierbei werden Alumni als Experten eingeladen und damit auch eingebunden. Diesen Experten-Status erfüllen Alumni auch im Mentoring-Programm „Siegen im Tandem“, bei Career-Veranstaltungen wie dem Alumni-Forum, dem ca-

reer:Forum, dem Alumni Career Day und dem studio:A, einem Career Talk mit Alumni, der in Kooperation mit studentischen Initiativen organisiert wird. Über die Einbindung als ExpertInnen hinaus geht es im Bereich Austausch und Vernetzung aber auch um die Vermittlung von persönlichen Kontakten und Kooperationsprojekten. Projekte, die speziell die internationalen Alumni in den Fokus nehmen, sind bspw. vom DAAD geförderte Alumni Summer Schools oder Alumni-Akademien zu fachübergreifenden Themen. Hier liegt der Schwerpunkt auf dem "Know-how raising" und dem Wissenstransfer. Im Gegensatz dazu konzentrieren sich die Maßnahmen und Angebote auf dezentraler Ebene eher auf den Austausch untereinander, das Friendraising sowie den Fachaustausch. Hier werden von den Alumni-Organisationen auf dezentraler Ebene Fachgruppen- und Regionaltreffen, Exkursionen, Fachvorträge oder fachspezifische Informationen (z.B. Newsletter) organisiert. Die Zusammenarbeit zwischen zentraler und dezentraler Ebene fokussiert sich auf so genannte Alumni Round Table, bilaterale Abstimmungen und die Unterstützung von dezentralen Angeboten durch das Alumni-Büro.

Aufgrund der Erfahrungen aus über 15 Jahren Alumni-Arbeit an der Universität Siegen lässt

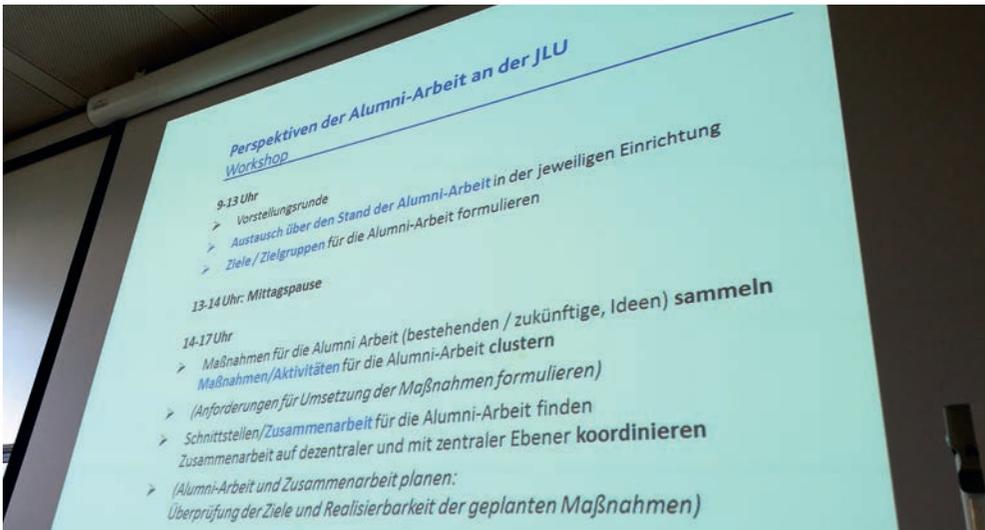


Abb. 2: Übersicht über den Workshop-Ablauf.

(Foto: Benjamin Frank-Morgan)

sich festhalten, dass das Interesse an Vernetzung in den Fachgruppen über das zentrale Netzwerk grundsätzlich vorhanden ist. Gleichzeitig wird die „klassische“ Mitglieder-Gewinnung für dezentrale Alumni-Vereine zunehmend schwieriger, weil diese bzgl. ihres Nutzens und bei kostenpflichtiger Mitgliedschaft immer stärker in Konkurrenz zu Vernetzungsmöglichkeiten im Bereich Social Media stehen. Hinzu kommt, dass dezentrale Alumni-Arbeit stetig mehr ehrenamtliches Engagement und das Nachkommen von Zusatzaufgaben neben den originären in der Fakultät erfordert. Es bedarf einer kontinuierlichen dezentralen Alumni-Arbeit, die von zentraler Seite unterstützt wird. Daneben ist die Koordination von Zuständigkeiten und Aufgaben zwischen zentralem und dezentralem Alumni-Management sinnvoll, um Überschneidungen zu vermeiden und Ressourcen zu bündeln. Zusätzlich zu einer zentralen Infrastruktur ist die Durchführung von bestimmten Projekten von zentraler Seite wie die fachübergreifende Vernetzung oder Mentoring-Programme, die auch ein Matching über die Fachgrenzen hinweg erlauben, sinnvoll und unterstützenswert. Diese Erfahrungen führten in Frau Dr. Padbergs Vortrag schließlich zu den Empfehlungen, Ziele gemeinsam zu definieren, geplante Maßnahmen auf den Nutzen und Mehrwert für die dezentrale Einrichtung und die Hochschule abzustimmen, Ressourcen zu bündeln, eine gemeinsame Infrastruktur aufzubauen sowie für die interne und externe Kommunikation ein abgestimmtes "Wording" zu finden, bei dem Begriffe wie Alumni-Netzwerk, Alumni-Gruppen, Mitglieder, Netzwerkteilnehmer etc. definiert werden.

Mit dem Wissen und den Erfahrungen aus der Universität Siegen starteten die Teilnehmenden am nächsten Tag in den ganztägigen Workshop, der ausgehend vom Austausch über den Stand der Alumni-Arbeit in der jeweiligen Einrichtung, Ziele und Zielgruppen für die Alumni-Arbeit formulierte. Außerdem wurden bereits bestehende Alumni-Maßnahmen/Aktivitäten gesammelt und im Hinblick auf Schnittstellen für die Zusammenarbeit auf zentraler und dezentraler Ebene kategorisiert.

Die identifizierten Kategorien sind die Basis für die gemeinsame koordinierte Zusammenarbeit. In der sehr produktiven Workshop-Arbeit konnten schließlich Eckpunkte für den Entwurf eines Alumni-Konzeptes an der JLU erarbeitet werden. Das Kernstück des Workshops stellte das Sammeln und Clustern der bisherigen Maßnahmen und Aktivitäten dar. Dabei wurde deutlich, dass es bei den Aktivitäten in den dezentralen Einrichtungen vielerlei Überschneidungen gibt, die bislang in den dezentralen Einrichtungen zielgruppenspezifisch konzipiert und durchgeführt werden. Daneben konnten aber auch Aktivitäten wie bspw. ein gemeinsames Mentoring-Programm, die Bereitstellung von Informationen für Alumni auf Plattformen wie LinkedIn und XING, eine gemeinsam genutzte Datenbank als Infrastruktur, ein Alumni-Newsletter, Socializing-Angebote wie gemeinsame Sportturniere, ein Alumni-Day oder gemeinsame Career Days gefunden werden.

Weiterentwicklung der Alumni-Arbeit an der JLU Gießen

Die Weiterentwicklung der Alumni-Arbeit an der JLU Gießen umfasst im Anschluss an den Vortrag und den Workshop mit Frau Dr. Padberg die Entwicklung eines Alumni-Konzeptes. Im Rahmen des Konzeptes sollen der Nutzen von Alumni-Arbeit sowohl für die Hochschule als auch für die Alumni herausgearbeitet werden, damit beide Seite davon profitieren. Um dieses Ziel zu erreichen, ist eine koordinierte Zusammenarbeit von dezentralen und zentralen Einrichtungen, die bereits erfolgreich Alumni-Arbeit betreiben, notwendig. Dezentral gibt es an der JLU Gießen bereits einige Alumni-Initiativen wie den Verein der Ehemaligen und Förderer des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen e.V. oder die Freunde der chemischen Institute, um nur zwei der fachbezogenen Initiativen zu nennen.⁶ Auch die Gießener Graduiertenzentren und das Zentrum für Lehrerbildung arbeiten mit dem zentralen Alumni-Service bereits bei unterschiedlichen Maßnahmen zusammen. So wurden nicht nur die Auftaktveranstaltung

„Perspektiven der Alumni-Arbeit an der JLU“ zusammen organisiert, sondern aktuell auch das erstmalig an der JLU Gießen stattfindende Mentoring-Programm „MEWISMA Mentoring“. Das Programm versammelt MentorInnen und Mentees aus allen Bereichen der JLU, um in der Programmlinie 1 „Einstieg in die Promotion“ den wissenschaftlichen Nachwuchs bei der Entscheidung für die Promotion zu unterstützen und in der Programmlinie II WissenschaftsmanagerInnen aus dem gesamten Bundesgebiet den „Einstieg in das Wissenschaftsmanagement“ nach der Promotion zu erleichtern. Diese koordinierte Zusammenarbeit von dezentralen und zentralen Einrichtungen der JLU Gießen soll im Hinblick auf die universitätsweite und fächerübergreifende Alumni-Arbeit ausgebaut und intensiviert werden. Dabei sollen gleichzeitig auch die fachspezifischen Alumni-Angebote und Initiativen gepflegt und für den Fachaustausch genutzt werden. Darüber hinaus ist es auch aufgrund der Erfahrungen an der Universität Siegen zu empfehlen, die Maßnahmen und Angebote im Bereich der Alumni-Arbeit entlang des Alumni-Life-Cycle zu organisieren. Dieser reicht von der Prä-Phase (Studierende) über die Young Professionals (BerufseinsteigerInnen), die Professionals

(KarriereentwicklerInnen) bis zu den Führungskräften (Etablierten) und den Senior Professionals (Wissensvermittler/finanzielle Förderer). Die Phasen der Entwicklung von Alumni sollten im Blick behalten werden, da jede von ihnen durch unterschiedliche Wünsche bzgl. Angeboten und Austausch gekennzeichnet ist. Zudem stellt ein kontinuierliches Angebot, das jede Phase in ihrer Spezifität berücksichtigt, eine erfolgversprechende Möglichkeit dar, die Alumni auf ihrem Karriereweg nicht aus den Augen zu verlieren und langfristig an die JLU zu binden.

Hinsichtlich des angestrebten Nutzens der Alumni-Arbeit für die Alumni selbst und für die Hochschule insgesamt sind folgende positive Wirkungen zu erwarten: Lebens- und Berufsphasen-spezifische Angebote entlang des Alumni-Life-Cycle bieten den Alumni ein (wissenschaftliches) Weiterbildungsprogramm, das sie bei ihrer Karriereentwicklung unterstützt. Dieses regelmäßige Zurückkehren an die Alma Mater ist zugleich verbunden mit vielfältigen Möglichkeiten des Austausches und damit der heute nicht zu unterschätzenden professionellen Netzwerkbildung. Schließlich ist die JLU Gießen ein Ort des Fachaustausches und damit auch ein Möglichkeitsraum für das Entstehen



Abb. 3: Übersicht über die im Workshop erarbeiteten Alumni-Maßnahmen.

(Foto: Benjamin Frank-Morgan)

Kurzinterview mit Benjamin Frank-Morgan, ZfbK

Zur Person

Benjamin Frank-Morgan studierte von 2006 bis 2010 den Studiengang Social Sciences (BA) und von 2010 bis 2013 den Master-Studiengang Haushalts- und Dienstleistungswissenschaften an der JLU Gießen, der Goethe-Universität Frankfurt und an der Universidad de Granada/Spanien. In seiner Studienzeit arbeitete er bereits in verschiedenen Positionen an der JLU, hierzu gehörten die Abteilungen „Forum Sprachen & Kulturen“ und „Hochschuldidaktik“ des ZfbK, das Hochschulrechenzentrum, das Kanzlerbüro und der Lehrstuhl für Vergleichende Gesundheits- und Sozialpolitik.

Weitere berufliche Erfahrungen konnte er bereits in verschiedenen Positionen sammeln. Hierzu gehörten praktische Erfahrungen im Qualitätsmanagement der Berufsgenossenschaftlichen Unfallklinik Frankfurt am Main, dem Lokal International des Studentenwerk Gießen, der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem und im Bundesarchiv in Berlin.

Von Mai bis November 2014 war er als Referent des Tutorenprogramms im ZfbK tätig. Seit März 2015 ist er Referent für das zentrale Career Centre und Alumni-Service im ZfbK der JLU.

Warum ist Alumni-Arbeit für die JLU wichtig?

Alumni-Arbeit ist eine strukturierte Netzwerkarbeit zwischen der JLU und ihren AbsolventInnen. Man kann es auch als eine Win-Win-Beziehung bezeichnen, da die Alumni als BotschafterInnen für die JLU fungieren und gleichzeitig ihr Know-how aus der Arbeitswelt in die Hochschule tragen. Die Beziehung zur JLU ist daher immer sehr unterschiedlich ausgeprägt, sei es als RatgeberIn, BotschafterIn, WissensvermittlerIn z.B. durch innovative Start-Ups, Stifter oder auch als Arbeitgeber. Insbesondere durch berufsorientierende Vorträge und der Organisation von Exkursionen steht der zentrale Alumni-Service damit in intensivem Kontakt mit ihren Freunden und Förderern. Der zentrale Alumni-Service im ZfbK der JLU unterstützt aber auch intern alle dezentralen Einrichtungen, die Alumni-Arbeit betreiben.

Welchen Vorteil haben Alumni, den Kontakt zu ihrer Alma Mater zu halten?

Neben der Möglichkeit, die kostenfreien Veranstaltungen und karrierebezogenen Beratungsmöglichkeiten des Career Centre zu nutzen, können Alumni beispielsweise ihr berufliches Netzwerk erweitern und die verschiedensten Angebote der JLU nutzen, sich fachlich weiterzubilden. Viele Alumni freuen sich mit ihrer Alma Mater in Kontakt zu bleiben und die aktuellen Entwicklungen unserer Universität zu begleiten und zu unterstützen. Hierzu zählen auch die Teilnahme an Alumni-Events, das Engagement als MentorIn in den verschiedenen Mentoring-Programmen oder der persönliche Kontakt zu Studierenden und MitarbeiterInnen der JLU. Dadurch können Alumni ihr individuelles Netzwerk erweitern und weiterhin den Kontakt zur Wissenschaft intensivieren. Durch verschiedenste Social-Media-Kanäle stehen wir auch Online in Kontakt zu den Alumni. Aber auch der persönliche Kontakt zu den Ehemaligen ist wichtig, viele der Ehemaligen sind heute auch angesehene Persönlichkeiten in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Diese stellen wir auch auf unserer Webseite vor, die auch alle anderen Angebote für Alumni präsentiert: www.uni-giessen.de/alumni.

von fächerübergreifenden Projekten und Kooperationen, die sowohl für die Weiterentwicklung der Karriere des Alumni als auch für die Hochschule in ihrem Kontakt mit Organisationen der Wirtschaft, Politik, Bildung und Öffentlichkeit von Relevanz sind. Das zeigt auch den zu erwartenden Nutzen für die Hochschule deutlich, denn Alumni-Arbeit ist eine profilbildende Maßnahme und macht die Hochschule über den Abschluss hinaus als Ort der Wissensweitergabe und -vermittlung sowie des Austausches erfahrbar. Die JLU Gießen würde auf diese Weise kontinuierlich in den Alumni-Freunde ihrer selbst finden. Und zwar solche Freunde, die bereit sind, ihr Wissen und ihre Kontakte in die Hochschule zum Nutzen ihrer Studierenden, Promovierenden und Mitarbeitenden einzubringen. Alumni sind, wenn sie eine positive emotionale Bindung zu ihrer Hochschule haben, Werbende für ihre Alma Mater national wie international. Und sie sind auch als Person oder als VertreterInnen ihrer Organisation finanzielle Förderer der Universität, was in Zeiten sinkender Grundausrüstung und dem wachsenden Druck, Drittmittel einzuwerben, eine unverzichtbare Perspektive darstellt.

Anmerkungen:

¹ Langer, Markus F.; Ziegele, Frank; Hennig-Thurau, Thorsten (2001): Hochschulbindung – Entwicklung eines theoretischen Modells. Empirische Überprüfung und Ableitung von Handlungsempfehlungen für die Hochschulpraxis. Abschlussbericht zum Kooperationsprojekt Hochschulbindung (Projektsupervision: Prof. Dr. Ursula Hansen), Hannover (Lehr- und Forschungsbericht Nr. 48 des Lehrstuhls Marketing I: Markt und Konsum).

² Quelle: alumni-clubs.net e.V. Webinar „Alumni-Management für Anfänger“, Zugriff: 20. 2. 2014.

³ Rohlmann, A., und A. Wömpener (2009): „Mit langem Atem zum Erfolg – Alumni-Management als Wettbewerbsfaktor.“ Forschung & Lehre, Jg. 3: 194–195. <http://www.alumniportal-deutschland.org/mitglieder/alumni-netzwerke.html>, Zugriff: 27. 8. 2015

⁴ Vgl. dazu: Schulmeister, Rolf (2007): Der „Student Lifecycle“ als Organisationsprinzip für E-Learning. EUniversity-update Bologna. Waxmann: Münster, 45–47.

⁵ Damit ist die selbständige und freiwillige Anmeldung durch Alumni in einem Alumni-Portal gemeint. Im Gegensatz dazu wird man beim Opt-out-Verfahren automatisch und ohne ausdrückliche Erlaubnis in ein solches Portal aufgenommen.

⁶ Eine Übersicht über die fachbezogenen Alumni-Initiativen findet man auf den Seiten des Zentrum für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen: <https://www.uni-giessen.de/fbz/zentren/zfbk/alumni/alumnifachbezogen>. Zugriff: 19. 1. 2016.

Kontakt:

Nicole.Tamka@zfl.uni-giessen.de



MENGES

Ihre Immobilie. Unsere Leidenschaft.

seit
1987



Wir kümmern uns
um den Verkauf
Ihrer Immobilie.

www.cr-menges.de

Und schaffen Ihnen so Freiraum für anderes.

Seit nahezu drei Jahrzehnten sorgen wir als regionaler Experte dafür, dass unsere Kunden das passende Zuhause finden. Ob Kauf oder Verkauf einer Immobilie – durch unsere hohe Marktkennntnis sind wir stets der richtige Ansprechpartner für Sie. Dabei liegt uns vor allem Ihre persönliche Betreuung am Herzen. Erzählen Sie uns von Ihren Plänen – wir beraten Sie gern.

Claus R. Menges GmbH · Alicenstraße 18 · 35390 Gießen · Tel. 0641 / 97466-0 · www.cr-menges.de

Verkaufen.

Vermieten.

Verwalten.



Josef Haslinger

Mit Büchner ins Himmelreich*

Ich hatte als Student die ZEIT abonniert – und damit viel Stress, weil sich in mir, wenn die neue Ausgabe kam und Teile der alten noch ungelesen herumlagen, eine Art Gewissensdruck bildete, die alte Zeitung abzuarbeiten, bevor ich es mir erlaubte, die neue aufzuschlagen. Ich las die ZEIT meist vor dem Einschlafen, buchstäblich bis das Papier auf mich hernieder sank. Aber hin und wieder gab es Artikel, die mich so ansprachen, dass ich am Ende die Seite aus der Zeitung herausriss. Einer stammte von Rolf Michaelis. Es war ein Essay über Georg Büchner. Ein mit Leidenschaft geschriebener Essay. Michaelis führte uns anhand der damals neu veröffentlichten Gerichtsdokumente vor Augen, dass Büchner in seiner letzten, angeblich von der Politik abgewandten Straßburger Zeit durch und durch ein politischer Kopf geblieben war. Und als ich dann die Seite vom Rest der Zeitung getrennt hatte – wie jeder weiß, ein etwas umständliches Unterfangen, zumal im Bett –, da stieß ich auf der Rückseite auf einen weiteren Artikel über Georg Büchner, der die Erzählung Lenz zum Gegenstand hatte. Dieser Artikel war Teil der Serie 100 Bücher, die damals als eine Art Fruchtlese der Weltliteratur Woche für Woche abgedruckt war. Für mich war diese Serie der wichtigste Grund für das Studentenabo. Der Artikel über Büchners Erzählung Lenz stammte von Peter Schneider, der sechs Jahre zuvor selbst eine Erzählung mit diesem Titel veröffentlicht hatte. Peter Schneiders Lenz hatte ich nicht gelesen, aber ich kannte Büchners Lenz in- und fast auswendig. Als ich

Schneiders Artikel zu lesen begann, war mir schnell klar: hier spricht ein Seelenverwandter, einer, der sich von Büchner genau so verstanden fühlte, wie ich ein paar Jahre zuvor, bei meiner eigenen Büchner-Lektüre, die merkwürdigerweise genau zu der Zeit erfolgte, als Peter Schneider an seinem Lenz schrieb. Wenn ein Leser einen Autor versteht, dann hat er paradoxerweise umgekehrt das Gefühl, dass der Autor ihn, den Leser, verstehe. Bei der Lektüre des ZEIT-Artikels von Peter Schneider war mir vermutlich deshalb so wohl, weil hier einer sprach, der das, was Büchner mit Lenz gemacht hatte, nun mit Büchner tat: Er zog ihn sich über wie eine zweite Haut. So hatte auch ich mir Büchner übergezogen.

Das war 1971 gewesen. Es gab damals in der Kleinstadt ein paar Jugendliche im Alter von 16, 17, 18 Jahren, die für ihre Eltern und Lehrer unkontrollierbar geworden waren. Sie wohnten weit entfernt von ihren Elternhäusern allein in gemieteten Zimmern oder zusammen in Wohngemeinschaften, sie hatten, ob männlich oder weiblich, meist lange Haare, hörten Rockmusik und hatten eine Lebensweise entwickelt, die sie leicht mit Autoritäten in Konflikt brachte. Ich war einer von ihnen. Was die Voraussetzungen zur Lektüre von Georg Büchner betrifft, gab es freilich einen großen Unterschied zu Peter Schneider: Während bei ihm die Euphorie für die Studentenbewegung langsam in die Melancholie der gescheiterten Revolte überging, fing ich damals erst an, mich mit politischer Literatur zu beschäftigen. Ich war im Aufbruch. In der Kleinstadt war das, was anderswo gerade zur Phrase verkam, noch gar nicht ausgesprochen worden.

Ich hatte damals meine erste Geliebte, mit der ich fast täglich zusammen war. Sie hatte aufgehört, zur Schule zu gehen, stattdessen hatte sie zu malen angefangen. Sie wollte ohne Schul-

*Am 5. Juni 2013 trug der österreichische Schriftsteller Josef Haslinger, Professor am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und seit Mai 2013 auch Präsident des PEN-Zentrums Deutschland, im Gießener KIZ (Kultur im Zentrum) den folgenden Text vor. Im Anschluss führten die Studentinnen der JLU, Anna-Lena Panter und Mirjam Markau, das im Anschluss abgedruckte, bislang unveröffentlichte, Gespräch mit dem Autor.

abschluss in die Wiener Kunstakademie aufgenommen werden, was damals möglich war. Immer wenn ich zu ihr kam, zeigte sie mir als erstes, was sie gemalt hatte. Und ich hatte begonnen, Gedichte zu schreiben. Aber ich ging weiterhin einigermaßen regelmäßig zur Schule. Zwischendurch zog es mich immer wieder nach Wien. Dort setzte ich mich ins Café Schwarzschaner, wo die langhaarigen und bärtigen Studenten verkehrten. Wollte ich einmal richtig zu ihnen gehören, durfte ich die Schule nicht schmeißen.

Meine Geliebte hatte unmittelbar vor mir eine Beziehung zu einem Mann unterhalten, der ein paar Jahre älter war, ein regelmäßiges Einkommen und ein Auto besaß. Eigentlich währte ich diese Vorbeziehung in der Heftigkeit unserer Liebe untergegangen, doch eines Tages, es muss so um Allerheiligen herum gewesen sein, erzählte sie mir, ihr voriger Freund habe sich bei ihr gemeldet. Sie müsse ihn treffen, um sich mit ihm auszusprechen. Das Treffen war an einem Samstagmittag angesetzt. Ich rechnete damit, dass sie danach zu mir kommen würde. Davon

ging ich einfach aus, obwohl wir uns nicht eigens verabredet hatten. Ich saß bei meinem bescheidenen Mittagessen, im Schulbuffet übriggebliebene Semmeln, und dachte an den anderen. Ich hatte ihn nur einmal gesehen, als er mit dem Auto an uns vorbei gefahren war und meine Geliebte ihn flüchtig begrüßt hatte.

Wie lange würde sie mit ihm reden müssen, um schonend, aber unmissverständlich alles klarzustellen? Eine Stunde, zwei Stunden? Sie würde bald hier auftauchen. Ich rückte meinen Stuhl neben die Balkontür. Als ich da saß und auf die Kreuzung hinabschaute, kam mir der verrückte Gedanke, sie könnte zu ihrem ehemaligen Freund zurückgekehrt sein. Ein absurder Einfall. Es gab keinen Anlass, so zu denken. Ich starrte durch die Glasscheibe, sprang auf, lief im Kreis und setzte mich wieder. Ich wollte eigentlich ein Buch lesen. Doch ich konnte nicht, ich musste auf die Straße schauen, um sie sofort zu erblicken, wenn sie zu mir käme. Ich wusste nicht, wo sie sich verabredet hatten. Warum wusste ich das eigentlich nicht? Sie könnte auch von der anderen Seite kommen. Und so



Josef Haslinger

(Quelle: Literarisches Zentrum Gießen)

ging ich auf den Balkon hinaus und schaute um die Ecke. Aber da war sie auch nicht zu sehen. Ein kalter Wind blies mich an. Für den Abend war der erste Schnee angekündigt. Ich ging ins Zimmer zurück, zu meinem Ausguck hinter der Balkontür.

Am Anfang des Schuljahres hatte ich mich für ein Referat zu Georg Büchner gemeldet, das ich in ein paar Tagen halten sollte. Ich hatte noch nicht einmal mit der Lektüre begonnen. Es wäre besser, Büchner zu lesen, sagte ich mir, statt sinnlos auf die Straße hinunter zu starren. Doch ich konnte nicht anders. Den ganzen Nachmittag wartete ich darauf, dass sie plötzlich unter meinem Balkon erscheinen und mir zuwinken würde.

Ich war von unseren jungen Liebesnächten so vereinnahmt, dass ich mir nicht vorstellen konnte, dass irgendein Zusammensein mit irgendeinem Menschen schöner sein könnte als unseres. Aber warum kam sie dann nicht? Hatte er ihr etwas angetan? Ich lief durch das Zimmer, und am Abend, als es schon aussichtslos war, länger zu warten, stürmte ich hinaus in den endlich einsetzenden Schneefall. Wieder war ein Tag ohne Büchner verstrichen. Als ich nach einem Streifzug durch die Gasthäuser der Kleinstadt betrunken heimkam, war an Lektüre nicht mehr zu denken.

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Kirchgänger waren unterwegs. Zum dritten Glockengeläut zog es mich hinaus. Da mein Referat in ein paar Tagen bevorstand, steckte ich den Büchner in meine gefranste Umhängetasche. Ich ging ins Café, doch meine Freunde schliefen noch. Ich trank einen Mokka und zog weiter. Vor der Stadtpfarrkirche blieb ich stehen und horchte eine Weile der Orgel und dem Gesang der Gemeinde zu. Ich kannte das alles. Ich hätte sogar den Part des Pfarrers auswendig aufsagen können. Als der Gesang zu Ende ging, zog ich weiter, vorbei am Brauhaus, wo schon zahlreiche Autos den Parkplatz mit braunen Spuren überzogen hatten, hinaus aus der Stadt ins Himmelreich. So wurde die Wald- und Hügellandschaft südlich der Stadt genannt. Man traf oft Liebespaare im Himmelreich. Schüler, die Internatsausgang hatten und mit Mädchen das Hand-in-Hand-Gehen ausprobierten.

Der Waldrand verlief gezackt, es gab Ecken und Nischen, in denen man allein blieb.

Ohne jemandem zu begegnen, ging ich die vertrauten Wege bis zu unserer alten Liebesbucht. Hier hatten wir die sonnigen Herbsttage verbracht und einander Gedichte von Paul Celan vorgelesen. Wir hatten uns eingenebelt und geliebt. Nicht laut und wild, sondern langsam, sanft und lange. Nun flogen dunkle Wolken dahin. Alles war grün und weiß gefleckt, die Schatten der Wolken huschten über die Wiesen und Bäume. Immer wieder kam die Sonne heraus, sodass der Schnee sich an manchen Stellen schon wieder auflöste.

Ich schlug den Büchner auf und begann den ersten Text zu lesen, Lenz. Zunächst las ich im Stehen. Bis ich losmarschierte. Automatisch fing ich zu gehen an. Das Buch war wie im Gehen geschrieben. Zwischendurch blieb ich stehen, um einen Satz noch einmal zu lesen. Es stimmte alles. Ich brauchte nicht vom Buch aufzublicken, um zu verstehen, wie es sich anfühlte, wenn Wolken wie wilde wiehernde Rosse heransprengten und der Sonnenschein sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog. Meine Seele, um es pathetisch zu sagen, nahm die Rolle des Lenz dankbar an. Ich hatte plötzlich Lust, sie bis in die Tränen hinein zu durchleben und Büchner zu folgen, ganz gleich wohin er mich führte.

Nie ist mir ein Text näher gewesen als damals mit 16 Jahren Büchners Lenz. Nie wieder habe ich so deutlich empfinden können, wie es ist, wenn die Welt einen „ungeheuern Riss“ hat. Was eine „schreckliche Leere“ ist, habe ich später auf andere Weise erfahren, aber die „folternde Unruhe, sie auszufüllen“, die kenne ich von meinem damaligen Spaziergang mit Georg Büchner durchs Himmelreich.

Nichts davon fand sich in dem Referat, das ich ein paar Tage später hielt. Man hatte mir beigebracht, so zu tun, als ließe sich objektiv über Literatur reden.

Auf oberflächliche Weise geht das auch: Man kann angeben, wann ein Text geschrieben wurde und wovon er handelt. Man kann einiges über die Art der Darstellung sagen und Vergleiche mit anderen Texten anstellen. Man kann im Fall von Lenz einerseits über die historische Fi-

gur und ihre Literarisierung, andererseits über die Quellen und ihre Verarbeitung sprechen. Aber ist nicht das Entscheidende das, was ein Text über denjenigen aussagt, der ihn liest? Und setzt das nicht einen Leser voraus, der bereit ist, einen Text auf sich selbst anzuwenden, gleichsam in ihn hineinzuschlüpfen? Georg

Büchner und ich, so darf ich zusammenfassen, wir hatten unsere Momente.

Anmerkung:

Zuerst erschienen in: die horen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik 260 (2015), S. 4–7. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.



**Anna-Lena Panter und Mirjam Markau
im Gespräch mit Josef Haslinger**

Über die eigene Stimme in der Literatur ...

Wissenschaft und Kunst – zwei scheinbare Gegensätze, die dennoch in vielerlei Hinsicht in Zusammenhang stehen. So war Georg Büchner einerseits Mediziner, andererseits ist er einer der herausragendsten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Anfangs schrieb er jedoch nicht allein aus dem Geniekult heraus; sein Schreiben war maßgeblich von der Sicherung seines Lebensunterhaltes beeinflusst. Ihre Biographie und Ihr Werk, Herr Haslinger, weisen in wissenschaftlicher und literarischer Hinsicht Parallelen zu Büchner auf. In welchem Bereich verorten Sie sich – als Literaturwissenschaftler und Professor oder als freier Schriftsteller?

Die Alternative stimmt insofern nicht, als ich mich zwar als Schriftsteller, aber nicht als freier Schriftsteller wahrnehme. Ich bin jemand, der in seinem Schreiben erheblichen Zwängen unterliegt und der auch alles dafür tut, damit sie noch größer werden. Zwar bin ich meiner Seele nach Schriftsteller, aber den realen Arbeitsverhältnissen nach bin ich bei weitem mehr alles mögliche andere. Leider ist das die derzeitige Situation. Womöglich ist es als Dozent etwas unpassend, so darüber zu sprechen, immerhin hat man das Amt angetreten und sich damit zur Verfügung gestellt. Aber in Bezug auf mein persönliches literarisches Arbeiten hangle ich mich von Freisemester zu Freisemester, in überschaubaren Vierjahresplänen.

Sowohl Sie als auch Georg Büchner sind politische Autoren. Beide haben Sie Texte verfasst, in denen politische Dimensionen zum Tragen kommen, die durch fiktive Elemente literarisiert werden. Verfolgen Sie damit eine Form der Gesellschaftskritik, in der politische Ereignisse dem Zweck dienen, einen Appell an die Gesellschaft zu richten, oder geht es Ihnen primär um das politische Ereignis?

Es geht mir um die Literarisierung von politischen Verhältnissen und das heißt gleichzeitig um die literarische Sichtbarmachung. Dabei spielt die geschichtliche Dimension eine besondere Rolle, da die politischen Verhältnisse aus ihr resultieren. Man kann das Privatleben eines Menschen, der im 20. Jahrhundert in Europa gelebt hat, nicht von der gigantischen Geschichte dieses Jahrhunderts trennen. Diese Ereignisse haben natürlich jedes private Leben und damit jedes private Empfinden bis ins Innerste tangiert. Es sind mehrere Generationen durch einen der schrecklichsten Kriege gegangen, der sich je auf europäischem Boden ereignet hat. Dabei trugen sie unter Umständen sogar eine Mitschuld, indem sie nicht lediglich Soldaten oder Opfer, sondern Nazis waren. Wir hatten einen gesellschaftlichen Block von Diktatur und elitärer Gesellschaft vor uns stehen oder besser über uns gestülpt, dem wir gerade erst entronnen sind. Letztlich hat er das Gefühlsleben bis in die Enkelgeneration, sowohl auf Seiten der Opfer als auch der Täter, mitbestimmt. Literatur, die sich darum nicht schert, darf es auch geben, aber mich interessieren diese Zusammenhänge von Privatem und Öffentlichem. Das bedeutet jedoch nicht, dass ich eine These habe, die ich exemplifiziere, sondern ich schreibe mich literarisch in die politischen Verhältnisse hinein und untersuche dabei Dinge, die ich für wichtig halte.

Sie sind also Vertreter der „engagierten Literatur“ im Sinne von Sartre ...

Wenn das so einfach ist, dann ja (*lachend*). „Engagiert“ ist ja noch nicht zu einem Schimpfwort verkommen.

In Ihren Werken lassen sich drei Themenbereiche herauskristallisieren: Die erste Thematik, das wissenschaftliche Schreiben, das zum einen den literarischen Kontext und zum anderen Ihre Tätigkeit als Dozent aufgreift. Der zweite Bereich beinhaltet die politische Dimension, die sich vor allem in Ihren Werken „Opernball“, „Jáchimov“ und in dem Essayband über Österreich zeigt. Die letzte Thematik umfasst die des Todes in seinen verschiedenen Formen. Dieses Motiv taucht bei Ihnen immer wieder auf, insbesondere in „Phi Phi Island“ und „Jáchimov“. Liegen wir mit dieser thematischen Einordnung richtig, und wo sehen Sie persönlich Ihren thematischen Schwerpunkt?

Der Tod ist auf jeden Fall eine heiße Spur. Ich weiß selbst nicht, warum er mich so beschäftigt. In jedem meiner Romane wird gestorben und manchmal sogar massenhaft. Von einem Massenmord machen wir uns viele Bilder, haben aber keine direkte Beziehung dazu. Letztlich sind die Einzeltode die einzigen, die eine Bedeutung haben, weil der Leser sie nachvollziehen kann. Sie sind ein Motor der Literatur – jedenfalls meiner Literatur. Vielleicht schreibe ich darüber, weil es so schwer ist, sterben zu lernen. Aber irgendwie muss man es ja lernen und sich darauf einstellen. Komischerweise hat mich das schon immer beschäftigt, das ist bei mir keine Altersangelegenheit. Schon in meinem ersten Buch, einem Erzählungsband, handelte die längste Erzählung von einem Mann, der seinem Krebsleiden erliegt. Mein nächstes literarisches Werk hieß „Der Tod des Kleinhäuslers Ignaz Hajek“ und erzählt die Geschichte eines Menschen, der stirbt. Das hat sich durchgezogen, den Grund kann ich Ihnen nicht sagen, aber Ihre Diagnose ist richtig.

Die Thematik des Todes ist also der Schwerpunkt Ihres Schreibens?

Ja, die Sache ist nur die, dass der Tod mich schon fast ereilen wollte. Vielleicht deshalb, weil ich mich so viel damit beschäftigt habe ...

Das führt uns zur nächsten Frage: Ihr Buch „Phi Phi Island“ basiert auf einer Primärerfahrung: Sie und Ihre Familie haben den Tsunami 2004 miterlebt. Zu Beginn des Buches schreiben Sie: „ein paar Monate lang war ich mir ziemlich sicher, dass ich dieses Buch nicht schreiben würde“, an anderer Stelle: „ich wollte darüber schreiben, aber ich wollte es auch wiederum nicht. Ich konnte das, was ich erlebt hatte, nicht abwägen, ich konnte es nicht von außen ansehen.“ Was bewog Sie letztlich doch dazu, „Phi Phi Island“ zu schreiben und damit von diesem Erlebnis zu berichten?

Ich bin ein hoffnungsloser Freudianer: Wenn man sich die Dinge von der Seele schreibt, dann geht es einem besser. Tatsächlich hatte ich ein Jahr lang nichts Literarisches geschrieben, weil ich mich völlig blockiert fühlte. Ich begann mehrmals mit neuen Texten, aber das Einzige, was auftauchte, war eine nicht abstellbare innere Stimme: Ich muss dieses Tsunami-Todeserlebnis irgendwie literarisch verarbeiten. Wenn es mich so beschäftigt, dann kann ich doch einfach versuchen, zu schreiben wie es war – einen Tatsachenbericht. Gar nichts dazu erfinden, sondern im Gegenteil, recherchieren und versuchen, noch mehr über die erlebten Vorgänge herauszufinden. Ich habe also ein Jahr später bei meiner Familie den Wunsch geäußert, dass ich nach Thailand fliegen will, um mir noch einmal alles vor Ort anzusehen, und habe gefragt, wer mitfliegen will: Es wollte niemand. Meine Frau wollte aber auch nicht, dass ich alleine fliege, und so sind wir letztlich gemeinsam geflogen. Die ganze Reise war mit sehr viel Angst verbunden.

Wir sind 14 Tage lang auf der Insel herumgegangen, haben uns alles angesehen, mit den Leuten gesprochen und uns ein Bild von dem gemacht, was ist und was vorgefallen war. Am Abend habe ich mir Notizen gemacht und so habe ich begonnen, dieses Buch zu schreiben. Die Idee war, mir meine und die Erfahrungen meiner Familie von der Seele zu schreiben, um dann besser damit zurechtzukommen. Das war letztlich auch richtig, doch es hat wesentlich länger gedauert als ich dachte. Es ist nicht so, dass man einfach alles runterschreibt und dann ist es vorbei, sondern das Schreiben schafft erst die Qual. Ich dachte immer, ich sei derjenige aus der Familie, der am besten damit zurechtgekommen ist. Alpträume bekam ich erst, als ich das Buch zu schreiben begann. Ich habe mich in den Stoff hineinbegeben und plötzlich gemerkt, wie sehr mich das doch alles mitnimmt. Gar nichts war vorbei, im Gegenteil: Alles war aufgewühlt. Erst nach einem Jahr konnte ich aus dem Buch vorlesen – sicher etwas betroffener als würde ich aus einem anderen Buch vorlesen, aber im Prinzip ging es. Ich habe bei diesen Lesungen immer wieder andere Tsunami-Überlebende getroffen. Nach einer Lesung hat mich ein Mann angesprochen und gesagt: „Ich komme in Ihrem Buch vor. Ich bin derjenige, der vorm Hubschrauber gestanden und zu seinem Sohn gesagt hat: ‚Schrei, so laut du kannst, damit du da reinkommst!‘“ Da lagen überall Schwerverletzte, er hatte nur eine Fußverletzung – so habe ich es als Augenzeuge wahrgenommen und das habe ich in meinem Buch geschrieben. Nun, nach der Lesung drei Jahre nach dem Tsunami, erfuhr ich, dass es eine schwerwiegende Knieverletzung war, aber das viel Schlimmere war die wesentlich größere Verletzung der Seele des Jungen. Dieses Buch hat Tsunami-Überlebende sehr beschäftigt und es war für sie hilfreich, es zu lesen und ihre eigenen Erfahrungen wiederzufinden.

Sie sind Dozierender am Literaturinstitut Leipzig. Innerhalb der Literaturwissenschaft ist die Lehre des literarischen Schreibens jedoch umstritten. Uns als Studierende interessiert besonders, wie eine solche Lehrform aussehen kann. Beispielsweise haben wir recherchiert, dass Sie mit einem Ihrer Kurse die Pathologie besucht haben, um den Studierenden die Thematik des Todes näherzubringen. Das hört sich spannend an, ist aber nicht gerade eine gängige Praxis germanistischer Seminare ...

Germanistisch ist das sicherlich nicht. Bei meinen Seminaren geht es oft darum, dass wir uns mit einem Thema befassen, um darüber zu schreiben. Das bedeutet, dass man Erzählungen schreibt, in denen man verschiedene Realitäten fiktional verhandelt und sie mit der tatsächlichen Wirklichkeit vermischt. Man kann dann bestimmte Orte, die Zeit, ein Lebensgefühl und einzelne Figuren wiedererkennen. Solche Geschichten bilden den Mainstream unserer Prosaworkshops in Leipzig und irgendwann steht man unumgänglich vor der Frage: Woher weiß ich das eigentlich alles? Ich muss recherchieren, mich darauf einlassen und damit befassen. Das habe ich bei meinen Büchern immer gemacht. Ich habe keinen Krieg erlebt, trotzdem ist er ein Thema, das mich fasziniert. Er kommt ständig vor und vor allem das, was er angerichtet hat. In meinem Roman „Das Vaterspiel“ wird die Geschichte eines litauischen Ghettos erzählt. Da kann man es sich nicht leisten, einfach etwas zu erfinden, es gibt schließlich Überlebende, die wissen, wie es war. Also muss man recherchieren. Das, was da steht, muss stimmen. Ich kann zum Beispiel nicht einfach Ziegelbauten hinstellen, wo es keine gab. Es gibt Materien, da verbietet es sich damit zu spielen. Aber wie wird man ihnen gerecht? Darüber sprechen wir in Seminaren. Das ist einer der Gründe, warum ich ein Seminar über die „Phänomenologie des Todes“ gehalten habe. Anfangs haben wir uns einige Institutionen angesehen, die mit dem Tod zusammenhängen. In der technischen Polizeistelle Leipzig haben wir uns einen Vortrag über die Geschichte von Schießgewehren und Pistolen angehört. Anschließend gingen wir in den Schießkeller und haben unter Anleitung der Polizei geschossen – für inspirierende Zwecke. Unsere zweite Anlaufstelle war die Gerichtsmedizin, in der drei Leichen kunstgerecht zerlegt wurden, um die Todes-

ursache eindeutig festzustellen. Dieser Vorgang wurde für uns kommentiert. Später hatten wir auch einen Priester im Seminar usw. Schließlich haben wir Texte geschrieben. Wir haben uns mit dem Tod in seinen verschiedenen Facetten beschäftigt. Wenn wir in Leipzig mit jungen Autoren zu tun haben, dann heißt das nicht, dass wir ihnen sagen, wie sie schreiben sollen, sondern wir versuchen ihnen behilflich zu sein, es selbst herauszufinden. Es hat keiner etwas davon, weder die Lehrenden noch die Studierenden, wenn wir irgendwelche Schemata zu prägen beginnen. Das Einzige, worum es doch geht, ist, dass jeder die beste Chance hat, seine eigene Stimme zu entwickeln.

Was sagen Sie zu dem Vorwurf, dass man die „Leipziger Schule“ erkennen würde?

Es gibt solche feinsinnigen Kritiker, die das sagen. Ich könnte das nicht behaupten. Jede Zeit hat natürlich einen gewissen Mainstream und wenn Sie zum Beispiel fragen, warum die Texte der Leipziger Studierenden nur eine dosierte Anzahl von Adjektiven haben, dann kann ich Ihnen 100 andere Autoren des deutschsprachigen Raumes aufzählen, die nicht in Leipzig studiert, aber auch eine sehr dosierte Anzahl von Adjektiven haben. Das ist so, weil die amerikanische Literatur in gewisser Weise auch zu unserem Mainstream der erzählenden Literatur geworden ist. Die Leser haben sich emanzipiert im Vergleich zu einer Zeit, wo Literatur noch Ideologie transportierte. Sie wollen nicht, dass ihnen jemand erzählt, wie sie etwas zu sehen und zu deuten haben. Sie wollen an einer Geschichte beteiligt sein, aber nicht jedes Detail vorgeschrieben und ausgedeutet bekommen. Wenn man diese Phänomene zusammen nimmt, kann man von einem weitgehenden Konsens innerhalb der deutschen Literatur sprechen, und der gilt auch für die meisten unserer Absolventen. Was die stilistischen Details betrifft, denke ich nicht, dass man von einem Leipziger Stil sprechen kann. Innerhalb der Professorenschaft haben wir auch sehr unterschiedliche Einstellungen dazu: Michael Lenz beispielsweise ist einer, der sich mit Lautpoesie befasst, der experimenteller Poesie sehr verbunden ist und gerne Hörspiele mit Studierenden macht. Eine völlig andere Richtung als das, was ich gerade als realistisches Erzählen beschrieben habe. Das Wichtigste ist, dass die Studierenden diese unterschiedlichen ästhetischen Haltungen im Institut vorfinden und dadurch ihre eigenen Erfahrungen machen können.

Herr Haslinger, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Kontakt: info@lz-giessen.de

III. Fächer, Forschung, Perspektiven



BÜCHNER • BARELLA

U N T E R N E H M E N S G R U P P E

- ▶ *VERSICHERUNGSMANAGEMENT*
- ▶ *RISIKOMANAGEMENT*
- ▶ *VORSORGE MANAGEMENT*

Lonystraße 9 • 35390 Gießen
Tel.: +49 (0)641 • 79 59 - 0
www.buechner-barella.de



BADEN-BADEN • BIELEFELD • ERFURT • GIESSEN • HAMBURG • HERNE • INGOLSTADT • KOBLENZ • LEIPZIG • ST. INGBERT • TRIER



Wolfgang Achtner

Mystische Erfahrung und theologische Grundlagenforschung

Die Voraussage zahlreicher Religionssoziologen, dass im 21. Jahrhundert die Religionen in den industrialisierten Ländern rückläufig seien, hat sich nicht bestätigt. Im Gegenteil, weltweit gesehen sind die Religionen bei all ihrer Vielfalt und Verschiedenheit auf dem Vormarsch, nicht immer zum Segen der Menschen. Im Rahmen der fortschreitenden Globalisierung und der damit verbundenen unmittelbaren Nachbarschaft von verschiedenen Religionen stellt sich auch die Frage angesichts unterschiedlicher religiöser Einstellungen nach einem Minimalkonsens bezüglich religiöser Einstellungen und Werten, auf den sich alle Religionen einigen könnten. Denn der Zusammenhalt einer Gesellschaft ist nur dann gewährleistet, wenn bei aller begrüßenswerten Vielfalt auch religiöser Vorstellungen und Werte diese in ihren Grundlagen nicht so stark differieren, dass das Zusammenleben gefährdet ist. Vielmehr sollte auch angesichts großer Differenzen nach einem Minimalkonsens gesucht werden, der im Dienste des Wohls des Menschen steht. Für einen solchen dem Menschen und seiner seelisch-geistigen Entwicklung förderlichen erfahrungsbezogenen Minimalkonsens steht die Mystik, die in allen Weltreligionen die spirituelle Erfahrungsdimension des Göttlichen darstellt. Aber nicht nur in den Religionen artikuliert sich diese Erfahrung, auch in Kunst, Literatur, Musik können sich solche mystischen Dimensionen niederschlagen.

Mystische Nächte von 2011 bis 2015

In den Mystischen Nächten, die seit 2011 im Zweijahresrhythmus an wechselnden Orten in Gießen durchgeführt werden, wird diesen besonderen religiösen Erfahrungen Raum gegeben, zugleich werden exemplarische Mystiker bzw. Mystikerinnen in ihrem Wirken und ihrer

Bedeutung vorgestellt. Am Anfang stand das Experiment 2011 in der Johanneskirche „Magister, Mystiker, Manager – Eine Mystische Nacht mit Meister Eckhart“. Angesichts Kopflastigkeit und Erfahrungsarmut im Protestantismus hatte der Verfasser dieses Projekt in Kooperation mit dem Evangelischen Dekanat und in Abstimmung mit dem Präsidium der Universität initiiert. Hier wurde zum ersten Mal die Wirkung mystischer Erfahrung, im Falle Meister Eckharts vor allem sein Begriff der Gelassenheit, in unterschiedlichen Bereichen intellektuell, aber auf verschiedene Weise auch für die Besucher erfahrungsbezogen thematisiert. In einem an der Idee des Gesamtkunstwerks orientierten Konzept wurden bei dieser Veranstaltung, die bis 3.30 Uhr morgens dauerte, eine Videoinstallation, ein Theaterstück über den Prozess gegen Meister Eckhart, eine Mitternachtspredigt, eine Podiumsdiskussion, diverse wissenschaftliche Vorträge, gregorianische Musik, angeleitete Meditationsübungen und eine gemeinsame Stille integriert.

Die guten Erfahrungen mit dieser ersten Mystischen Nacht ermutigten, zwei Jahre später im Jahr 2013 in der Petrusgemeinde eine weitere Mystische Nacht durchzuführen. Diesmal ging es um: „Hildegard von Bingen – Magistra, Medizinerin, Mystikerin“. Auch bei dieser Mystischen Nacht war das Gesamtkonzept die Integration verschiedener Wissenschaftsbereiche in Verbindung mit Musik und Kunst. Im Hinblick auf die Musik lag es nahe, die Komposition „Ordo Virtutum“ von Hildegard von Bingen, ein musikalisch sehr anspruchsvolles mittelalterliches Mysterienspiel, zur Aufführung zu bringen. In der Tat stellte es, aufgeführt von Studenten und Mitgliedern des Belcanto-Studios, einen der Höhepunkte des Abends dar. Zum ersten Mal wurde bei dieser Mystischen Nacht auch das Medium Film eingesetzt.

Die dritte Mystische Nacht fand im September 2015 in der Aula der Justus-Liebig-Universität statt (Website: <http://mystischenacht.net/>). Sie unterschied sich in mancherlei Hinsicht von den beiden ersten Mystischen Nächten. Zum einen fand sie zum ersten Mal nicht in einer Kirche statt, der musikalische Bereich wurde zum ersten Mal vom Universitätsorchester unter Leitung von Stefan Ottersbach mitgestaltet. Zum anderen orientierte sich diese Mystische Nacht nicht an einer Person, sondern an einem Thema. Der Grund dafür war, dass in dieser dritten Mystischen Nacht ein Schritt in eine neue Richtung gewagt wurde – nämlich in die des interreligiösen Dialogs, allerdings beschränkt auf die drei abrahamitischen Religionen. Um der Gleichbehandlung dieser drei Weltreligionen willen wurde auf die Herausstellung eines Mystikers bzw. einer Mystikerin zugunsten eines verbindenden Themas verzichtet, obwohl dies mit dem 500. Geburtstag von Theresa von Ávila nahe gelegen hätte. So stand diese Mystische Nacht unter dem Motto: „Mystische Nacht der abrahamitischen Religionen – Musik, Dichtung, Malerei.“ Sie dauerte von 17.00 Uhr bis

1.00 Uhr nachts. In drei wissenschaftlichen Vorträgen wurden spezifische Aspekte der Mystik im Judentum, Christentum und Islam zur Sprache gebracht. „Jüdische Mystik – Erleben und Erzählen“ hieß der Vortrag von Prof. Dr. Karl Erich Grözinger von der Universität Potsdam, „Jalal al-Din Rumi – Mystiker der Liebe“ hatte der iranische Mystikforscher Dr. Saeed Zarrabi-Zadeh vom Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt seinen Beitrag betitelt. Und schließlich erfuhr das Publikum im Vortrag „Theresa von Ávila“ von Prof. Dr. Dr. Mariano Delgado von der Universität Freiburg/Schweiz eine Menge über die inneren Erfahrungen dieser großen katholischen Mystikerin. Wie sehr die Mystik auch in der Literatur verarbeitet wird, zeigte der Einführungsvortrag von Prof. Dr. Michael von Brück über „Jeder Engel ist schrecklich! ... Die Faszination der Dichtung Rainer Maria Rilkes und der Buddha“. Wie schon in den beiden vorhergehenden Mystischen Nächten sollte aber auch in dieser Mystischen Nacht mystischen Erfahrungen in nichtreligiösen Kontexten nachgespürt werden. Dafür bot sich die Malerei an. Dr. Manfred Osten, studierter



Abb. 1: Projektion des Plakatmotivs mit einem Ausschnitt aus dem Gemälde „Auferstehung der Gerechten“ von Hieronymus Bosch, nach 1490, Venedig Palazzo Ducale.



Abb. 2: Das Orchester der Universität Gießen spielt unter Leitung von Universitätsmusikdirektor Stefan Ottersbach.

Kunsthistoriker, Diplomat und ehemaliger Generalsekretär der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, spannte in seinem Beitrag „Mystik und Bild – von Hieronymus Bosch bis Wassily Kandinsky“ einen weiten geistesgeschichtlichen Bogen und wartete mit einigen neuen interessanten kunstgeschichtlichen Erkenntnissen auf. So konnte er zeigen, dass eines der Bilder von Bosch im Umfeld einer mystischen Sekte, der Bosch angehört, entstanden ist und dort als Meditationsbild diente.

Und über Kandinsky, dessen abstrakte Bilder nicht sofort an Mystiker erinnern, erfuhr man aber doch, dass seine abstrakte Malerei von der naturmystischen Bewegung um die Jahrhundertwende von 19. zum 20. Jahrhundert zumindest mitinspiert wurde. Dass gerade die Musik für Erfahrungen offen ist, auch für mystische Erfahrungen, verdeutlichte PD Dr. Wolfgang Fuhrmann von der Universität Wien in seinem Vortrag „Das Unausprechliche, hier wird's gesun-

gen – über mystische Hintergründe in der Musik des Spätmittelalters“. Auch die musikalischen Beiträge selbst, die vom Universitätsorchester unter Leitung von Stefan Ottersbach und vom Belcanto-Studio unter der Leitung von Beate Achtner zu Gehör gebracht wurden, waren in dieser Mystischen Nacht ganz auf die Erfahrungsdimension abgestellt. Denn der estnische Komponist Arvo Pärt, dessen Kompositionen im Zentrum der musikalischen Beiträge stand, verbindet in seinen Werken die Spiritualität der Orthodoxie, des Katholizismus und des Protestantismus. In seinen auf das Wesentliche reduzierten einfachen Klanggestalten führt er die Zuhörer in jene innere Ruhe, die die Voraussetzung jedweder spirituellen Erfahrung ist. In diesem Sinne wirkten auch seine Kompositionen „Fratres“ und „Trishagion“, die das Universitätsorchester spielte, und „Alta Trinita“, „Peace upon Jerusalem“, „Vater Unser“ von Mitgliedern des Belcanto-Studios aufgeführt.



Abb. 3: Mitglieder des Belcanto-Studios Gießen singen unter Leitung von Beate Achtnr.

Das Solostück „Es sang vor vielen Jahren“ brachte die Altistin Pia Webler zusammen mit Mitgliedern des Universitätsorchesters zu Gehör. Ein besonderes Experiment erwartete die Zuhörer mit der Komposition „4, 33“ von John Cage. Denn diese Komposition besteht aus – Nichts! Kein Ton ist zu hören. Der Zuhörer muss sich der ungewohnten Erfahrung aussetzen vier Minuten und 33 Sekunden einem in voller Konzentration verharrenden Orchester zuzusehen, das nicht einen einzigen Ton spielt, vielmehr versucht, die Dimension einer konzentrierten Stille zu eröffnen. Wie schwierig es ist, in unserer reizüberfluteten und lauten Welt einmal viereinhalb Minuten Stille auszuhalten, wurde in den letzten Sekunden der Aufführung dieses Stückes klar: Man hörte von einigen Besuchern ein leises verhaltenes Kichern. Dass aber gerade diese konzentrierte Stille auch von vielen Menschen gesucht wird, machte die von Dr. Ulrich Ott angeleitete Meditation in der Pause deutlich, zu der es viele Menschen hinzog. In zwei Beiträgen wurden verschiedene künstlerische Bereiche miteinander verbunden. Martin Gärt-

ner, Christian Grammel und die Pianistin Yuko Masuda-Dreher brachten in ihrer sehr gelungenen Aufführung „Mystische Gedichte und Texte“ Klaviermusik, Gedichtrezitation und Videoinstallation in einer integrierten Gestalt zusammen. Auch in der Videoinstallation eine viertel Stunde vor Mitternacht gelang es Christian Grammel und Jean-Noel Lenhard, Musik und Videosequenzen gekonnt miteinander zu verbinden. Schließlich wurde im Mitternachtsgespräch „Vom eindimensionalen Menschen zur integralen Spiritualität – Mystik in Literatur, Musik, Malerei und Religion“, das von Prof. Henning Lobin moderiert wurde, noch einmal die Rolle der Mystik für die Entwicklung der menschlichen Spiritualität diskutiert. Dank der guten Vorbereitung des Organisationsteams, dem unter der Leitung des Verfassers der Dekan des Evangelischen Dekanats, Frank-Tilo Becher, UMD Stefan Ottersbach, der Musikwissenschaftler PD Dr. Karsten Mackensen, der Journalist Tobias Essinger und der Videokünstler Christian Grammel angehörten, ging dieser komplexe Mystik-Marathon im wahrsten Sinne des Wortes gut über

die Bühne und war mit ca. 200 Zuhörern auch gut besucht.

Mystische Erfahrung und interreligiöser Dialog

In der letzten Mystischen Nacht haben die Veranstalter mit ihrer Öffnung gegenüber den nichtchristlichen Religionen einen neuen Weg hin zum interreligiösen Dialog beschritten. Ist dieser Schritt legitim und auf welchen theologischen Grundlagen beruht er? In der Tat wirft die Mystik insgesamt eine Reihe von bisher ungelösten Fragen in Anthropologie, Religionsphilosophie und Theologie auf. Dies beginnt schon mit der Frage, was Mystik eigentlich ist und wie man sie wissenschaftlich angemessen definieren kann. Tatsächlich ist auch die Frage nach der dogmatischen Beurteilung der Mystik im Protestantismus alles andere als geklärt. Das Spektrum reicht von Wohlwollen, Indifferenz, Unklarheit bis hin zu schroffer Ablehnung, wie etwa im Neuprotestantismus. Wenn der Status der **christlichen** Mystik innerhalb des Protestantismus schon so vielfäl-

tigen und widersprüchlichen Beurteilungen unterliegt, wie kompliziert muss die Lage erst werden, wenn man noch die Mystik in anderen Religionen hinzunimmt! Ist das nicht eine zu simple Form der Religionsvermischung oder gar eine Form des Synkretismus? Diese theologischen Probleme waren den Veranstaltern durchaus bewusst. Daher hatte der Verfasser als Initiator auch parallel zur Mystischen Nacht vom 16. bis 18. September 2016 ein interdisziplinäres und internationales Symposium auf Schloss Rauischholzhausen organisiert, in dem diese Fragen beleuchtet werden sollten. Dabei bedurfte es einer präzisen Fragestellung. Diese ergibt sich aus der Tatsache, dass die Mystik nämlich dasjenige betont, was in der wissenschaftlichen Theologie in der Regel nicht bedacht wird, nämlich die religiöse Erfahrung. Daher lautet die Frage, ob es in der Mystik in den Weltreligionen vergleichbare, ähnliche, analoge oder gar gänzlich disparate Erfahrungen gibt. In diesem Sinne hieß dann das Symposium: „Mystik als Kern der Weltreligionen?“ Wie kann man sich einer solchen Fragestellung wissenschaftlich nähern?



Abb. 4: Das Organisationsteam von links: Frank-Tilo Becher, Karsten Mackensen, Tobias Essinger, Wolfgang Achtner und Stefan Ottersbach.

Tatsächlich ist der methodologische Ansatz zur Klärung der Natur mystischer Erfahrung in der Forschung durchaus umstritten. Ähnlich wie auch in den Kulturwissenschaften unterscheidet man in der Mystikforschung einen essentialistischen und kontextualistischen Ansatz. Der essentialistische Ansatz geht davon aus, dass es unabhängig von einer bestimmten kulturellen und religiösen Prägung anthropologische Grundstrukturen gibt, die sich dann in der mystischen Erfahrung als analoge Erlebnisstrukturen zeigen. Primär ist also eine im Menschen angelegte Disposition zu religiösen Erfahrungen, die sich dann in verschiedenen religiösen Traditionen unterschiedlich ausdrückt. Das bedeutet, dass die jeweilige religiöse Interpretation sekundär ist. Dieser Forschungsansatz geht letztlich auf den amerikanischen Philosophen des Pragmatismus, William James, und seinem epochalen Buch *The Varieties of Religious Experience* von 1902 zurück, der seinerseits wiederum teilweise in seinem essentialistischen Ansatz von dem Buch *Cosmic Consciousness. A Study in the Evolution of the Human Mind* des kanadischen Psychiaters Richard Bucke inspiriert ist, das bereits ein Jahr früher, 1901, publiziert wurde. Sowohl Bucke wie James haben in ihren Publikationen Listen mit analogen Erfahrungen bei Mystikern unterschiedlicher Religionen aufgeführt. Buckes Liste enthält neun Aspekte, die von James vier, die des japanischen Religionsphilosophen T.D. Suzuki acht, die allen Berichten mystischer Erfahrung gemeinsam sein sollen. Auch in der späteren, daran anschließenden Forschung wurden immer wieder solche Listen mit analogen Erfahrungsstrukturen erstellt. Wichtig ist hier auch das Buch *Mysticism and Philosophy* aus dem Jahre 1960 von Walter T. Stace, der sich als Philosophieprofessor der Philosophia perennis verpflichtet wusste und an der Princeton University lehrte. Auf ihn geht die Unterscheidung von extrovertierter und introvertierter Mystik zurück. Er hat ebenfalls eine Liste von Gemeinsamkeiten zusammengestellt, die insgesamt acht Aspekte umfassen. Stace macht expressis verbis die Unterscheidung zwischen Erfahrung und Interpretation der Erfahrung, die letztlich auf Schopenhauer zurückgeht. Das

Buch mit der Liste von Stace ist insofern wichtig, als sie die Grundlage ist, auf der die modernere empirische Meditationsforschung aufbaut. Hier ist vor allem Ralph W. Hood zu nennen, der auf der Stace-Liste aufbauend in den 1970er Jahren eine *Mysticism scale* zur empirischen Erforschung von mystischen Erfahrungen entwickelt hat. Auch in der neueren Meditationsforschung, die in den USA floriert, in Deutschland vor allem in Gießen am *Bender-Institut for Neuroimaging* (BION) von Dr. Ulrich Ott und Prof. Dr. Dieter Vaitl vorangetrieben wird, werden immer wieder solche Listen erstellt. Als Beispiel für die Listen sei hier Paul Marshall genannt, der in seinem Buch *Mystical Encounters with the Natural World* von 2005 unter der Kategorie extrovertierte mystische Erfahrung, die er von Stace übernimmt, insgesamt nunmehr siebzehn Aspekte nennt. Die unterschiedliche Anzahl der Aspekte dieser Listen könnte zur Vermutung führen, dass es Einflussfaktoren bei der mystischen Erfahrung gibt, die bisher noch nicht im Blick waren. Beispielsweise liegt die Hypothese nahe, dass unterschiedliche Meditationsmethoden dafür verantwortlich sein könnten, dass es auch zur Erfahrung unterschiedlicher Aspekte der mystischen Dimension kommt. Vor allem die Neurowissenschaften haben bei zahlreichen Experimenten immer wieder gezeigt, dass das Training bestimmter Gehirnregionen deren Ausbildung und sogar Wachstum fördert, beispielsweise die Stimulanz der Feinmotorik bei Musikern. Sollte daher nicht auch die Anwendung verschiedener Meditationsmethoden, die verschiedene Gehirnregionen stimulieren, zu unterschiedlichen Erfahrungen führen? Eine wegweisende Studie von Harald Piron schaffte hier Klarheit. In seiner Dissertation *Meditation und ihre Bedeutung für die seelische Gesundheit und persönliche Entwicklung* von 2003 führt Piron den Begriff der Meditationstiefe ein, der klärt, dass die analogen Strukturen des mystischen Erlebens erst in der Tiefendimension in Erscheinung treten, während im Vorfeld durchaus verschiedene Erfahrungen gemacht werden können. Auf diese Weise ist dann auch die unterschiedliche Anzahl der Aspekte mystischer Erfahrung erklärbar. In diesem Sinne kann

auch die moderne, empirisch orientierte, mit allen Mitteln der modernen Hirnforschung operierende Meditationsforschung dem essentialistischen Ansatz zugerechnet werden, verdankt sie doch einige ihrer grundlegenden Kategorien der philosophischen Interpretation der Mystik durch Walter T. Stace.

Nun ist aber gerade der essentialistische Forschungsansatz nicht unwidersprochen geblieben. Insbesondere hat der Amerikaner Steven T. Katz seit den 1970er Jahren massive Kritik am Essentialismus geübt und statt dessen einen kontextualistischen Ansatz verfochten und in zahlreichen, an Texten der Religionsgeschichte orientierten, Veröffentlichungen zu beweisen gesucht, zuletzt in der voluminösen Anthologie *Comparative Mysticism. An Anthology of Original Sources* von 2012, die er als Herausgeber betreut hat. Kontextualismus heißt, dass mystische Erfahrungen eben kein Ausdruck einer alle religiösen Unterschiede nivellierenden gemeinsamen menschlichen Grundstruktur ist, sondern die spezifischen mystischen Erfahrungen erst vor dem Hintergrund einer spezifischen religiösen Tradition möglich sind und

auch von ihr entsprechend interpretiert werden. Katz kann als Argument ins Feld führen, dass beispielsweise die jüdische Mystik in Gestalt der Kabbala und ihrem komplizierten System der Sefirot inhaltlich und von ihrer Erfahrungsdimension her wenig Ähnlichkeiten zu anderen mystischen Traditionen hat.

Andererseits gibt es auch wiederum Argumente, die klar für den essentialistischen Ansatz sprechen. So legen beispielsweise empirische Untersuchungen nahe (vgl. Ulrich Ott, *States of absorption: in search of neurobiological foundations*), dass ein bestimmter psychologischer Aspekt, die Fähigkeit zur Absorption, die tiefe Meditation und mystische Erfahrung begünstigt, genetisch bedingt sein könnte. Auch aus dem geisteswissenschaftlichen Bereich gibt es Beispiele, die eindeutig für einen essentialistischen Ansatz sprechen. So kann schon jetzt als überraschender Erkenntnisgewinn des Symposions verbucht werden, dass sich die von Meister Eckhart in seinen Predigten benannten Erfahrungsaspekte fast bis in die Formulierung hinein schon in den Enneaden Plotins finden. Da es aufgrund der Überliefe-

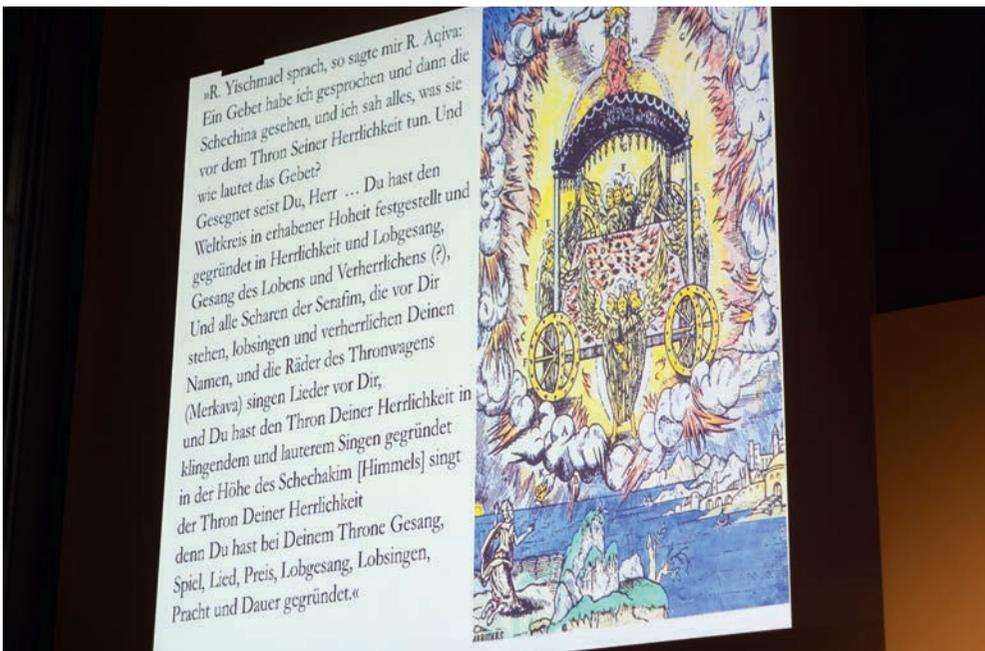


Abb. 5: Bildbeispiel aus dem jüdischen Bereich.

rung der Texte Plotins ausgeschlossen ist, dass Eckhart Plotin gekannt oder gar gelesen hat, kann diese Übereinstimmung nur mit einer gemeinsamen Erfahrungsstruktur erklärt werden. Die Frage, ob der Essentialismus oder Kontextualismus Recht hat, muss an dieser Stelle noch offen bleiben, eventuell ist die Alternative in dieser scharfen Form auch falsch. Aus diesem Grunde wurde auch auf dem Symposium noch einmal die Frage nach den Analoga der mystischen Erfahrung in den unterschiedlichen Traditionen der Weltreligionen gestellt und durch weitere interdisziplinäre Aspekte ergänzt.

Das Symposium „Mystik als Kern der Weltreligionen?“

Gemäß dem essentialistischen Ansatz lautete dann auch das Leitthema für die Referenten: „Phänomenologie der mystischen Erfahrung und ihre Interpretation“, bezogen auf eine historische Persönlichkeit der Mystikgeschichte oder allgemein auf eine der Weltreligionen. So referierte Prof. Dr. Markus Vinzent (Kings College London) über Meister Eckhart, Dr. Eckard Wolz-Gottwald (Philosophisch-Theologische Hochschule Münster) über den Hinduismus, Prof. em. Dr. Karl Erich Grözinger (Universität Potsdam) über das Judentum, Dr. Steffen Döll (LMU München) über den Buddhismus. Der Beitrag über den Islam von Prof. Dr. Erdal Toprakyan (Universität Tübingen) musste aufgrund der kurzfristigen Absage des Referenten leider ausfallen, sein Beitrag wird jedoch in die geplante Veröffentlichung aufgenommen. Für den interreligiösen Vergleich sorgten die Vorträge von Prof. Dr. Dr. Mariano Delgado (Universität Freiburg/Schweiz) und Prof. em. Dr. Michael von Brück (LMU München). Der kulturwissenschaftliche Teil wurde von dem Journalisten Joachim Faulstich übernommen, die Psychologie von Prof. Dr. Dr. Harald Walach (Europauniversität Viadrina, Frankfurt/Oder), die Neurowissenschaft von Dr. Ulrich Ott (BION, Justus-Liebig-Universität Gießen), die Psychiatrie von Prof. Dr. Patrick Most (Universitätsklinikum Heidelberg/Thomas Jefferson University, Philadelphia/USA). Dr. Michael Blume (Staats-

ministerium Stuttgart) ging der Frage nach, ob Mystik auch evolutionsbiologisch erklärt werden kann. Über religionsphilosophische Fragen der Mystik im Werk von Ernst Tugendhat referierte Prof. Dr. Roderich Barth (Justus-Liebig-Universität Gießen).

Sowohl die Vorträge über den interreligiösen Vergleich wie auch die Vorträge aus naturwissenschaftlicher Sicht dienten jedoch der übergeordneten theologischen Fragestellung nach der Beurteilung der Mystik in der Dogmatik der evangelischen Theologie. In diesem Sinne war denn auch zunächst eine Klärung des Verhältnisses von Martin Luther zur Mystik notwendig, zu der der Beitrag von Prof. Dr. Sven Grosse (Theologische Hochschule Basel) beitrug. Prof. Reinhold Bernhardt (Universität Basel) stellte seine Überlegungen zum Thema Mystik aus der Sicht der systematischen Theologie vor. Das Symposium wurde der Frage nach einer neuen Sichtweise der Mystik im Protestantismus vom Verfasser beendet. Inwieweit die naturwissenschaftlichen Beiträge und interreligiösen Vergleiche zu einer neuen Sichtweise der Mystik beitragen können, soll zum Schluss noch kurz skizziert werden.

Protestantismus und Mystik – eine neue Sichtweise?

Wie eingangs erwähnt, ist die Beurteilung der Mystik im Protestantismus sehr unklar. Common sense war allerdings über lange Zeit, dass sich zumindest Luther selbst aufgrund seiner Erkenntnis der Rechtfertigung des Sünders von der monastischen mystischen Frömmigkeitsspraxis verabschiedet und aus diesem Grunde ja auch die Klöster hatte schließen lassen. In den letzten Jahren ist aber in der Forschung eine Tendenz erkennbar, Martin Luthers Verhältnis zur Mystik in einem neuen Licht zu sehen. Es gibt sogar einige Forscher, die Martin Luther zu einem Mystiker machen wollen. Tatsächlich stand Luther als ehemaliger Mönch in der Tradition der mystischen Frömmigkeit, kannte die Theologia Deutsch und schätzte sie zumindest in seiner Frühzeit sehr hoch, kannte Tauler und auch zwei über Tauler anonym überlieferte Eckhart-Texte. Auch mit der mittelalterlichen Braut-

mystik war er natürlich vertraut, und viele Formulierungen der Brautmystik kehren bei Luther nunmehr allerdings im Kontext der Rechtfertigungslehre wieder. Darüber hinaus hat er auch einige theologische Motive mit Meister Eckhart gemeinsam, ohne dass es eine historische Abhängigkeit geben kann. Macht dies alles aber aus Luther einen Mystiker? – Daran kann man mit Fug zweifeln, dazu sprechen zu viele Aspekte gegen eine solche neue Lesart der Texte Luthers. Zuallererst ist da seine Ablehnung der Mystik in verschiedenen Schriften zu nennen, seine Abkehr von der klösterlich-mystischen Frömmigkeitspraxis, seine Veränderung des mystischen Aufstiegsschemas (*via purgativa*, *via illuminativa*, *via unitiva*). Nicht zuletzt aber ist es der Glaube selbst, der einer mystischen Interpretation im Weg steht, sucht doch der Mystiker eine unmittelbare Erfahrung Gottes, die über den Glauben hinausgeht. Bei Luther steht aber der Glaube an die Rechtfertigung im Zentrum – „Glaubst du es, so hast du es.“ Gerade diese unmittelbare Geisterfahrung hat aber Luther in Gestalt seiner Auseinandersetzungen mit den sogenannten Schwärmern bekämpft. Sieht man sich außerdem die Erfahrungsdimensionen der Glaubenspraxis Luthers an, so ist kaum einer der Aspekte, die für mystische Erfahrungen typisch sind, bei Luther nachweisbar. Aus diesen Gründen kann Luther trotz mancher Überschneidungen kaum als Mystiker gelten. Es bleibt daher bei der Gegenüberstellung von zwei Frömmigkeitstypen, die Mystik einerseits und die Rechtfertigungslehre als Basis des Protestantismus andererseits. Vereinfacht heißt die Alternative: Selbsterlösung durch mystische Praxis oder Glaube an die Christus bereits erfolgte Erlösung. Auf welche Weise kann aber nun die heutige Mystik- und Meditationsforschung zu einer argumentativ abgesicherten Beurteilung der Mystik im Kontext protestantischer Theologie beitragen? Die bisherige ablehnende Beurteilung der Mystik im Protestantismus ging von der impliziten Voraussetzung aus, dass es in der Mystik um eine Gotteserfahrung geht. Von Seiten der Mystik ist damit zugleich die Vorstellung der Überlegenheit der Mystik gegenüber dem bloßen Glauben verbunden, da der Mysti-

ker ja nichts zu glauben braucht, was er nicht selbst erfahren hat. Von Seiten protestantischer Theologie ist damit die Befürchtung verbunden, dass mit der Mystik die Universalität und Letztgültigkeit der Erlösungstat Christi in Frage gestellt wäre, wenn es denn über die Mystik auch einen Weg zu Gott neben und unabhängig von Christus gibt. Die mystische Gotteserfahrung würde somit die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit der Erlösung durch Christus in Frage stellen.

Man kann aber mit Recht die Frage stellen, ob diese implizite Voraussetzung überhaupt stimmt, dass es in der Mystik um eine durch entsprechende spirituelle Methoden vorbereitete und induzierte Gotteserfahrung geht. Was wird in der Mystik eigentlich erfahren? Von der Antwort auf diese Frage hängt entscheidend ab, wie die Mystik in der evangelischen Dogmatik zu beurteilen ist. Man kann die Frage auch vor dem Hintergrund der angewandten spirituellen Methoden stellen. Dienen diese Methoden der spirituellen Selbsttransformation oder dienen sie dazu, die Wahrnehmungsformen der Menschen so zu sensibilisieren und so zu erweitern, dass sie für eine Transzendenzerfahrung, also im Idealfall eine Gotteserfahrung, offen werden? Nimmt man nun diese Überlegungen zu den spirituellen Methoden und zum Erfahrungsobjekt zusammen, dann kann man folgende vier Alternativen formulieren, was in der mystischen Erfahrung eigentlich erfahren wird. Abhängig von der Zuordnung der Antwort zu einer dieser Alternativen kann dann eine argumentativ abgesicherte Entscheidung über die dogmatische Beurteilung der Mystik in der protestantischen Theologie getroffen werden. Vier Alternativen zum Objekt der Erfahrung sind im Prinzip denkbar.

1. Bei der mystischen Erfahrung handelt es sich um eine Selbsterfahrung. Dies wäre eine psychologische Sichtweise auf der Grundlage des Essentialismus. Die spirituellen Methoden wären in diesem Fall dazu da, einen psychologischen Selbsttransformationsprozess einzuleiten und voranzubringen, um die Essenz des eigenen psychischen Seins erlebbar zu machen. Im Sinne der Terminologie von Walter T. Stace könnte man diese Vari-

ante der Mystik der introvertierten Mystik zuordnen. Eine solche Sichtweise würde auch in medizinischer und psychologischer Hinsicht als intellektuelles Instrumentarium zur Beschreibung der physiologischen und psychischen Phänomene Theorien der Selbstorganisation als sinnvoll erscheinen lassen, z. B. die Chaostheorie, und mathematisch gesehen müssten rekursive Funktionen für die Erfassung physiologischer Kontrollparameter geeignet sein. Psychologisch gesehen wäre dann die Mystik eine Form der zunehmenden Selbstintegration der menschlichen Psyche, eine Pathologisierung der Mystik, wie sie bei einigen Psychiatern im Hinblick auf eine Psychose üblich war und ist, wäre dann nicht zutreffend. Für eine solche Sichtweise spricht z. B. die Abhängigkeit der Absorptionsfähigkeit als eines wichtigen Merkmals der mystischen Erfahrungen von genetischen Dispositionen. Theologisch bedeutet dies, dass dann die Mystik nicht in einer Konkurrenzsituation mit dem Erlösungswerk Christi stünde, denn wenn mystische Erfahrung eine Selbsterfahrung ist, müsste sie der theologischen Anthropologie und damit der Schöpfungsordnung zugerechnet werden und nicht der Soteriologie.

2. Bei der mystischen Erfahrung handelt es sich um eine Seinserfahrung. Dies wäre eine philosophische Interpretation. In diesem Falle wären die Meditationsformen dazu da, den menschlichen Geist bzw. die menschliche Psyche für die Erfahrung der Präsenz des Seins zu öffnen. Hier wäre etwa an den Begriff des Umgreifenden des Philosophen Karl Jaspers zu denken. Theologisch könnte eine solche Sichtweise in eine philosophische Theologie integriert werden, ohne in Konkurrenz zu der Rechtfertigungslehre zu treten.
3. Bei der mystischen Erfahrung handelt es sich in der Tat um eine Gotteserfahrung. Dies wäre eine theologische Interpretation. Die Meditationsformen wären dann ebenfalls eine Methode, den menschlichen Geist so zu sen-

sibilisieren, dass er für die Gegenwart des göttlichen Geistes empfänglich wäre. Eine solche Sichtweise würde zwei theologische Probleme nach sich ziehen. Zum einen würde sie der Bindung des Geistes an das Wort widersprechen, wie sie in der Reformation in der Confessio Augustana niedergelegt wurde. Die Reformatoren lehnten eine direkte, durch das Wort ungebrochene Geisterfahrung ab. Zum anderen gäbe es dann in Gestalt der Mystik einen, von der Erlösung durch Christus und den Glauben daran unabhängigen Weg zu Gott. Hier liegt eine klare Konfliktsituation zur protestantischen Rechtfertigungslehre vor.

4. Bei der mystischen Erfahrung handelt es sich um ein Ineinander von Selbsterfahrung und Gotteserfahrung, d. h. eine Kombination der ersten und der vierten Sichtweise. Diese Interpretation geht von der Voraussetzung aus, dass das innerste Selbst des Menschen göttlich ist bzw. dass keine Gotteserfahrung ohne Selbsterfahrung möglich ist. Diese Sicht hat z. B. Meister Eckhart in seinem Traktat *Vom edlen Menschen* vertreten.

Zur Zeit ist eine Entscheidung zwischen diesen Alternativen noch nicht möglich. Sollten sich jedoch starke Argumente für die erste Position finden, die bereits in diesem kurzen Bericht angedeutet wurden, dann wäre die für 2017 geplante Veröffentlichung ein schönes theologisches Geschenk für das 500-jährige Jubiläum der Reformation.

Bildnachweis:

https://onedrive.live.com/redirect?resid=CCC8523ADB516AE2132353&authkey=!AJ9KeQ19pKL_70E&ithint=folder%2cjpg

Kontakt:

Wolfgang Achnert
info@wolfgangachtner.de

Michael Basseler, Jens Kugele

15 Jahre Kulturwissenschaften im Zentrum: GGK und GCSC feiern Jubiläum

Knapp zehn Jahre ist es inzwischen schon her, da erschien in den *Gießener Universitätsblättern* (Jg. 40, 2007) Janine Hauthals Artikel zum damals neu gegründeten *International Graduate Centre for the Study of Culture* (GCSC). Basierend auf dem Modell des Gießener Graduiertenzentrum Kulturwissenschaften (GGK) war es 2006 gelungen, in der ersten Runde der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder einen Erfolg zu feiern, mit dem man in dieser Form nicht unbedingt rechnen konnte. Nur neunzehn der weit über einhundert in der Förderlinie „Graduiertenschulen“ an den Start gegangenen Anträge waren damals bewilligt worden – und nur ganze zwei davon waren im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften angesiedelt. Was jedoch für viele nach einem Überraschungscoup ausgesehen haben mag, war tatsächlich das Resultat einer systematischen Entwicklung an der JLU, schließlich hatte

sich das GGK schon bald nach seiner Gründung im Jahr 2001 den Ruf eines Pioniermodells für die Reform der DoktorandInnenausbildung in Deutschland erworben.

Heute sind das GGK und das GCSC nicht nur aus Gießen, sondern auch aus der nationalen und internationalen Landschaft kulturwissenschaftlicher Einrichtungen nicht mehr wegzudenken. Im Erscheinungsbild des Campus Philosophikum I ist der „Schuhkarton“ (Abb. 1), wie das 2007 durch die Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft errichtete Gebäude von einigen liebevoll genannt wird, zu einem festen Bestandteil geworden. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass inzwischen auch die Gießener Taxifahrer die etwas ungewöhnliche Uni-Adresse im Alten Steinbacher Weg kennen, wenn sie regelmäßig GastwissenschaftlerInnen aus aller Welt dorthin transportierten. Um den mittlerweile knapp einhundert



Abb. 1: Der „Schuhkarton“ des GCSC auf dem Campus Philosophikum I bietet nicht mehr genügend Raum. 2018 soll am nordöstlichen Campuseingang der Neubau entstehen.

Doktorandinnen und Doktoranden des GCSC sowie einem Dutzend Postdoktorierenden auch ausreichend Arbeitsplätze zur Verfügung stellen zu können, hat die Universität zudem weitere Flächen in einem Gebäude am Ludwigsplatz angemietet. Mit dem geplanten Neubau im Zuge der städtebaulichen Campusentwicklung (Heureka-Programm) soll das Graduiertenzentrum dann auch langfristig ein Zuhause bekommen, das allen dort Forschenden Raum bietet, platzt doch das jetzige Gebäude auch bei Veranstaltungen wie der *Keynote Lecture Series* regelmäßig aus allen Nähten.

Doch auch im übertragenen Sinn ist das GGK/GCSC längst zu einer weltweit bekannten Adresse kulturwissenschaftlicher Forschung und Nachwuchsförderung geworden. Von Beginn an hat dabei eine wichtige Rolle gespielt, dass man keine Graduiertenschule, sondern ein Graduiertenzentrum aufbaute, an dem NachwuchswissenschaftlerInnen mit ProfessorInnen in möglichst hierarchiefreien Arbeitsgruppen zusammenarbeiten. Entscheidend für die wissenschaftliche Arbeit am kulturwissenschaftlichen Graduiertenzentrum der JLU sind seit jeher vier bundesweite Alleinstellungsmerkmale: Die (1) Zentrumsstruktur ermöglicht die Integration und stete Weiterentwicklung verschiedener Drittmittelprojekte und stellt somit die Basis für (2) internationale und interdisziplinäre Forschung dar, die nicht nur eine enge Zusammenarbeit mit (inter)nationalen SpitzenforscherInnen anstrebt, sondern zugleich (3) eine konsequente Einbindung von NachwuchswissenschaftlerInnen in Forschungszusammenhänge im Sinne des Liebig-Prinzips "research training through research" leistet und diese (4) durch ein maßgeschneidertes Qualifizierungsangebot professionalisiert. Anlässlich des doppelten Jubiläums von GGK und GCSC möchten wir im Folgenden diese vier Punkte etwas näher ausführen und dabei auch einen Eindruck davon vermitteln, wie sich das Zentrum in den vergangenen Jahren weiterentwickelt hat. Den Abschluss bildet ein kurzer Ausblick auf die im Rahmen des Jubiläumsjahres 2016 geplanten Veranstaltungen und Aktivitäten am GGK/GCSC.

1. Die Zentrumsstruktur als Erfolgsrezept

Als einzige unter den Einrichtungen der Exzellenz-Förderlinie „Graduiertenschulen“ ist das GCSC ein Zentrum – und keine Schule. Dieses Selbstverständnis drückt sich bereits im Namen aus. Dahinter steht eine Philosophie, die bewusst auf den Prinzipien der Partizipation und des Dialogs beruht und so einen Austausch auf Augenhöhe befördert. Statt seine promovierenden Mitglieder in hierarchischen Strukturen mit Pflichtveranstaltungen und Leistungsnachweisen zu organisieren, schafft das GCSC Räume für eine innovative Kulturwissenschaft, die aus der Zusammenarbeit von DoktorandInnen, Postdocs und ProfessorInnen heraus entsteht. DoktorandInnen und Postdocs sind in vielfältiger Weise in die Arbeit am Zentrum integriert, sowohl als ForscherInnen als auch als MitarbeiterInnen im Wissenschaftsmanagement. Diese Struktur trägt nicht nur ganz wesentlich zu einer Professionalisierung des wissenschaftlichen Nachwuchses bei (s. ausführlicher Abschnitt 5), sondern gibt diesem gleichermaßen Verantwortung und Gestaltungsmöglichkeiten und prägt somit auch die Arbeitsatmosphäre am Zentrum.

Die Zentrumsstruktur ermöglicht zudem, dass das GGK und GCSC sehr erfolgreich als Plattform für eine Reihe von weiteren Drittmittelprojekten und Programmen fungieren. Mit dem Internationalen Promotionsprogramm "Literary and Cultural Studies" (IPP) und dem PhNet "Literary and Cultural Studies" gibt es derzeit zwei Programme, die ursprünglich vom DAAD gefördert wurden und wesentlich zur internationalen Ausrichtung des Zentrums beigetragen haben. Im Rahmen des PhNet, an dem mit Lissabon, Helsinki, Stockholm, Bergamo und Graz fünf der forschungstärksten europäischen Universitäten beteiligt sind, haben inzwischen knapp zwei Dutzend Mitglieder erfolgreich mit einer Cotutelle-Promotion abgeschlossen. Das Prinzip des PhNet – ein intensiver, regelmäßiger Austausch auf internationaler Ebene sowie ein multilaterales Mentoring durch ProfessorInnen und *peers* der unterschiedlichen Standorte – findet inzwischen auch auf außereuropä-

ischer Ebene seine Fortführung: 2014 startete das von der Andrew W. Mellon Foundation geförderte Projekt *Integrative Graduate Humanities and Research Training* (IGHERT), an dem zwei US-amerikanische und eine australische Universität beteiligt sind, und das ebenfalls dezidiert der Verbesserung und Internationalisierung der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung auf der Grundlage von kulturwissenschaftlicher Spitzenforschung dient.

2. Study of Culture als Gießener Forschungsansatz mit internationaler Sichtbarkeit

Im Kern des Zentrums steht eine kulturwissenschaftliche Forschung, die sich durch ihren konzeptbasierten, interdisziplinären und transnationalen Charakter sowie ihren methodischen Pluralismus auszeichnet. Hierfür steht der Begriff der *Study of Culture*. Anders als etwa die *Cultural Studies* britischer oder amerikanischer Prägung, die mit je ganz spezifischen For-

schungsprogrammatiken und (oftmals marxistisch geprägten) Theorieansätzen verwoben sind, fußt die kulturwissenschaftliche Forschung am GGK/GCSC auf einem bewusst offenen und theoretisch wie methodisch diversen Ansatz. Dieser ist inzwischen nicht nur weithin sichtbar geworden, sondern wurde auch bereits international aufgegriffen, so z.B. von der *Lisbon Summer School for the Study of Culture* oder vom *Centre for the Interdisciplinary Study of Culture* in Halifax, Kanada.

Am GCSC findet der kulturwissenschaftliche und interdisziplinäre Diskurs seinen Ort in acht sogenannten *Research Areas*, die als kollaborative Foren einen lebhaften und fruchtbaren Austausch zwischen den beteiligten ForscherInnen ermöglichen. Hier findet entlang der kulturwissenschaftlichen Schwerpunkte der *Research Areas* die konzeptorientierte Arbeit statt, die inhaltlich unsere *Principal Investigators*, unsere assoziierten ProfessorInnen, *Senior Researchers*, GastwissenschaftlerInnen und Postdocs mit den Promovierenden und ihren interdisziplinären

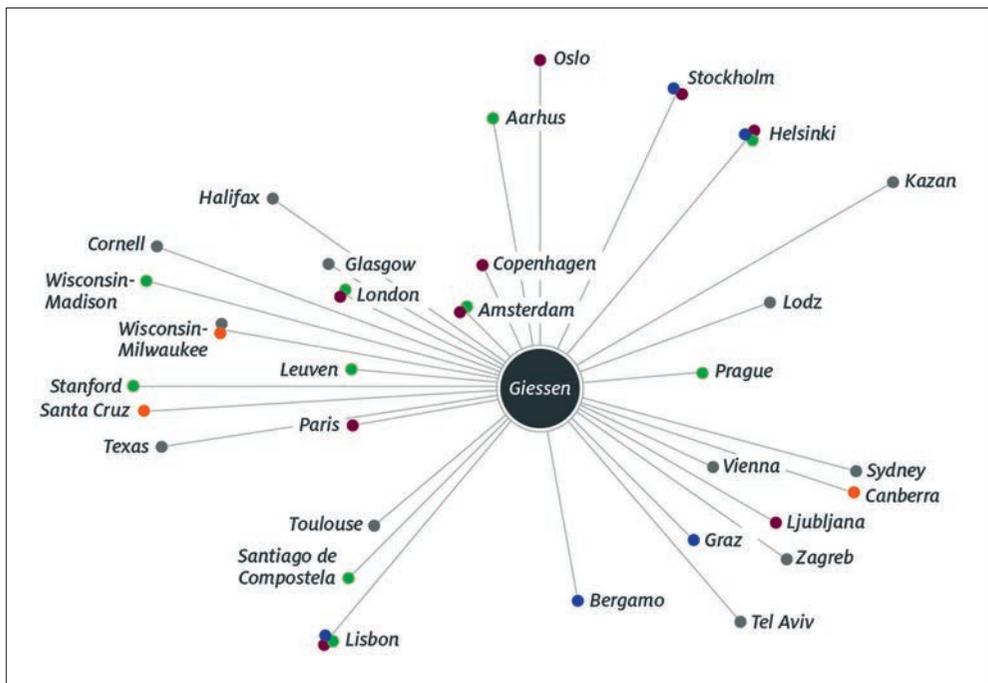


Abb. 2: Ein „Netzwerk der Netzwerke“ – das GCSC tritt weltweit in einer Vielzahl von Kooperationen mit renommierten Partnerinstitutionen auf.



Abb. 3: Der neue Jahrgang der Doktorandinnen und Postdocs bei der jährlich im Oktober stattfindenden "Welcome and Graduation Ceremony". (Foto: Rolf K. Wegst)

Projekten verbindet. Eine enge Zusammenarbeit und Abstimmung innerhalb der jeweiligen Forschungsgruppen von GGK und GCSC mit diesen *Research Areas* gewährleistet eine Rückbindung an die Konzeptarbeit, welche das intellektuelle Herzstück des Zentrums bildet. In der zweiten Förderphase der Exzellenzinitiative wurden seit 2012 gezielt sogenannte *Emerging Topic Research Groups* aufgebaut, die das Forschungsprofil des Zentrums erweitern und ihren Fokus auf den Austausch mit der Öffentlichkeit setzen. *Emerging Topic Groups* stellen Gruppen dar, die ganz spezifisch mit Bezug auf gesellschaftspolitische Herausforderungen und neue Ansätze in den Kulturwissenschaften ausgerichtet sind. Ihr Ziel ist es, Brücken zwischen der gesellschaftlichen Diskussion und der kulturwissenschaftlichen Arbeit in diesen Bereichen zu schlagen. Dabei streben sie neben klassischen Formaten auch alternative Formen des Austauschs mit BürgerInnen, regionalen Institutionen, KünstlerInnen und AktivistInnen an.

So arbeitet beispielsweise die *Emerging Topic Group „Oikos“* an der Schnittstelle zwischen Ökologie, Ökonomie und Kultur. Die Gruppe trifft sich regelmäßig im Semester, um aktuelle Themen aus Forschung und Gesellschaft zu bearbeiten. Darüber hinaus entwickelt „Oikos“ kreative Formate und Projekte, um Forschung zu ökologischen Themen gemeinsam mit der Öffentlichkeit zu diskutieren. Im Rahmen ihrer Arbeit entstand u.a. ein Projekt, das anlässlich der Landesgartenschau mit Gießener BürgerInnen in einen Austausch zur Wahrnehmung von Natur, Stadtraum und Wildnis und deren kulturell-gesellschaftlicher Prägung trat und mit BürgerInnenbeteiligung eine interaktive Stadtkarte zum Thema entwickelte.

Die überregionale, weltweite Sichtbarkeit insbesondere des GCSC – und damit auch des interdisziplinären, kon-

zeptbasierten Ansatzes der *Study of Culture* – zeigt sich sowohl in der hohen Zahl internationaler BewerberInnen und Mitglieder als auch in den Netzwerken und gemeinsamen Projekten, in die das Zentrum seit Jahren und oftmals federführend involviert ist. In den vergangenen Jahren haben die Bewerberzahlen insgesamt, aber besonders mit Blick auf internationale Bewerbungen am GCSC, kontinuierlich zugenommen. Inzwischen hat fast die Hälfte der aktuellen DoktorandInnen und Postdocs einen internationalen Hintergrund. Dies schlägt sich in dem am Zentrum gelebten Wissenschaftsalltag nieder und wirkt somit auch auf den Wissenschaftsstandort Gießen. Mit einigen langjährigen internationalen Kooperationspartnern konnte zudem ein „Netzwerk der Netzwerke“ (s. Grafik Abb. 2) etabliert werden, das regelmäßig und auf unterschiedlichen Ebenen wissenschaftlichen Nachwuchs und ProfessorInnen aus aller Welt zu Konferenzen, *Summer Schools* und anderen Formaten zusammenbringt.

3. NachwuchswissenschaftlerInnen auf Augenhöhe

Angesichts der verschiedenen inhaltlichen und disziplinären Hintergründe unserer DoktorandInnen, Postdocs und ProfessorInnen bietet die Arbeit an kulturwissenschaftlichen Konzepten die Möglichkeit, eine gemeinsame Sprache zu entwickeln und über disziplinäre und nationale Grenzen hinweg in einen Austausch zu treten. Die Konzepte ermöglichen es gleichzeitig, diese kollaborative, interdisziplinäre Arbeit wiederum zurück zu übersetzen in den jeweiligen disziplinären Kontext der Promovierenden. An dieser Stelle kommt eine große Bedeutung den GCSC-Kolloquien in den drei Fachbereichen zu, die unsere *Principal Investigators* regelmäßig anbieten. Die Kolloquien bieten Foren, in welchen die Promovierenden die interdisziplinären Forschungsperspektiven, die sie am Zentrum kennenlernen und weiter entwickeln, unter Leitung der ProfessorInnen wieder im Bedeutungszusammenhang ihres Fachbereichs verankern. Diese komplexe Übersetzungsleistung zwischen interdisziplinärer, kulturwissenschaftlicher Forschung auf der einen Seite und disziplinärem Kontext auf

der anderen ist eine zentrale Säule im Gesamtkonzept des Zentrums.

Die kontinuierliche Verankerung in den Fachbereichen leistet eine inhaltliche und institutionelle Fokussierung, die sich in einem stimulierenden und fruchtbaren Zusammenspiel mit den internationalen und interdisziplinären Profilen unserer Mitglieder befindet. Geprägt von ihrem jeweiligen akademischen und kulturellen Hintergrund bringen unsere DoktorandInnen und Postdocs ihre jeweils spezifischen wissenschaftlichen Erfahrungen mit in die Forschungsgruppen ein und sorgen dadurch für eine besondere Kultur des Austauschs am Zentrum. Es ist eine logische Konsequenz, dass von Anfang an sowohl Deutsch als auch Englisch gleichberechtigte Arbeitssprachen am Zentrum sind und ein anregendes Umfeld bieten für die Erweiterung der individuellen Fremdsprachenkompetenz auf wissenschaftlichem Niveau. Durch die Betonung auf die kollaborative Arbeit in den *Research Areas* und in den Arbeitsgruppen bzw. Sektionen des GGK werden die Promovierenden und Postdocs frühzeitig als Teil der *scientific community* und als WissenschaftlerInnen auf Augenhöhe integriert. Sie bekommen dadurch nicht nur Verantwortung, sondern auch den Spielraum, das Forschungsprofil des Zentrums selbst mitzugestalten und weiterzuentwickeln. Die Idee dazu hatte bekanntermaßen schon Justus Liebig selbst: Forschung ist die beste Ausbildung, und die konsequente Einbeziehung des wissenschaftlichen Nachwuchses in nationale und internationale Netzwerke schafft die Voraussetzungen für eine nachhaltige und dynamische Wissenschaftskultur am Standort. Der Zentrumsgedanke ist somit sowohl für die Forschungsarbeit als auch für die hierin eingebettete Nachwuchsförderung am GGK/GCSC entscheidend.

4. Umfassende Qualifizierung und Professionalisierung des wissenschaftlichen Nachwuchses auch auf Postdoc-Ebene

Mit der zweiten Förderphase seit 2012 hat sich das GCSC eine Reihe von Zielen gesteckt, um das Erreichte zu verstetigen und auszubauen

und damit auch einen Beitrag zur langfristigen Entwicklung des Profilbereichs Kulturwissenschaften an der JLU zu leisten. In diesem Zusammenhang haben vor allem zwei Aspekte den Zentrumscharakter mit seiner Integration von Forschung und Nachwuchsförderung noch weiter gestärkt: die oben dargestellte Weiterentwicklung des Forschungsprofils mit Blick auf *emerging topics* in den Kulturwissenschaften einerseits und der Ausbau der Postdoc-Ebene andererseits. Viele der heute wissenschaftspolitisch stark diskutierten Fragen nach den Fördermöglichkeiten für NachwuchswissenschaftlerInnen nach der Promotion wurden damit bereits vor Jahren antizipiert, um innovative Konzepte zu entwickeln. So konnte über die letzten vier bis fünf Jahre hinweg nicht nur die Anzahl der Stellen signifikant erhöht und damit eine „kritische Masse“ an Postdocs am Zentrum generiert werden, sondern es wurden zudem strukturbildende Maßnahmen geschaffen, die die Postdocs in verantwortlichen Rollen in die Forschungsarbeit und das Wissenschaftsmanagement einbeziehen und sie zugleich mit gezielten Angeboten bei der Entwicklung ihrer ForscherInnenpersönlichkeit unterstützen.

Während einige der Desiderate im Bereich der Nachwuchsförderung nach der Promotion die Schaffung von attraktiven, unbefristeten Stellen betreffen und damit vor allem in der Verantwortung der Politik und der Hochschulen liegen, nimmt das GCSC seine Rolle bei der Personalentwicklung, Beratung und wissenschaftlichen Förderung seiner Postdocs sehr ernst. In diesem Sinne führt unser Zentrum den Grundgedanken des "research training through research" konsequent weiter fort und hat gemeinsam mit seinen Postdocs ein holistisches Programm entwickelt, das diesen wissenschaftliche Freiräume eröffnet und sie zugleich bestmöglich für die nächsten Karriereschritte vorbereitet.

Vier Aspekte kennzeichnen dieses Programm: (1) Die Postdocs finden am GCSC eine attraktive, interdisziplinäre und international ausgerichtete Forschungsumgebung vor, die sie durch ihre eigenen Projekte und die Arbeit in den Arbeitsgruppen zudem kreativ mitgestalten und

entwickeln. Regelmäßige Postdoc-Kolloquien, die Möglichkeit zu Forschungsaufenthalten im In- und Ausland sowie der intensive Austausch mit den *Principal Investigators* des GCSC tragen ganz wesentlich zur wissenschaftlichen Profilbildung und Qualifizierung in der Postdocphase bei. (2) Durch ihre Rollen und Aufgabenbereiche in Wissenschaft und Wissenschaftsmanagement am Zentrum erwerben die Postdocs am GCSC eine Reihe von Schlüsselqualifikationen "on the job", indem sie etwa als MentorInnen für die DoktorandInnen und als Bindeglied zu den beteiligten Instituten und ProfessorInnen fungieren, Workshops und Lehrveranstaltungen anbieten, oder einzelne Programme und Kooperationspartnerschaften koordinieren. (3) Ein zielgruppenspezifisches Veranstaltungsangebot mit Workshops zu Themen wie Berufungs- und Bewerbungsverfahren oder Mitarbeiterführung dient der Personalentwicklung der Postdocs am GCSC und qualifiziert sie so zusätzlich für akademische Karrieren sowie für forschende Tätigkeiten in außeruniversitären Berufsfeldern. (4) Da jede Karriere bekanntlich individuell verläuft und unterschiedliche Lebensumstände auch jeweils spezifische Lösungen erforderlich machen – sei es z.B. mit Blick auf Familiengründung oder internationale Karrierewege –, legt das GCSC großen Wert auf die individuelle Unterstützung sowohl in struktureller als auch in ideeller Hinsicht, also etwa im Rahmen von persönlicher Beratung und Mentoring. Das Grundprinzip unseres Zentrums, exzellente kulturwissenschaftliche Forschung mit einer holistischen und systematischen Nachwuchsförderung zu verbinden, findet somit auch auf der Postdoc-Ebene seine logische und konsequente Fortführung.

Jubiläumsjahr

Durch die Verbindung von GGK und GCSC ist in den zurückliegenden Jahren somit eine lebendige Zentrumsstruktur entstanden, die internationale Drittmittelprojekte, exzellente interdisziplinäre Forschung und integrierte Nachwuchsförderung vereint. Anlässlich des doppelten Jubiläums – 15 Jahre GGK und 10 Jahre GCSC – werden im Lauf des Jahres 2016 verschiedene For-

mate Gelegenheit geben, auf die bisherigen 15 Jahre des Zentrums zurückzublicken, zentrale Entwicklungen zu reflektieren und zudem den Blick auf die kommenden Jahre zu richten. Drei Formate stehen dabei inhaltlich im Fokus unseres Jubiläumsjahres:

Im Juli dieses Jahres findet ein Jubiläums-Symposium statt, das sich unter dem Titel "Futures of the Study of Culture" am 7. und 8. Juli 2016 in der „Alten Gießerei“ (Aulweg 41) der Frage widmet, durch welche wissenschaftlichen Entwicklungen, aber auch durch welche gesellschaftlichen Herausforderungen die Kulturwissenschaften der Zukunft geprägt sein werden. Auf unserem Symposium werden Beiträge von (inter)nationalen Gästen und *Principal Investigators* des GCSC sowie Perspektiven unserer DoktorandInnen Postdocs im Mittelpunkt stehen. Neben programmatischen Vorträgen wird eine Roundtable-Diskussion den Austausch mit

unserem Publikum weiterführen. Wir freuen uns, dabei solch international etablierte WissenschaftlerInnen wie Prof. Nicole Anderson (Macquarie University, Sydney), Prof. Peter Galison (Harvard University, Boston), Prof. Isabel Gil (Catholic University of Portugal, Lissabon), Prof. Richard Grusin (University of Wisconsin-Milwaukee), Prof. Ursula Heise (University of California, Los Angeles), Prof. Andreas Reckwitz (Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder), Prof. Silke Schick Tanz (Institut für Ethik und Geschichte der Medizin, Universität Göttingen) und Prof. Frederik Tygstrup (University of Copenhagen/Universität Kopenhagen) als unsere GastreferentInnen begrüßen zu können.

Zweitens wird eine ganzjährige Vortragsreihe den *Research Groups* unseres Zentrums Gelegenheit geben, einen intensiven Austausch mit herausragenden (inter)nationalen KulturwissenschaftlerInnen zu gestalten. Die Gastvorträge werden jüngste Entwicklungen im jeweiligen Gebiet ansprechen und programmatische Perspektiven für neue Akzentuierungen anbieten.

Drittens werden in diesem Jahr eine Graduiertenkonferenz sowie Vorträge von NachwuchswissenschaftlerInnen unseres Zentrums einzelne Projekte und Ansätze aus der Forschung unserer Post/Docs einem breiteren Publikum zur Diskussion stellen.



Abb. 4: Ankündigung für ein Symposium im Juli 2016.

Als weiteren Höhepunkt unseres Jubiläumsjahres freuen wir uns, am 31. Mai in der Universitätsbibliothek den offiziellen Start unseres neuen eJournal On_Culture zu feiern. Das Open Access eJournal wird sowohl kulturwissenschaftliche Fach-Artikel beinhalten, die durch ein anspruchsvolles Verfahren des double blind peer review gegangen sind, als auch kürzere Beiträge und Perspektiven, welche von der ganzen multimedialen Bandbreite der Website Gebrauch machen.

In Verbindung mit diesen Vorträgen werden außerdem Workshops stattfinden, in deren Rahmen die Arbeit der einzelnen Gruppen im institutionellen Kontext des Zentrums reflektiert und Ideen für Akzente in den kommenden Semestern entwickelt werden sollen.

Wir möchten Sie herzlich zu diesen Veranstaltungen unseres Jubiläumsjahres einladen und würden uns freuen, gemeinsam mit den Mitgliedern und Partnern der JLU, der Gießener Hochschulgesellschaft sowie den Freunden und Förderern unseres Zentrums zu feiern und im Austausch mit unseren internationalen Gästen den Blick in die Zukunft kulturwissenschaftlicher Forschung und Nachwuchsförderung in Gießen zu richten.

Kontakt:

Michael.Basseler@gcsc.uni-giessen.de
jens.kugele@gcsc.uni-giessen.de

Jeannette van Laak, Florentin Mück

Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise und den Neubeginn in Hessen*

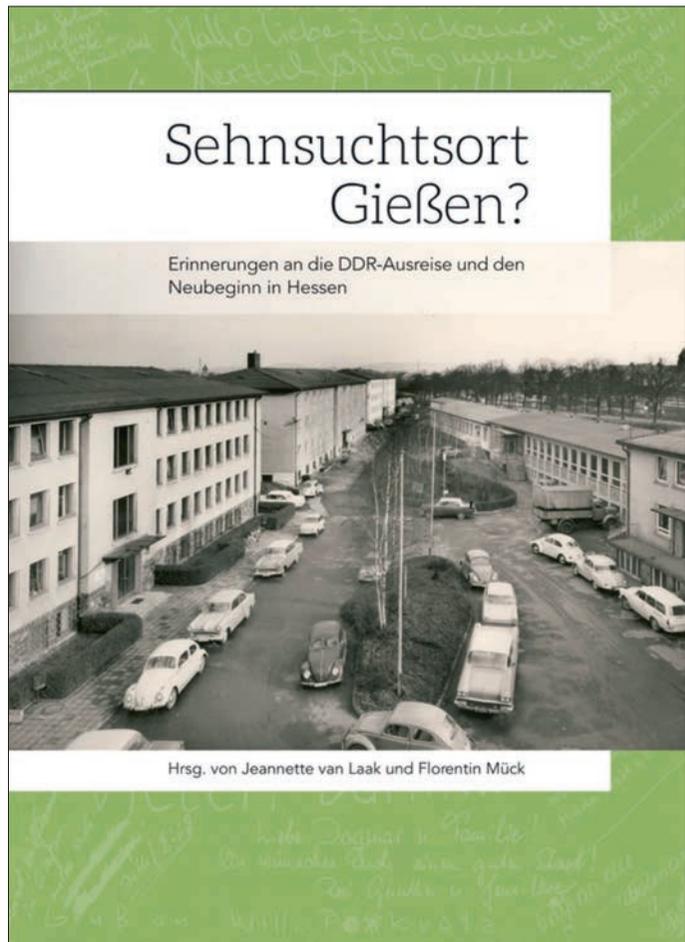
Angekommen in Gießen? Gestern und heute

Das Thema „Ankommen“ in Gießen ist aktueller denn je. Zur Stunde sieht sich die Bundesrepublik Deutschland mit dem höchsten Flüchtlingsaufkommen seit der unmittelbaren Nachkriegszeit konfrontiert. Gerade in dieser Zeit, in der Debatten zur Zuwanderung und Migration kontrovers geführt werden, scheint es sinnvoll, auf die historische Dimension von Flucht und Zuwanderung nach Deutschland einzugehen.

Im Wintersemester 2014/15 haben Studierende der Justus-Liebig-Universität Gießen im Rahmen der Übung „Oral History als Methode der Geschichtswissenschaft. Zeitzeugeninterviews zu Flucht und Integration von DDR-Flüchtlingen nach/in Hessen“ lebensgeschichtliche Interviews mit Zuwanderern aus der ehemaligen DDR geführt. Im Ergebnis dieser Übung sind zahlreiche, aussagekräftige Interviews entstanden, die inhaltlich die Phase der Übersiedlung aus der DDR und die An-

kunft in der Bundesrepublik thematisieren. Die Ankunft in der Bundesrepublik ist eng mit der Stadt Gießen verbunden, wo sich bis Ende Juni 1990 das Erstaufnahmelager für Übersiedler aus der DDR befand.

Diese sind nun unter dem Titel „Sehnsuchtsort Gießen? Erinnerungen an die DDR-Ausreise



Titel der neu erschienenen Publikation.

*Hrsg. von Jeannette van Laak und Florentin Mück im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen. Gießen 2016 (ISBN: 978-3-930-489-59).



Abb. 1: Pförtnerhaus und Haupteingang des Notaufnahmelagers in Gießen 1958.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)

und den Neubeginn in Hessen“ ediert worden. Hier kommen nun beispielhaft jene zu Wort, die zwischen 1950 und 1990 das Lager, die Aufnahmeeinrichtung aufsuchten, um hier offiziell als Bundesbürger aufgenommen zu werden.

Wie die Erfahrungen der in dieser Publikation zu Wort kommenden Menschen zeigen, ist das Verlassen der Heimat seit jeher ein Bewältigungsprozess, der häufig nicht einfach und schon gar nicht reibungslos verläuft. Auch wenn die deutsch-deutsche Migration in Bezug auf Sprache und die vermeintlich ähnliche kulturelle Prägung der Akteure sicher einen Sonderfall darstellt, bleibt ein grundlegender Faktor von Zuwanderung immer derselbe. Individuen wandern von einem Land, oder Herkunftskontext, in ein anderes und stehen dort vor einem völligen Neuanfang. Diese Neuanfänge, die in dem vorliegenden Band in Gießen beginnen, haben eines gemeinsam: Die Zuwandernden sind auf die administrativen Abläufe und Mechanismen eines Aufnahmestaates und die Akzeptanz seiner Gesellschaft angewiesen. Dieses historische Faktum mani-

festiert sich sichtbar im Gießener Aufnahmelager. Gießens „Tradition der Aufnahme“ ermöglicht seit 1947 Neuanfänge und kulturelle Wechselwirkungen auf Seiten der Zuwandernden sowie auch der Aufnahmegesellschaft. Diese wechselseitigen Annäherungsprozesse ermöglichen das, was man heute als interkulturellen Austausch, oder sogar als integrative Prozesse bezeichnen kann.

Das Gießener Aufnahmelager wurde 1947 zunächst als Regierungsdurchgangslager, 1949 als US-Zonenlager für Flüchtlinge aus der sowjetisch besetzten Zone (SBZ-Flüchtlinge) und ab 1950 als Notaufnahmelager genutzt. 1986 wurde es in „Zentrale Aufnahmestelle des Landes Hessen für Flüchtlinge und Übersiedler aus der DDR“ umbenannt und war als solches bis 1990 tätig. Zwischen 1990 und 1993 nahm es Spätaussiedler aus Polen und der zerfallenden Sowjetunion auf, bevor es 1993 zur Erstaufnahmeeinrichtung für Asylbewerber des Landes Hessen wurde. Bis 1989 bot es zwischen 100 und 600, 1989 zwischen 1.000 und 2.000, heute zwischen 2.000 und 4.800 Menschen Unterkunft und Versorgung. Damit blickt

die Einrichtung auf eine nunmehr 70-jährige Geschichte zurück.¹

Erinnerungen von DDR-Übersiedlern werden seit den 1960er Jahren veröffentlicht. Man denke an Erika von Hornsteins „Die deutsche Not – Flüchtlinge berichten“.² Darin befragte sie Flüchtlinge direkt nach der Übersiedlung bzw. der „Flucht“ über ihre Motive. Barbara Grunert-Bronnen veröffentlichte Anfang der 1970er Jahre Interviews mit Übersiedlern, die zwischen 1955 und 1965 in den Westen gekommen waren. Bereits der Titel „Ich bin Bürger der DDR und lebe in der Bundesrepublik“ bringt das Entsetzen des Verlags und der Autorin darüber zum Ausdruck, dass die Eingliederung der deutschen „Brüder und Schwestern“ in die bundesdeutsche Gesellschaft nicht so ohne weiteres und vor allem nicht mühelos zu gelingen schien.³ Von heutiger Warte aus würde man anmerken, dass diese Interviews vielleicht auch symptomatisch für jene Jahre gelesen werden können, die auf die 1968er-Bewe-

gung zuliefen. Charakteristisch für diese ist der Befund, dass sie zur Elterngeneration auf Distanz gingen. Es bliebe zu fragen, inwieweit diese Interviews nicht für diese Distanz stehen und sich vor Vereinnahmung, ganz gleich welcher, zu verwahren versuchen? Schließlich war die bundesdeutsche Gesellschaft in dieser Zeit weit weniger liberal und offen als heute. In den 1980er Jahren erhoben zwei Journalisten erneut die Lebensumstände der Übersiedler in der Bundesrepublik und veröffentlichten diese unter dem Titel „Vom ‚Großen Knast‘ ins ‚Paradies?‘“ Während letztere ihre Situation nüchtern beschrieben, enthielten die journalistischen Kommentare den impliziten Vorwurf, dass sich die bundesdeutsche Aufnahmegesellschaft nicht genügend um die „Brüder und Schwestern aus der DDR“ kümmere.⁴ Ende der 1980er Jahre nahmen sich sowohl Wissenschaftler als auch einstige DDR-Bürger ein weiteres Mal der Übersiedlungserfahrungen von DDR-Bürgern an. Dabei fokussierten sie sich



Abb. 2: Menschen auf dem Weg zur Zentralen Aufnahmestelle.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)

die Kinder von einst, wie sie den „Systemwechsel“ erlebten.

Die nun publizierten Interviews unterscheiden sich dahingehend, dass es sich um Interviews handelt, die 20 bis 25 Jahre nach der Wiedervereinigung geführt wurden. Damit liegt mehr als ein Vierteljahrhundert zwischen den Übersiedlungserfahrungen und den Erinnerungen daran. Zudem wurde ein Großteil der Flüchtlinge und Übersiedler interviewt, nachdem sie das Pensions- und Rentenalter erreicht, ihre Berufsbiografie abgeschlossen hatten und auf diese zurückblickten. Dabei wird deutlich, dass diese trotz des „Systemwechsels“ für fast alle erfolgreich verlaufen ist. Somit fallen die Erinnerungen an die Übersiedlung und die Erfahrungen, sich in der neuen Gesellschaft zurechtzufinden, insgesamt milder, zufriedener aus. Zugleich verdeutlichen die Erzählungen, dass weniger der Aufbruch, das Weggehen an sich problematisiert wurde, als vielmehr die Entscheidung dafür, die viel Kraft und Energie kostete. Dies fiel denjenigen, die in jungen Jahren kamen, leichter als denjenigen, die in der DDR als beruflich und gesellschaftlich etabliert galten. Vor allem die jungen Menschen, die sich in den 1950er Jahren auf den Weg machten, kamen oftmals mit dem Segen des Elternhauses. Diejenigen, die in den ersten zehn Jahren nach dem Mauerbau gingen, konnten zum Teil auch noch mit der Billigung der Eltern rechnen. Einige aber, die nach 1949 geboren und in der DDR sozialisiert worden waren, verabschiedeten sich nicht nur von der DDR, sondern auch und vor allem von den Lebensentwürfen ihrer Eltern, die sie damit in Frage stellten. Dies tut man gemeinhin in der Pubertät und Adoleszenz, weniger mit Anfang/Mitte 40.

Wenn wir fragen, ob Gießen für diese Menschen ein „Sehnsuchtsort“ gewesen war, so vor allem deshalb, weil Gießen für sie ein Synonym war. Ein Syno-

nym für das Lager, das sie in die Bundesrepublik aufnehmen sollte. Das Lager, die Stadt und die Bundesrepublik wiederum standen für Rechtssicherheit sowie für eine Vielzahl an individuellen Entfaltungsmöglichkeiten und Menschenrechten, die in der DDR so nicht gewährt wurden. Vor allem die Rechtssicherheit war und ist ein Gut, das vor allem jene schmerzlich vermissten, die sich parteipolitischer und verwaltungsbürokratischer Willkür ausgesetzt sahen. Ein weiterer Grund für den Schritt in den Westen lag für DDR-Bürger in der steten, allumfassenden Politisierung des Alltags, von der sich mancher befreien wollte. Diese war nicht nur lästig, sie begrenzte individuelle Lebenswege. Somit stand Gießen als Sehnsuchtsort auch für eine Entpolitisierung bzw. für liberalisierte Alltäglichkeit, wenngleich manche Übersiedler aus der DDR erst lernen mussten, sich in dieser zurechtzufinden.

Die Stadt Gießen und das Lager umfassen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen nur einen sehr kurzen Zeitraum. Das spiegelt sich auch in der Erzähldauer hierüber wider. Dies hängt damit zusammen, dass die Übersiedler in ihrer Mehrheit auch nur kurze Zeit, meist zwischen drei und fünf Tagen, im Lager waren. Zugleich hat die Zeit im Notaufnahmelaager Gießen kaum negative Erinnerungsspuren hinterlassen. Vielmehr erinnern sich die Übersiedler an ein aufmerksames, freundliches und zuvor-

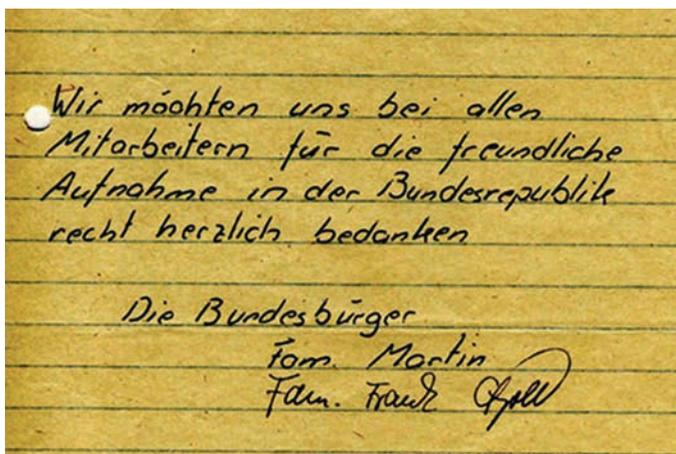


Abb. 4: Ein „Dankeschön“ für die Mitarbeiter der Aufnahme stelle von den neuen Bundesbürgern. (Foto: Stadtarchiv Gießen)



Abb. 5: Übersiedler aus der DDR stehen am 8. August 1989 in einer langen Schlange vor dem Aufnahmelager in Gießen, um sich registrieren zu lassen.
(picture-alliance/dpa/Wolfgang Eilmes)

kommendes Personal, ganz gleich wie viele Menschen täglich ankamen. Für viele war die Einrichtung ein erster Ort nach der aufrüttelnden und aufwühlenden Zeit des Abschiednehmens, an dem sie ein paar Tage zur Ruhe kommen konnten. Somit diente eine solche Einrichtung, die mit ihren Massenunterkünften und der Gemeinschaftsverpflegung kaum Merkmale individueller Entfaltungsmöglichkeiten bereitzuhalten schien, durchaus als Schutzraum, in dem sich die Übersiedler ausruhen, ihre Geschichte staatlichen Stellen erzählen und sich mit anderen Übersiedlern über ihre Erfahrungen austauschen und sich somit zugleich ein weiteres Mal versichern konnten, dass der Schritt ins Ungewisse richtig gewesen war.

Die wenigen Erinnerungsspuren in den lebensgeschichtlichen Erzählungen stehen zugleich aber auch für funktionierende Strukturen innerhalb der Aufnahmeeinrichtung. Soziologisch betrachtet können Flüchtlingslager den sogenannten „Nicht-Orten“ (Marc Augé) zugeordnet werden, die als Infrastruktur der Verwaltung Bürgern zur Verfügung stehen, ihre Angelegenheiten zu regeln, zu klären. Historisch gesehen handelt es sich jedoch um einen Ort, der auf ganz eigene Weise Geschichte geschrieben hat.

Wenn bei den publizierten Interviews kritische Stimmen vermisst werden, die das Eine oder

Andere anführen, was bei der Aufnahme und Eingliederung der DDR-Übersiedler weniger gut gelang, so liegt das nicht daran, dass es solche nicht gegeben hat. Es überwiegen jedoch die positiven Erinnerungen, die mit dem lebensgeschichtlich einschneidenden Schritt verbunden sind. Dieser Befund kann zugleich rückgebunden werden an die im Stadtarchiv Gießen erhaltenen Dankschreiben und Grußkarten, die Heinz Dörr als langjähriger Leiter der Einrichtung aufbewahrte. Wa-

ren sie für ihn damals eine Anerkennung seiner Arbeit und die seiner Kollegen in der Lagerverwaltung und der Dienststelle des Notaufnahmeverfahrens, so dienen sie uns heute als ein Beleg dafür, dass neben der Rechtssicherheit gut funktionierende Verwaltungen ein wichtiges Gut demokratischer Staaten sind.

Anmerkungen:

¹ Heinz Dörr, Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager Gießen, in: MOHG NF81/1996, S. 49–68; Jeannette van Laak, Die Geschichte des Notaufnahmelagers in Gießen zwischen 1946 und 1961, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 97. Band, Gießen 2012, S. 305–318.

² Erika von Hornstein, Die deutsche Not – Flüchtlinge berichten, Köln/Berlin 1960.

³ Barbara Grunert-Bronnen, Ich bin Bürger der DDR und lebe in der Bundesrepublik, München 31970.

⁴ Horst-Günter Kessler/Jürgen Miermeister, „Vom ‚Großen Knast‘ ins ‚Paradies‘?“ DDR-Bürger in der Bundesrepublik, Lebensgeschichten, Reinbek 1983.

⁵ Volker Ronge, Von hüben nach drüben. DDR-Bürger im Westen, Wuppertal 1985.

⁶ Martin Ahrends, Mein Leben, Teil Zwei. Ehemalige DDR-Bürger in der Bundesrepublik, Köln 1989; Uwe Gerig, Wir von drüben. Zwanzig Schicksale im geteilten Deutschland, Asendorf 1989.

⁷ Klaus Kordon, Auf der Sonnenseite, Weinheim 2009.

⁸ Klaus Kordon, Das Krokodil im Nacken, Weinheim 2002.

⁹ Anna Schädlich, Susanne Schädlich (Hg.), Ein Spaziergang war es nicht. Kindheiten zwischen Ost und West, München 2012.

Beispielhaft für die edierten Interviews wurde das Folgende ausgewählt:

„Ja, da fühlte man sich wieder heimisch!“

Siegbert Dreibach wurde 1939 in der Nähe von Berlin geboren, aufgewachsen ist er in Sachsen-Anhalt. Er studierte Germanistik und Skandinavistik und promovierte 1968 in Sprachwissenschaft. Anschließend war er knapp drei Jahre als Lektor an einer skandinavischen Universität tätig, wohin ihn seine Familie begleiten konnte. Aufgrund zunehmender Auseinandersetzungen mit einem neuen Kulturfunktionär entschied sich die Familie, nach Westdeutschland zu gehen.

„Ich wäre niemals als parteiloser und politisch unauffälliger Mensch auf die Idee gekommen, die DDR zu verlassen. Ich war in meiner Studienzeit und Assistentenzeit nie ein Bürgerrechtler oder Widerstandskämpfer gewesen – das wäre ja völlig unvorstellbar gewesen. Außerdem hatten weder ich, noch meine Frau irgendwelche Verwandten im Westen, die wir hätten ausgraben können, oder sonstige Beziehungen in die Bundesrepublik, wir waren sozusagen ‚reinste DDR-Bürger‘ und es bestand zunächst auch nie für uns irgendein Anlass, den Osten zu verlassen.

Ich genoss eine sehr gute sprachwissenschaftliche Ausbildung in Leipzig und hatte auch als Parteiloser keine Probleme, meine universitäre Laufbahn einzuschlagen. Natürlich musste man sich nach der DDR richten und durfte nicht aus dem Rahmen fallen. Ich studierte Germanistik und Skandinavistik im Nebenfach und promovierte 1968 in Leipzig mit einer sprachwissenschaftlichen Arbeit. Kurz darauf bekam ich eine Anfrage, ob ich es mir denn vorstellen könne, als Deutschlektor ins Ausland zu gehen? Sogar meine Bitte, nicht in ein arabisches oder afrikanisches Land geschickt zu werden, wurde beachtet. Ich bin kein Mensch für heiße Länder. Und so kam dann schnell das Angebot mit Finnland. 1969 reiste ich also nach Finnland, um die Stelle an der Universität zu sichern – alleine, denn meine Frau und meine Tochter mussten erst einmal in Leipzig bleiben. Nach drei Wochen musste ich einen Vortrag halten, da ich mich gegen die anderen Bewerber durchsetzen musste. Ich bekam die Stelle und wurde als finnischer Beamter nach einer kleinen Probezeit eingestellt. Dann durfte auch endlich meine Familie nach ungefähr sechs bis acht Wochen nachreisen. Wir lebten fast drei Jahre in Finnland und ich habe meine Stelle mit großer Freude ausgefüllt. Ich habe sehr gerne an der Universität gelehrt.

Wir lebten dort in einer Kleinstadt in einer Dienstwohnung und konnten dort trotz der Sprachschwierigkeiten sehr gut leben. Ich lernte nie richtig finnisch, da meine Arbeit hauptsächlich auf Deutsch stattfand. Meine finnischen Arbeitskollegen pflegten einen sehr intensiven Kontakt, wenn auch alles sehr formal und es gestaltete sich sehr schwierig, Beziehungen und Kontakte aufzubauen. Es gab einen deutsch-finnischen Verein, auf dessen Veranstaltungen wir gerne gegangen sind, auch wenn das von der DDR nicht gern gesehen wurde, denn die Westdeutschen hatten auch Zugang zu diesem Verein. Westdeutsche Kontakte waren strengstens untersagt, aber das hielt uns nicht davon ab, Kontakte innerhalb der deutschen Gemeinden in Finnland zu knüpfen.

Irgendwann fragte mich der finnische Direktor der Universität, ob meine Frau die deutschsprachige Korrespondenz auf ‚gutes Deutsch‘ überprüfen könne. Zu dieser Zeit, es müsste um 1971 ‚rum gewesen sein, war es üblich, dass nicht alles auf Englisch übersetzt wurde. So schaute und korrigierte sie stundenweise die Briefe durch. Die meiste Zeit beschäftigte sie sich jedoch mit unserer Tochter, die zu diesem Zeitpunkt noch in den Kindergarten ging. Dort gab es einen Jungen, der sie ärgerte. Sie konnte natürlich noch nicht so gut finnisch und der Junge zog sie damit auf und dachte, sie sei dumm. Doch wir stärkten ihr schon damals immer den Rücken und munterten sie auf, dass sie sich immer wehren und sich nicht angreifen lassen solle. Bis auf diese kleineren

Zwischenfälle lebte sie sich eigentlich schnell ein und fand Freundinnen und Freunde und lernte schon in Finnland schnell, wie sie sich richtig zur Wehr setzen konnte.

Jeden Monat wurde man zu Versammlungen und Schulungen nach Helsinki eingeladen, um auf der richtigen politischen Linie zu bleiben. Das konnte ich alles noch soweit verkraften. Doch dann bekamen wir einen neuen Kulturattaché, der vom Zentralrat der FDJ kam. Dieser Mann kam in keinsten Weise mit seiner Arbeit zurecht, und ich kam überhaupt nicht mit ihm zurecht. Man darf jetzt aber nicht denken, dass wir nach Westdeutschland ausgereist sind, nur weil ich mit diesem einen Mann nicht auskam! Es gab auch politische Schwierigkeiten, die uns dazu bewegt haben, nach über zwei Jahren nicht nur Finnland zu verlassen, sondern auch die DDR, in die wir jedes Jahr den Sommer über zurückreisten.

Ich bekam eine Aufforderung, alleine nach Berlin zu reisen, da es einiges zu besprechen gäbe. Meine Familie sollte ich in Finnland zurücklassen. Ich ahnte nichts Gutes, da zuvor der Leiter des Kulturzentrums in Schweden politische Probleme bekommen hatte und nach Berlin beordert worden war – es handele sich um eine dienstliche Besprechung und er solle ohne Familie anreisen. Kaum am Flughafen angekommen, wurde er festgenommen. Ihm wurde vorgeworfen, mit westlichen Geheimdiensten konspiriert zu haben, jedenfalls wurde er dann in die Produktion geschickt – wie man das nannte. Ich wusste also, wie es ihm erging, nachdem er diese Aufforderung bekam. Es war lediglich eine Mutmaßung, dass mir das Gleiche blühen würde. So fassten wir schnell den Entschluss, nicht mehr in die DDR zurückzureisen und in den Westen aufzubrechen – einfach ins Blaue hinein.

Wir packten nur das Nötigste ein, um kein Aufsehen zu erregen und nicht aufzufallen. Unserer Tochter – sie war zu diesem Zeitpunkt sechs Jahre alt – erklärten wir, dass wir nicht mehr zurückkommen würden und sie nicht all ihre Spielsachen mitnehmen könne. Sie entschied sich für eine Puppe, die sie einpackte und verschenkte den Rest der Spielsachen ihren Freunden auf dem Spielplatz des Innenhofs. Vor dem Start unserer Reise schrieb ich zwei Briefe, in denen ich versuchte zu erklären, warum wir nach Westdeutschland flohen. Einen schickte ich an meine Universität in Finnland und den anderen an die DDR-Vertretung. Noch nicht einmal unsere Familie in der DDR wusste über unsere Flucht Bescheid, doch sie machten uns nie Vorwürfe oder kritisierten uns, sondern akzeptierten unsere Entscheidung – auch wenn unsere Entscheidung für unsere Familie Konsequenzen hatte. Natürlich wurden sie in der DDR verhört. Meinem Bruder wurde die Karriere an der Universität massiv erschwert und er wurde dienstlich stark benachteiligt. Man glaubte ihnen nicht, dass sie von unserer Flucht nichts wussten. Mich selbst belastete dies natürlich sehr, da ich ihn ja in diese Lage gebracht habe. Aber wir konnten und wollten die Flucht auch nicht rückgängig machen.

Über Nacht fuhren wir von unserer Wohnung mit dem Bus in die nächste Hafenstadt, um von dort aus mit dem Schiff nach Stockholm zu gelangen. Als wir endlich in Stockholm ankamen, fuhren wir mit dem Taxi zur deutschen Botschaft, um unser Anliegen vorzutragen. Der Beamte erklärte uns, dass es uns frei stehe, doch wir müssen nach Gießen in das Notaufnahmelager, um das Aufnahmeverfahren zu durchlaufen. Aber wie kommen wir denn nun von hier nach Gießen? Er sagte: ‚Das ist Ihre Sache. Sie können mit der Bahn fahren, Sie können aber auch mit dem Flugzeug fliegen. Sie haben doch sicher ein bisschen Geld, von dem sie die Tickets kaufen können!‘ Natürlich hatte ich Geld dabei; das, was ich gerade so noch bei mir hatte. Also habe ich die Flugtickets nach Frankfurt auf eigene Kosten gekauft.

In Frankfurt angekommen – nach einer großen Reise – ließen wir alle Mitreisenden erst einmal an uns vorbei gehen, bevor ich zum Grenzschützer ging. Ich zeigte ihm meinen blauen DDR-Pass und erklärte ihm, dass wir aus der DDR kommen und nicht wieder zurück wollen. Da sagte er: ‚Dann kommen Sie mal hier her und warten Sie einen Augenblick. Sie werden von einer Behörde abgeholt.‘

Nach kurzem Warten kamen zwei Herren vom Bundesnachrichtendienst auf uns zu und brachten uns von Frankfurt nach Mainz. In dem Hotel, in dem wir untergebracht waren, sagten sie uns, sie wollen uns befragen und würden uns danach nach Gießen bringen. Es würde nicht lange dauern. Nun, das war ihr völliges Recht, dachte ich mir, der Staat hat das Recht zu erfahren, wen sie da in ihr Land lassen. Wir mussten morgens zur Befragung erscheinen. Die Befragung meiner Frau war eher formal. Von mir wollten die Herren alles Mögliche wissen. Zum Beispiel, ob der DDR-Botschafter denn gerne Alkohol trinken würde oder ob er mit vielen Frauen Umgang pflegen würde? Innerhalb der drei Tage in Mainz wurden die Fragen mehrfach wiederholt – immer wieder dieselben mühseligen Fragen, weil ich ja nicht viel sagen konnte. Zu den Kollegen hatte ich damals nicht viel Kontakt außerhalb der Versammlungen, zu den finnischen als auch zu den deutschen Kollegen. Aber es waren trotz allem sehr umgängliche Gespräche. Es erwies sich dann wohl sehr bald, dass ich kein großer Fisch war und keine internen Informationen preiszugeben hatte. Das musste sehr ernüchternd für sie gewesen sein.

An den Nachmittagen hatten wir freie Zeit zur Verfügung und konnten uns die Stadt ein wenig anschauen. Durch das Taschengeld, das sie uns gaben, konnte meine Frau für unsere Tochter sogar noch Kleinigkeiten einkaufen. Außerdem spendierten sie uns sogar eine Rheinrundfahrt. Während dieser Rundfahrt standen wir mit unserer Tochter an Deck, als ein Schiff aus der DDR mit gehisster Fahne vorbei fuhr. Die Kleine jubelte vor Begeisterung und rief ganz laut: ‚Das ist die Leipziger Fahne!‘ Die Anderen an Deck schauten uns nur irritiert an, doch für unsere Tochter war die DDR Leipzig, sie hatte doch keinerlei Ahnung von den politischen Dimensionen!

Nach diesen drei Tagen in Mainz kamen wir dann endlich ins Notaufnahmelager Gießen, Margaretenhütte. In dem Lager mussten wir das Notaufnahmeverfahren absolvieren, damit wir uns im Westen niederlassen können, eine Arbeit suchen können und alles, was dazu gehört. Wir bekamen unser Zimmer zugeteilt, das wir für die nächsten drei Monate bewohnten. Das Lager war nicht auffällig modern, wobei ich nicht sagen will, dass es altmodisch war. Es war alles akzeptabel, man wollte da ja schließlich auch nicht dauerhaft wohnen. Es war einfach eine notwendige Zwischenlösung – ein Durchgangslager eben, und zahlen mussten wir ja schließlich auch nichts. Beengt fühlten wir uns in dem Lager eigentlich nicht, wir hatten nie das Gefühl, es sei überfüllt. Man konnte einmal in der Woche Wasch- und Duschgelegenheiten nutzen, musste die Räume jedoch auch wieder sauber hinterlassen. Um das Essen mussten wir uns selbst auch nicht kümmern, wir bekamen dreimal täglich in der Kantine unsere Mahlzeiten, teilweise unfreundlich, wenn man nach Nachschlag oder Ähnlichem fragte, aber das alles ist nicht der Rede wert.

In Gießen wurde ich erneut, auch durch eine amerikanische Behörde, befragt. Wir hatten neben den Befragungen und dem Aufnahmeverfahren viel freie Zeit und konnten uns in der Stadt frei bewegen. Wenn wir das Gelände verließen, mussten wir uns beim Pförtner abmelden. Doch, ob es feste Zeiten gab, bis wir wieder zurück sein mussten, weiß ich schon gar nicht mehr.

Wir gingen mit unserer Tochter ins Freibad oder schauten uns die Stadt an. Im Gegensatz zu anderen Familien aus dem Osten hatten wir natürlich nicht den starken Kontrast zum westlichen Lebensstandard vor Augen. Diesen kannten wir ja schon durch Finnland und er war uns dadurch nicht völlig fremd. Es kam uns hier jedoch furchtbar billiger vor, wenn wir zum Beispiel im Seltersweg einkaufen waren. Diesen Teil der Stadt mochte ich am meisten, der Rest von Gießen reizte uns nicht besonders. Es hatte und hat natürlich den Charakter einer Universitätsstadt, wir sagten uns selbst jedoch nicht: ‚Hier möchten wir unbedingt leben!‘ Kontakt mit den Gießenern hatten wir kaum, natürlich beim Einkaufen in den Geschäften oder ähnlichem, aber dann ging man wieder zurück ins Lager und das war's. Wir wurden als Deutsche akzeptiert, man sprach eine Sprache. Auch wenn man zum Teil das Gefühl hatte, die DDR würde politisch nicht sehr stark thematisiert werden und man setze sich nicht stark mit ihr auseinander. In der Schule zum Beispiel.

Im Lager suchten wir kaum den Kontakt zu den anderen. Man hatte nie die Absicht, Freundschaften zu schließen oder Solidargemeinschaften zu gründen. Zumal die meisten auch nie so lange im Lager waren und man selbst ja auch eigentlich so schnell wie möglich Fuß fassen wollte. Natürlich gab es auch im Lager einzelne Zwischenfälle. Die Kinder von einem Arztpeaar hatten mit unserer Tochter ein bisschen Streit, doch sie konnte sich gut wehren – sie hatte ja schon in Finnland gelernt, stark zu sein.

Trotz dieser Umstände bildeten sich Freundschaften mit anderen Ehepaaren, die bis heute halten, ob wir nun nach ihnen gefragt haben oder nicht. Im Lager gab es einen Fernsehraum, in dem ich und meine Frau abends immer um Punkt acht die Tagesschau schauten, um natürlich zu erfahren, was in der Welt passiert. Normalerweise saß kein Mensch da und dann hat es sich so ergeben, dass wir dort irgendwann zwei Ehepaare kennenlernten, beide kamen mit uns in der gleichen Woche an und wir waren alle der gleiche Jahrgang. Wir sind dann abends gemeinsam durch die Gaststätten gezogen. Das eine Ehepaar hat sich dann relativ schnell ein eigenes Auto gekauft, sodass wir dann gemeinsam ein bisschen herumgefahren sind. Und diese Freundschaften halten bis heute, es sind unsere ältesten Freunde in diesem Teil von Deutschland.

Während sich meine Frau in den drei Monaten um unsere Tochter gekümmert hat, suchte ich nach einer Arbeit, nachdem das Aufnahmeverfahren beendet war und wir unseren C-Ausweis bekommen haben und somit auch die Arbeitslosenunterstützung. Es dauerte alles sehr lange, ich hatte ja noch nicht mal eine Eheurkunde oder andere Papiere im Westen. Alles wurde in Leipzig zurückgelassen, da die Flucht in keinster Weise geplant war. Ich kaufte mir also donnerstags immer eine Wochenzeitung und durchsuchte die Stellenanzeigen auf germanistische Positionen. Ich schrieb etliche an und wurde auch mehrmals zum Kennenlernen angerufen, ohne mir natürlich eine Stelle anzubieten. Unsere Freunde aus dem Lager hatten weniger Probleme auf dem Arbeitsmarkt, eine Stelle zu finden, als Arzt oder Chirurg hatte man einfach bessere Chancen als ein Germanist! Und meine Frau konnte auch nicht direkt als Lehrerin wieder eingestellt werden. In der DDR arbeitete sie als Biologie- und Chemielehrerin, im Westen musste sie aber erst ihre Qualifikation nachholen – ihr Referendariat. Sie wurde vom Land Hessen eingestellt und wiederholte das verkürzte Referendariat und bekam eine Stelle in Marburg an einer Gesamtschule. Wir zogen nach den drei Monaten Lageraufenthalt dann endlich in eine eigene Wohnung in Marburg. Wir lebten die erste Zeit sehr spartanisch, wir hatten ja alles in Finnland und Leipzig zurückgelassen. In der Küche war von den Leuten vor uns noch das meiste vorhanden, sogar eine Waschmaschine konnten wir im Keller mitbenutzen. Eine der ersten Neuanschaffungen war die Kinderzimmereinrichtung: unsere Tochter bekam ihr Bett und die Schränke benutzten wir vorerst für unser Wohnzimmer. Und Stück für Stück konnten wir die Wohnung einrichten. Wir mussten uns alles neu anschaffen, da wir nichts mitgenommen hatten, außer ein paar Fotos und Gläser.

Noch in Gießen bekam ich einen Anruf vom Leiter des Sprachatlasinstitutes in Marburg, welcher selbst aus Leipzig kam und meinen Lehrer auch noch kannte. Er wollte mich kennenlernen und hat mir eine Assistentenstelle angeboten. Ich hätte bei dieser Stelle jedoch neben der Forschung einmal wöchentlich ein zweistündiges Seminar halten sollen. Ich wollte aber auf keinen Fall Lehre machen, ich hielt mich selbst als DDR-Flüchtling nicht für den richtigen Ansprechpartner für linke Studenten nach der '68er-Sache. Der Leiter des Instituts akzeptierte meine Entscheidung und bot mir zudem an, ein Habilitandenstipendium bei der DFG zu beantragen. Ich wurde in das Förderprogramm für geflüchtete Wissenschaftler aufgenommen und konnte die nächsten zwei Jahre in Marburg an meinem Forschungsthema arbeiten, bis mein Antrag auf das Stipendium angenommen wurde. Das Habilitandenstipendium nutzte ich nicht voll aus, da ich schon nach drei Jahren habilitierte. Nach meiner Habilitation in Marburg bekam ich einen Ruf nach Gießen. Diese Stelle in Gießen trat ich für ein Jahr an, bis ich einen Ruf auf einen Lehrstuhl in Göttingen bekam. Dort bin ich bis zu meiner Emeritierung geblieben. Meine Frau hatte in Marburg ihr verkürztes Referen-

dariat gemacht und dort als Lehrerin gearbeitet. Als ich den Ruf nach Göttingen bekam, ließ sie sich versetzen und wir zogen mit unserer Tochter von Marburg nach Göttingen.

Ich bekam später einen Ruf nach Tampere in Finnland, doch lehnte ich dieses Angebot ab, denn wir sahen unsere Zukunft im Westen und hatten uns dort eingelebt. Auch wollten wir unsere Tochter nicht erneut aus ihrem Umfeld reißen – es war auch so schon schwierig genug für sie. Sie wurde ja schon in Gießen eingeschult und musste dann erstmals die Schule wechseln nach Marburg, wo sie nach einigen Wochen wieder die Klasse wechseln musste, da die Klasse zu voll gewesen sei. Es war so schon nicht sehr leicht für sie, da dachten wir uns, ein weiteres Mal müssen wir sie nicht aus ihrem Umfeld nehmen.

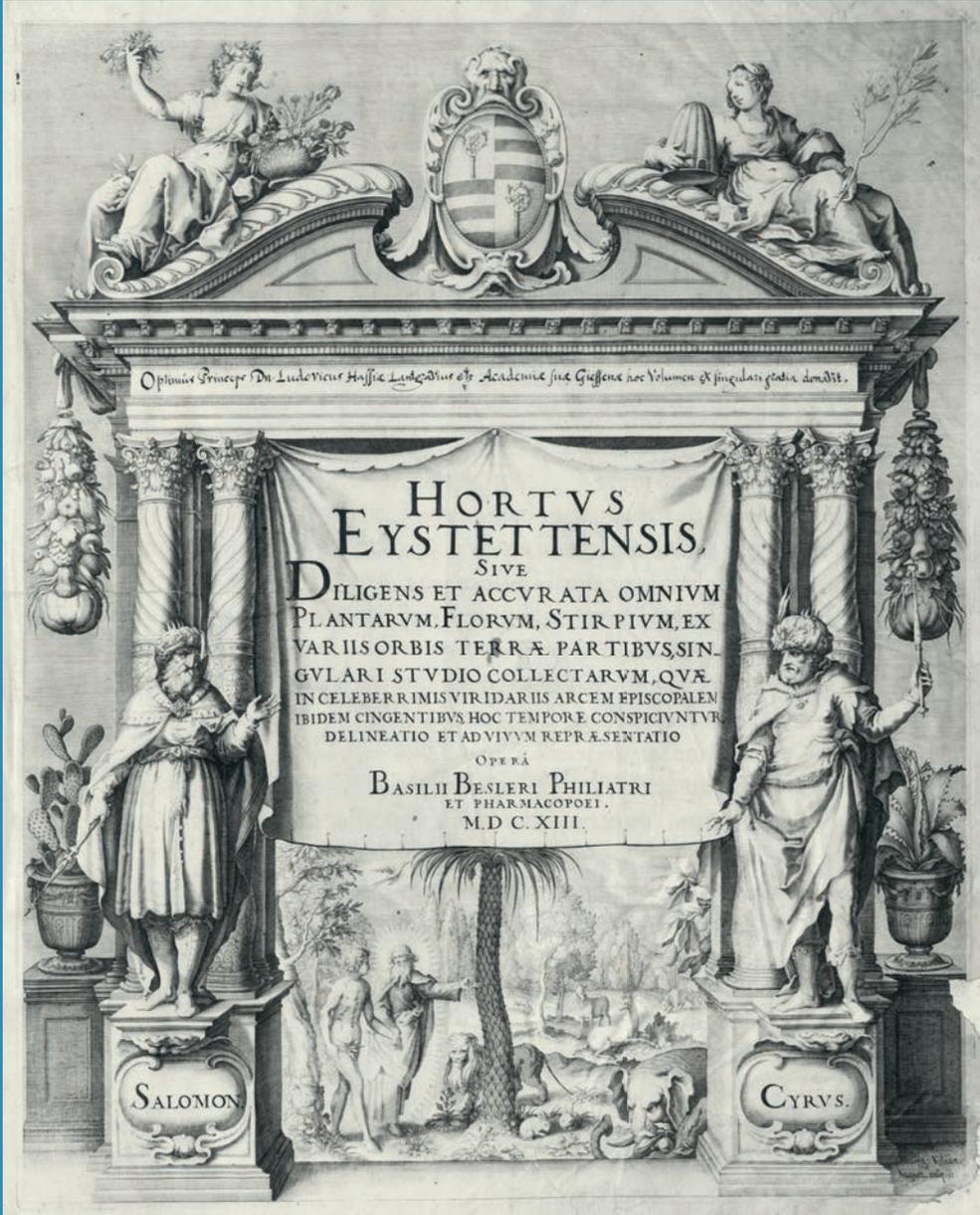
Alles in allem war es zwar eine unüberlegte, kurzfristige Entscheidung, den Osten zu verlassen, doch bereut haben wir es nie. Man konnte im Westen viel unbefangener mit den Menschen reden. In der DDR war man immer viel vorsichtiger, was man sagte, immer in der Angst, jemand könne es in den falschen Hals bekommen und es gegen einen verwenden. Man verhielt sich damals in der DDR nicht zu vertrauensselig und verhielt sich viel reflektierter. Das war im Westen ganz anders. Wenn ich da an die Abende in Marburg denke, wenn wir in den Kneipen und Bars waren. Das war alles viel freier und man konnte frei heraus reden. DDR-Freundschaften, auch an der Universität, hatte ich so gut wie keine. Es gab damals einige enge Freundschaften aus der Kirche, denen man traute. Mit Kollegen blieb man möglichst auf der formalen Ebene und mied näheren Kontakt. Man hätte sich nie gegenseitig eingeladen und war froh, wenn man nach der Arbeit hinter sich die Tür zu machen konnte. Man blieb im familiären Bereich mit alten Freunden. Im Westen war alles viel lockerer, vielleicht auch ein bisschen oberflächlicher. Jedoch war es sehr befreiend, nicht mehr ständig aufpassen zu müssen, was man sagte, gerade was Politisches anging.

Die Sprache war ein ganz wichtiger Punkt, um sich heimisch zu fühlen. In Finnland war es sehr schwer Anschluss zu finden, da die Sprache schwer zu lernen war. Unsere Tochter konnte durch den Kindergarten am besten finnisch. Doch für meine Frau und mich war es zum Beispiel nahezu unmöglich, einer Einladung von finnischen Arbeitskollegen nachzukommen. Man hätte sich nur anschauen können. In Westdeutschland – Gießen, Marburg, Göttingen – war das alles ganz anders. Es war wie eine andere Welt, da ist man zu Hause. Da fühlte man sich dann wieder heimisch. Die Sprache war ein ganz wichtiger Punkt. Heimat wird für mich aber trotz allem Wittenberg sein, da bin ich aufgewachsen. Ich fahre noch heute zu Fußballtreffen nach Wittenberg.“

Bearbeitet von Minalde Wagner

Kontakt: Florentin.Mueck@geschichte.uni-giessen.de

IV. Aktuelle Forschungsprojekte



GIESSEN | SELTERSWEG



**AUS LEIDENSCHAFT
FÜR MODE.**



www.koehler24.de



koehler
MÄNNERMODE



Olaf Schneider

Der „Hortus Eystettensis“ und Briefe aus dem Nachlass Karl Ernst von Baer

Historisches Erbe der Universitätsbibliothek mit Hilfe der GHG gesichert

Die Zeitläufe haben ihre Spuren an den historischen Schätzen der Gießener Universitätsbibliothek hinterlassen. Eine klimakonstante Lagerung, heute Standard, war früher kaum möglich. Schlecht geheizte Räume, Feuchtigkeit, häufige Umzüge, säurehaltiges Papier, schlechte Tinte, Unkenntnis und eine falsche, unvorsichtige Handhabung der häufig großen Bände – um nur einige Beispiele zu nennen – haben oft schwere Schäden hinterlassen. Sie bedrohen die Objekte in ihrer Substanz und machen eine Nutzung für die Wissenschaft unmöglich.

Die Universitätsbibliothek versucht, aus eigenen Mitteln Abhilfe zu schaffen. Erfreulicherweise können zudem für die Rettung zahlreicher Schätze immer wieder Buchpaten gewonnen werden. Und dennoch reicht dies für manche Schadensarten noch nicht aus. Durch die freundliche und großzügige Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft ist es jetzt möglich, wertvolle bedrohte Stücke mit besonderem Bezug zur Universität für die Zukunft zu sichern. Sowohl der „Hortus Eystettensis“, ein 1613 erschienener Prachtband mit Stichen der Eichstätter Bischofsgärten, als auch drei Briefbände der umfangreichen wissenschaftlichen Korrespondenz des deutsch-baltischen Universalgelehrten Karl Ernst von Baer aus dem 19. Jahrhundert können restauriert werden.

„Hortus Eystettensis“

Das Gießener Exemplar des „Hortus Eystettensis“ (Rara 423) ist ein bedeutendes Zeugnis für die Geschichte der Universität und der Universitätsbibliothek. Landgraf Ludwig V. (1577–1626) hatte 1612 in Straßburg 1.000 Bände als Gründungsbestand der Bibliothek erwerben lassen. Der „Hortus“ bildete dann die erste weitere, zudem sehr wertvolle Ergänzung. Im ältesten Bibliothekskatalog von 1624 ist dies

unter der Zugangsnummer 2 vermerkt: Ludwig kaufte den Band 1613 auf dem Regensburger Reichstag („Ratisbonae in comitiis“). Ein handschriftlicher Eintrag auf dem „Hortus“-Titelblatt belegt die Schenkung: „Optimus Princeps Dominus Ludovicus Hassiae Lantgravius etc. Academiae suae Giessenae hoc Volumen ex singulari gratia donavit“.

Auch der Inhalt, der den Band zu einem der teuersten Bücher des 17. Jahrhunderts machte, hat enge Bezüge zu Gießen. Auftraggeber war der Eichstätter Fürstbischof Johann Konrad von Gemmingen (1561–1612, Bischof seit 1595), der auf der Schauseite der Willibaldsburg, der Residenz der Eichstätter Fürstbischöfe, einen großen Lustgarten auf Terrassen mit kostbaren und exotischen Pflanzen anlegen ließ. Anfang des 17. Jahrhunderts hatte er den Nürnberger Apotheker Basilius Besler (1561–1629) beauftragt, dazu einen schon bestehenden Garten zu erweitern. Dabei unterstützte diesen Ludwig Jungermann (1572–1653), der auch in Gießen studiert hatte (Promotion 1611) und hier von 1614 bis 1625 Professor für Anatomie und Botanik war sowie Gründer und erster Leiter des Botanischen Gartens (1609–1625).

Nicht nur beim Garten, sondern auch bei dessen Dokumentation arbeiteten Besler und Jungermann zusammen. Der Bischof wünschte, seine Pflanzen zu publizieren und über Eichstätt hinaus bekannt zu machen. Das Ergebnis ist der in Nürnberg erschienene „Hortus Eystettensis“, der unter Zusammenarbeit mehrerer Werkstätten, Vorzeichnungen und Druckereien entstand.

Die Erstausgabe des Werkes im Format 60 x 52 cm enthält 367 ganzseitige Abbildungen mit über 1.000 Pflanzendarstellungen in Form von Kupferstichen der Größe 57 x 46 cm. Ein ausführlicher Text erläutert sie, an dem Jungermann maßgeblich beteiligt war. Die Gliederung

erfolgt in der Sequenz der Jahreszeiten, in denen die Gewächse anzutreffen sind. Das Werk erschien in zwei Ausstattungen: einer kolorierten in geringer Zahl als Geschenkausgabe,

die ausschließlich die Tafeln enthält, sowie einer doppelseitig gedruckten Buchhandelsversion mit etwa 300 Stück, zu der auch der Gießener Band gehört.

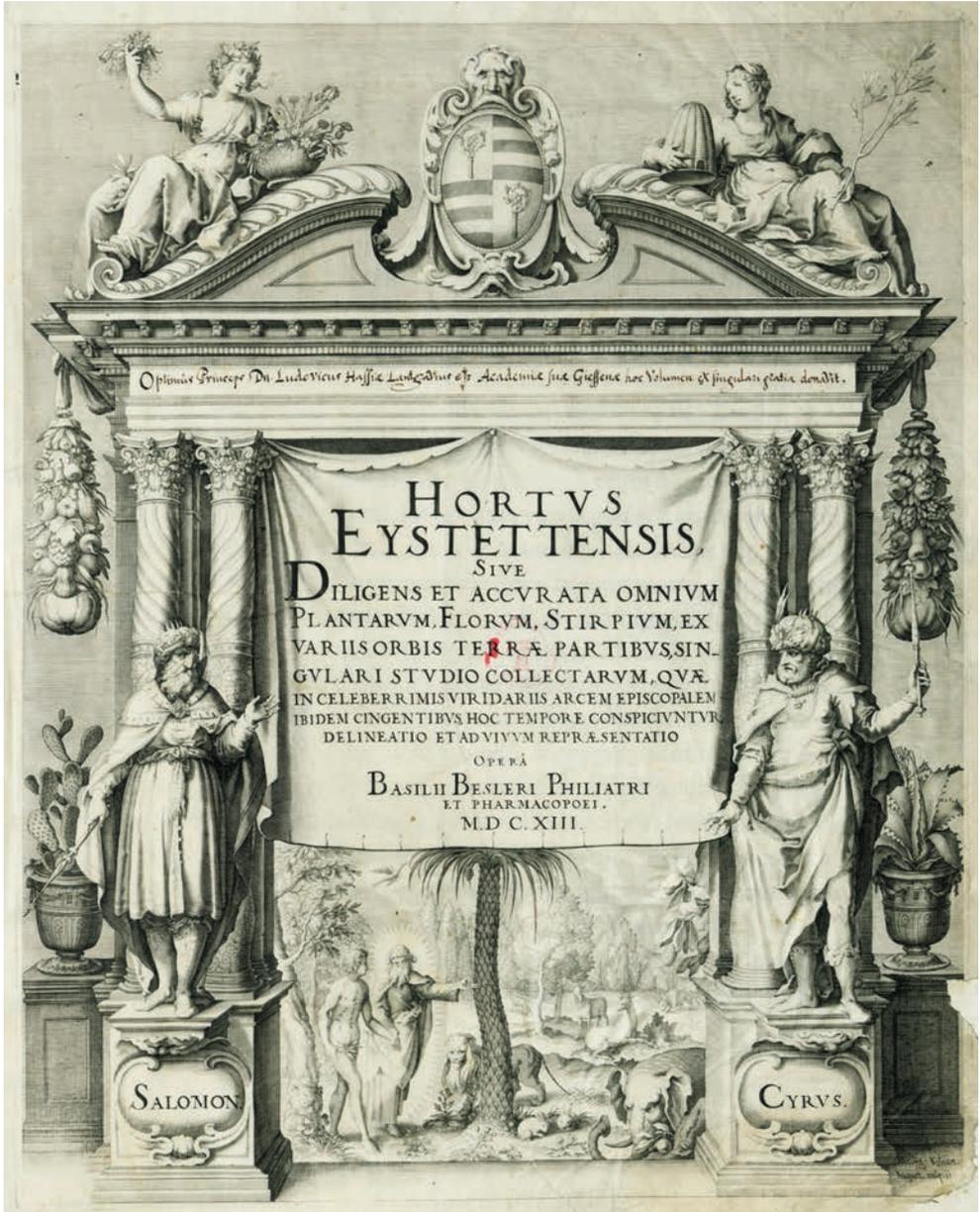


Abb. 1: Titelblatt des „Hortus Eystettensis“ mit handschriftlichem Hinweis auf das Geschenk des Landgrafen und der erkennbar ausgebluteten roten Stempelfarbe. (Foto: Barbara Zimmermann)

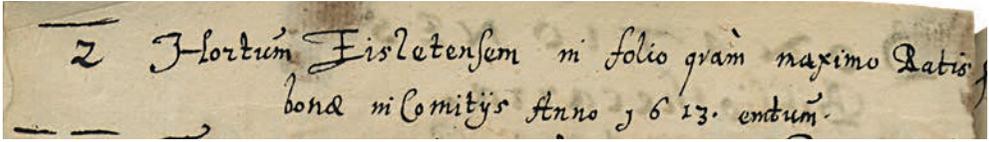


Abb. 2: Zugangsvermerk des „Hortus“ im ältesten Gießener Bibliothekskatalog (Hs 28a, Bl. 29v).

(Foto: Barbara Zimmermann)

Beim Gießener Exemplar sind bedauerlicherweise in früherer Zeit mehrere Seiten und Lagen herausgelöst worden, die heute fehlen. Ferner sind die beiden Holzdeckel brüchig. Dies macht den Band insgesamt sehr instabil. Er lässt sich kaum öffnen, ohne Gefahr zu laufen auseinanderzufallen. Bei der von der Hochschulgesellschaft finanzierten Restaurierung sollen deshalb die besonders betroffenen Blätter des vorderen Teils unter Verwendung der alten Bünde gesichert und fixiert werden. Eingefügte Papier- und Papplagen dienen der Kompensation von Fehlstellen. Fragile oder gerissene Seiten erhalten eine Sicherung durch dünnes Japanpapier statt des bislang provisorisch aufgebrachten Papiers. Um die Brüche der Deckel verleimen zu können, ist es erforderlich, die Buchspiegel kurzfristig abzunehmen und später wieder anzubringen. Der verdreckte Einband muss vorsichtig gereinigt und die auf dem Titelblatt ausgeblutete Stempelfarbe behutsam reduziert werden. Die unvollständigen Kapitale oben und unten sowie die fehlenden Schließen werden ergänzt, der Buchrücken gerundet und der Band durch eine maßgefertigte Kassette geschützt.

Nachlass Karl Ernst von Baer

Anders gestalten sich die erforderlichen Arbeiten am Teilnachlass Karl Ernst von Baers, bei dem es sich um den bedeutendsten und wertvollsten Nachlass in der Universitätsbibliothek handelt. Baer (1792–1876) gilt als einer der großen Universalgelehrten des 19. Jahrhun-

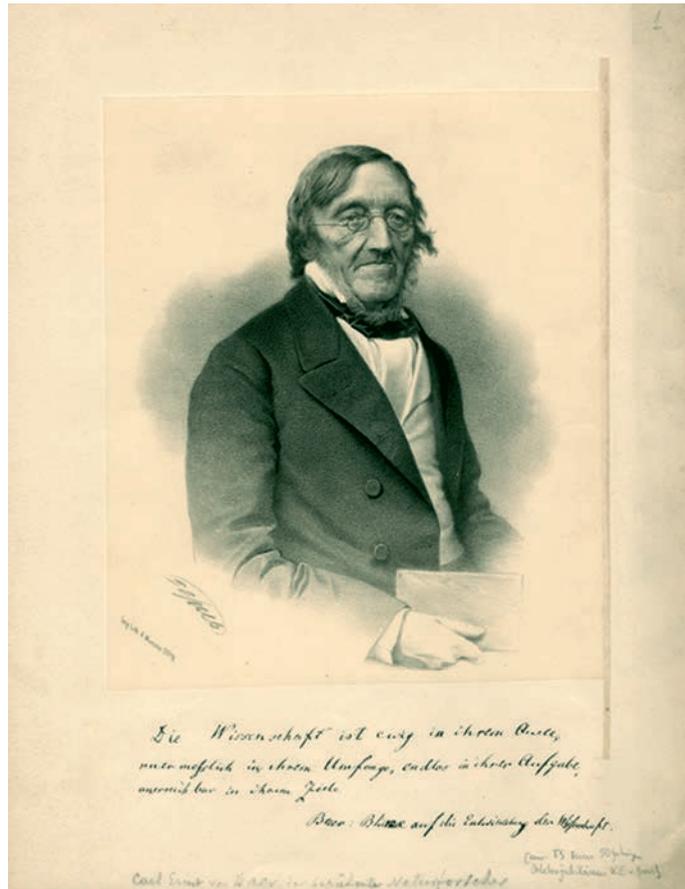


Abb. 3: Karl Ernst von Baer um 1865 (NL Baer Schriften 30, Nr. 1).

(Foto: Barbara Zimmermann)

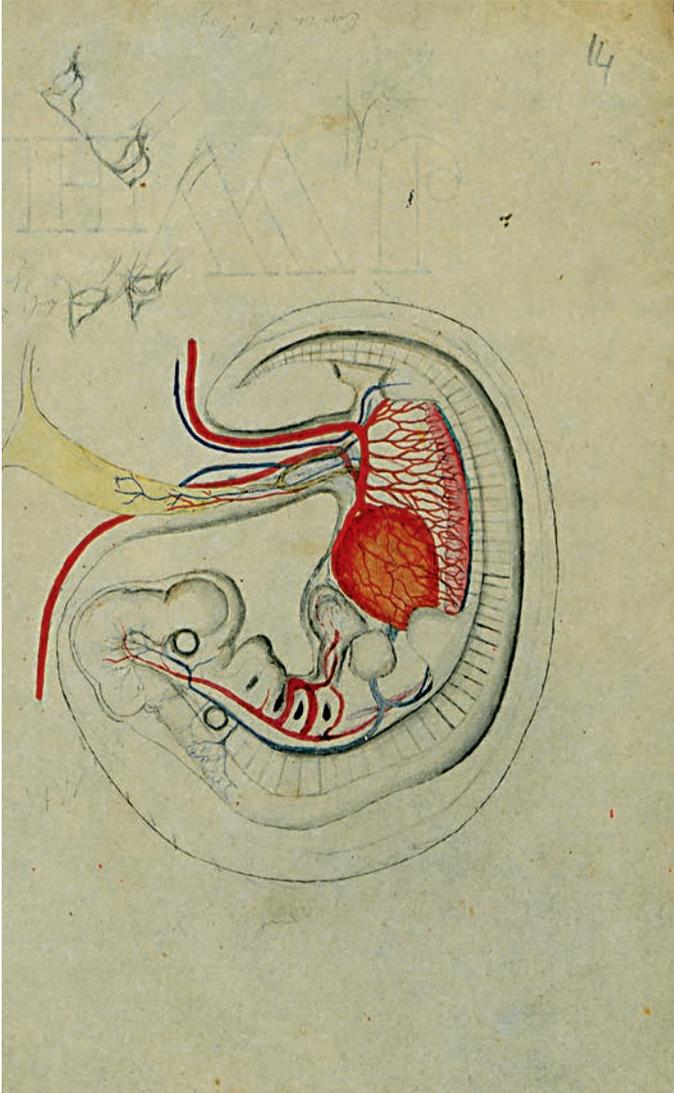


Abb. 4: Zeichnung eines Embryos (NL Baer Schriften 22, Bl. 14r).

(Foto: Barbara Zimmermann)

derts. Zunehmend wächst das Interesse verschiedenster Fachgebiete der Natur- und Geisteswissenschaften an ihm – von der Biologie bis zur Wissenschaftsgeschichte. Dies zeigt auch die hohe und beständig steigende Anfragezahl zum Nachlass. Nicht selten vergleicht man Baer inzwischen mit Charles Darwin. Geboren im estnischen Dorpat (heute Tartu), studierte Baer zunächst dort Medizin und setzte

seine Studien dann in Wien, Würzburg und Berlin fort. Bald wendete er sich zunehmend den Naturwissenschaften zu und ging 1816 an die Universität Königsberg, wo er 1821 Ordinarius für Zoologie und 1826 für Anatomie wurde. Seit 1834 wirkte er in St. Petersburg an der Akademie der Wissenschaften, bis er 1867 nach Dorpat zurückkehrte. Vielfältig und innovativ sind seine Forschungsarbeiten. 1827 entdeckte er die Eizelle des Säugtieres und begründete die Embryologie als wissenschaftliche Disziplin. In St. Petersburg wirkte er als Geograph sowie Anthropologe und unternahm zahlreiche Reisen, die ihm den Ruf eines „Humboldt des Nordens“ einbrachten. Die Tagebücher seiner Reisen ins Nordpolarmeer (zur Inselgruppe Nowaja Semlja 1837) und nach Finnland (1839) sind in Gießen noch erhalten. 1843 stellte er erstmals seine „Materialien zur Kenntnis des unvergänglichen Boden-Eises in Sibirien“ zusammen, das heute als Permafrostboden bekannt ist. Das Typoskript der Endfassung blieb damals unpubliziert. Eines der beiden weltweit einzigen erhaltenen Exemplare befindet sich in Gießen und ist 2001 in den „Berichten und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen“ als Band 51 erschienen. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Baer mit Darwins Evolutionstheorie. Trotz ähnlicher eigener Thesen zum Artenwandel sah er sie kritisch.

Groß war Baers Reputation, zahlreich waren seine Auszeichnungen sowie Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Vereinigungen von Russland über Preußen bis in die Vereinigten Staaten. Doch gibt es bis heute keine Werkausgabe, was vielleicht an der spannenden Geschichte seines Nachlasses liegt, den man dem Willen der Familie gemäß teilte. Die wissenschaftlichen Studien erhielt die St. Petersburger Akademie (765 Mappen), die familiäre Korrespondenz (700 Briefe) befindet sich heute im Historischen Museum im estnischen Tallin. Die wissenschaftliche Korrespondenz mit etwa 4.400 Briefen von Gelehrten aus der ganzen Welt (etwa Alexander von Humboldt oder Karl Gustav Carus) sowie weitere Schriften und Manuskripte liegen in Gießen. Dies wäre nicht ohne Baers Nachlassverwalter, den Anatomieprofessor Ludwig Stieda (1837–1918), denkbar, der in Dorpat bereits mit der Verzeichnung begann. 1885 ging er nach Königsberg und nahm diesen Nachlass teil mit. Da seine Frau Mathilde Langermann (1831–1908) aus Ortenberg in der Wetterau stammte und in Gießen noch Verwandtschaft lebte, verbrachte er ab 1912 seinen Ruhestand in der Lahnstadt. Als der Nachlass im Jahr 1919 gemeinsam mit Stiedas umfangreicher Bibliothek als Schenkung seiner Erben in die Universitätsbibliothek kam, erkannte man seine Bedeutung nicht, wohl weil sich kyrillische und nicht-deutschsprachige Schriftstücke

darin befinden. Er geriet in Vergessenheit. Da er zunächst seinen Platz in der Gruppe der Handschriften fand (früher Hs 608/100 mit insgesamt 19 Kapseln und einer Schachtel), wurde er 1942 ausgelagert – verteilt nach Rudingshain (bei Schotten), Gonterskirchen (bei Laubach) und Romrod (in der Nähe von Alsfeld). Als man die historischen Bestände in der 1959 wiedereröffneten Universitätsbibliothek in der



Abb. 5: Skizze zur Insel Hogland aus dem Reisetagebuch von 1839 (NL Baer Schriften 17, Bl. 89f). (Foto: Barbara Zimmermann)

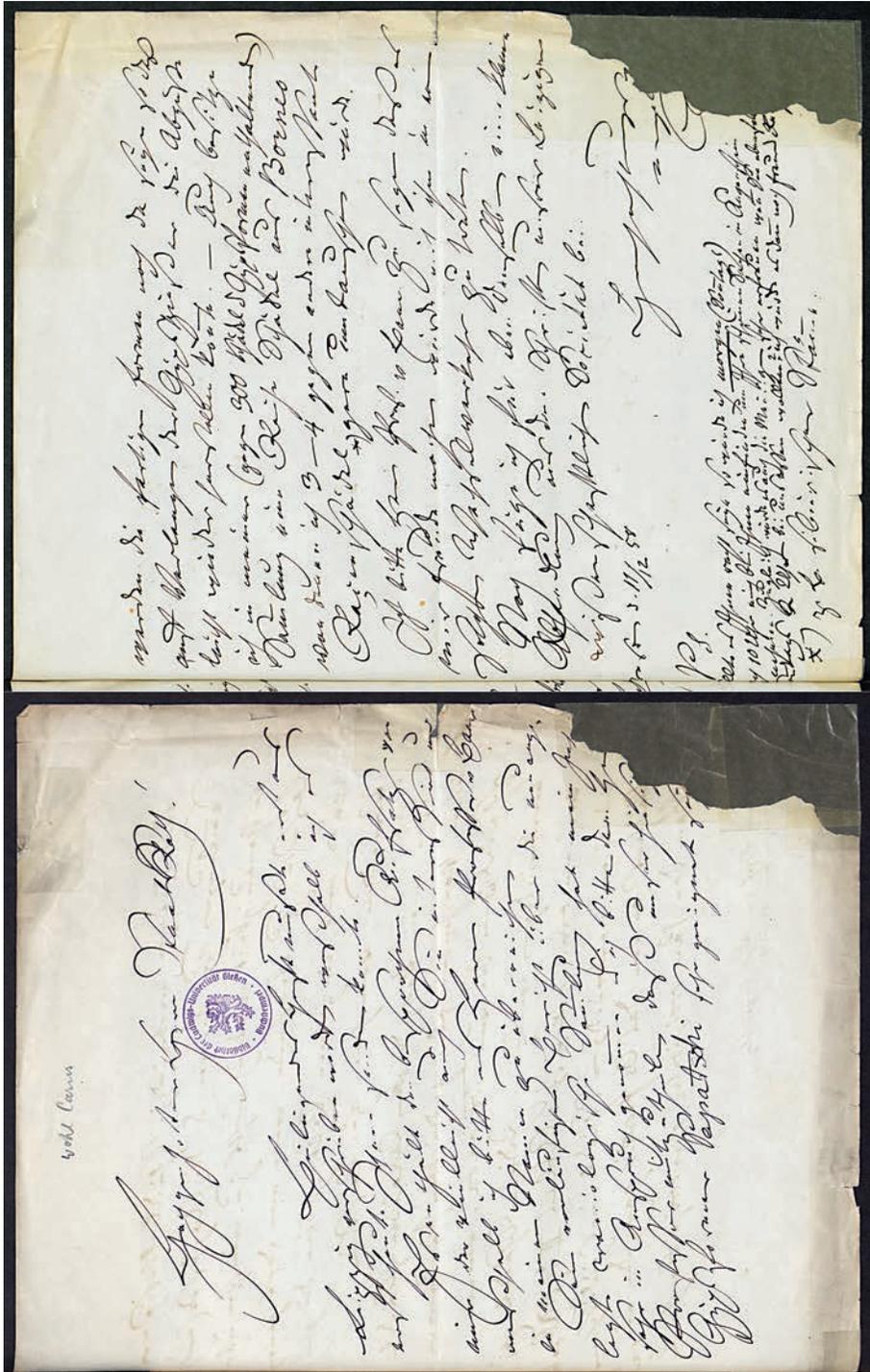


Abb. 6: Brief von Karl Gustav Carus an Baer (1858) mit erkennbarem Textverlust am Rand und in der Falz (NL Baer Briefe 4, Bl. 204r/205r). (Foto: Barbara Zimmermann)

Bismarckstraße 1960 neu aufstellte, wozu man einen Schutzraum im Keller nutzte, war zunächst nur eine Schachtel zu finden. Im Jahr 1971 entdeckte man im Rahmen eines nationalen Katalogisierungsprojektes zur Erschließung von Briefen des 19. Jahrhunderts auch

die weiteren Stücke und deren Bedeutung beim Versuch, die kyrillischen Texte zu lesen. Den frisch gehobenen Schatz klebte man dann – langer bibliothekarischer Tradition folgend – teils in Bindemappen, um ihn für die zukünftige Nutzung besser zu sichern, und nahm ihn

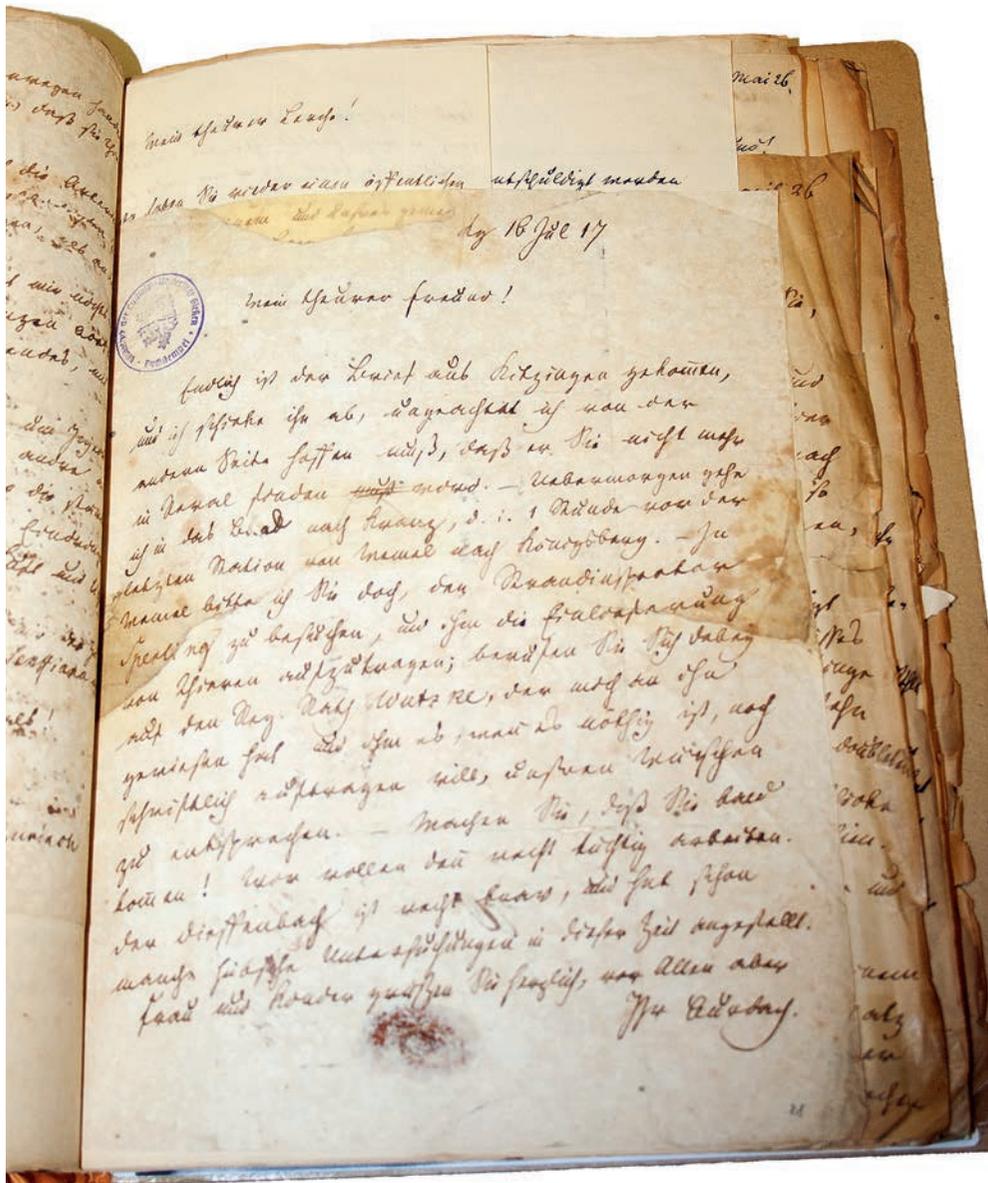


Abb. 7: Brüchige Seiten und Textverlust in der Falz (NL Baer Briefe 4, Bl. 88r, vor der Restaurierung). (Foto: Barbara Zimmermann)

jetzt unter die Nachlässe auf. Von insgesamt 27 neu geordneten Briefbänden wurden die ersten 15 gebunden und von weiteren 46 Bänden, die überwiegend Schriften, aber auch Schreiben enthalten, 42. Es führte zum gegenteiligen Effekt. Durch den Gebrauch wurden die nun verbundenen Blätter besonders an den äußeren Kanten noch brüchiger als sie es ohnehin waren. Außerdem lässt sich der Text in der Nähe des Falzes nicht immer lesen. Hinzu kommen schon bestehende Schäden am Papier aus älterer Zeit durch Transporte sowie Auslage-

runge und nicht zuletzt durch einen Brand in Stiedas Wohnung 1918.

Deshalb ist es dringend erforderlich, gerade die Briefbände aufzulösen bzw. zu vereinzeln. Dazu erhalten die im Durchschnitt zwischen 280 und 300 Blätter umfassenden Bände in der Bibliothek zunächst eine Bleistiftpaginierung, um die Reihenfolge zu erhalten. Fotos dokumentieren den „alten“ Zustand. Bei der Restaurierung werden dann die Blätter vorsichtig vom Leim des Buchrückens befreit und – soweit erforderlich – gereinigt. Beschädigtes brüchiges Papier kann dabei durch das behutsame Aufbringen von hauchdünnem Japanpapier gesichert werden. Eine Dokumentation hält die Arbeitsschritte fest, damit sie später nachvollziehbar bleiben. Zur nachhaltigen Aufbewahrung erhalten die einzelnen Blätter Schutzumschläge aus säurefreiem Papier und mehrere zusammen eine Kartonage. Die ersten drei Briefbände konnten in den letzten Jahren aus Eigenmitteln der Universitätsbibliothek neben weiteren bedrohten Objekten der historischen Bestände restauriert werden. Dank der Spende der Hochschulgesellschaft sind jetzt gleichzeitig die Bände 4 bis 6 vor weiterer Zerstörung gerettet worden, einen zusätzlichen (Band 7) hat die Bibliothek übernommen.

Erki Tammiksaar, der heute das Baer-Museum in Tartu leitet, legte 1999 ein verdienstvolles Findbuch zum Nachlass vor, das auf erste Arbeiten von Vello Kaavere (†1994) zurückgeht. Aufgrund der hohen Briefzahl verzeichnet es diese Korrespondent summarisch. Die zeitintensive Einzel- und in-

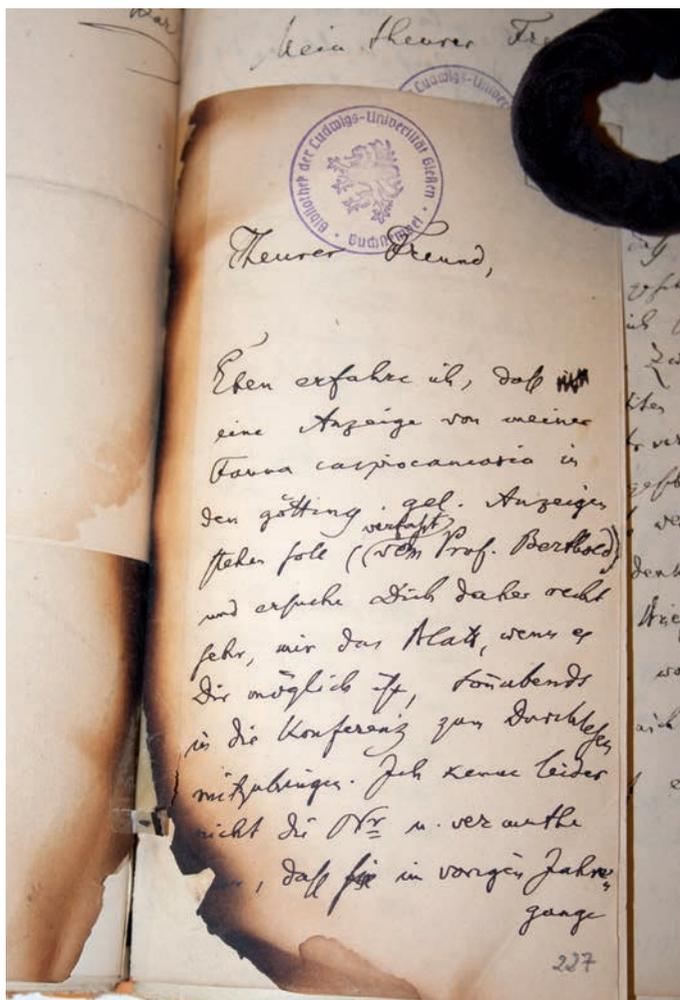


Abb. 8: Spuren des Wohnungsbrandes von 1918 (NL Baer Briefe 6, Bl. 227r, vor der Restaurierung). (Foto: Barbara Zimmermann)

haltliche Tiefenerschließung stehen noch aus. Erst wenn alle Korrespondenz-Bindemappen geöffnet sind, lässt sich diese sowie eine vollständige Digitalisierung der Stücke umsetzen. Im Rahmen eines inzwischen angedachten, auf mehrere Jahre angelegten internationalen Kooperationsprojektes „Karl Ernst von Baer digital“ ist die

digitale Edition und Transkription der Korrespondenz letztlich aller Nachlassteile geplant, die als Grundlage für eine wissenschaftliche Netzwerkanalyse dienen soll. So lässt sich etwa der Aufgriff und die räumliche sowie zeitliche Verbreitung wissenschaftlicher Ideen, Termini und Methoden in Baers Umfeld und deren Diskurs un-

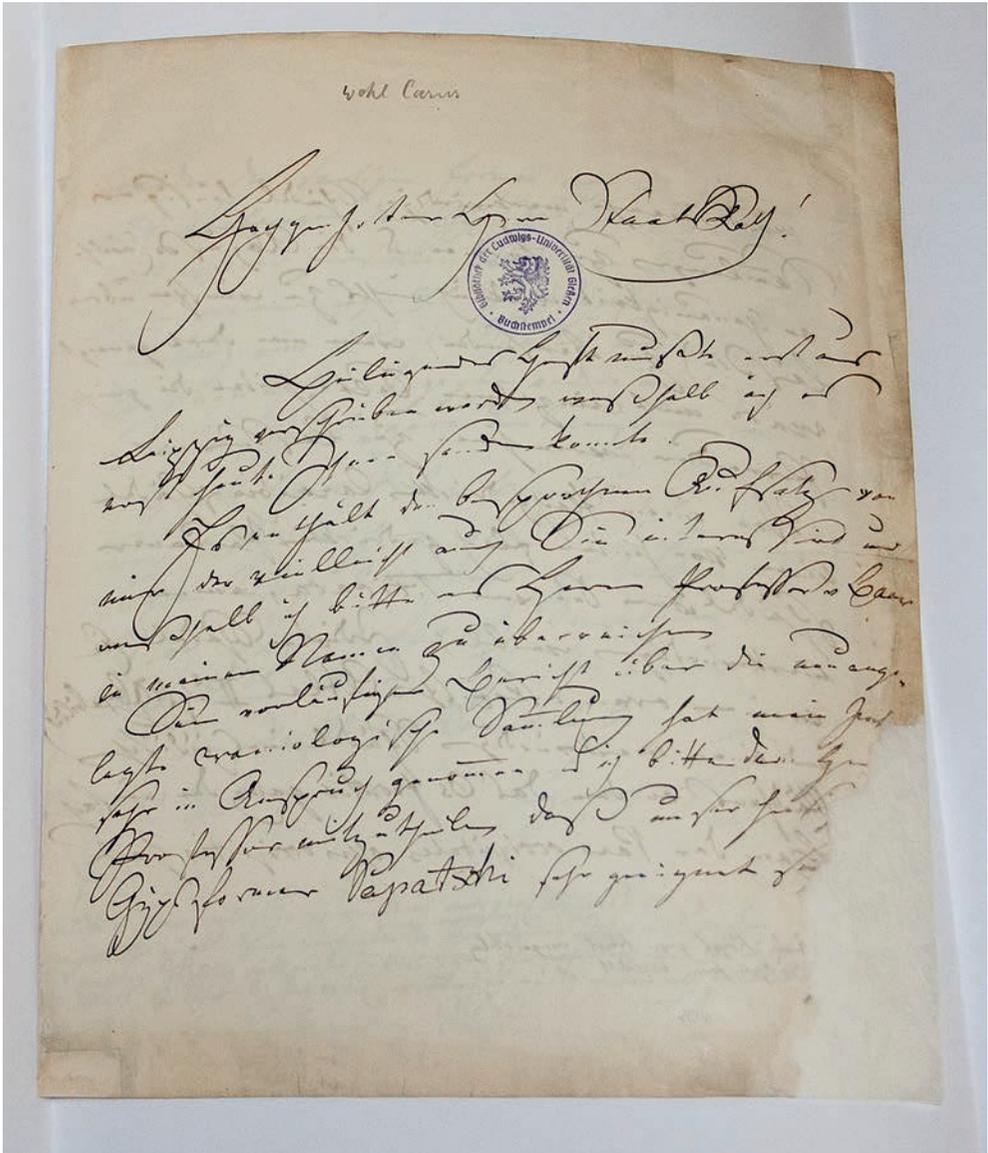


Abb. 9: Vereinzelter Brief von Karl Gustav Carus (1858) nach der Restaurierung, eingeschlagen in säurefreies Papier (NL Baer Briefe 4, Bl. 204r). (Foto: Barbara Zimmermann)



Abb. 10: Der Nachlass Baer im Sondermagazin der Universitätsbibliothek.
(Foto: Barbara Zimmermann)

tersuchen. Doch zuvor gilt es, noch weitere acht Bände aufzulösen.

Literatur:

Baer, Karl Ernst von: Materialien zur Kenntnis des unvergänglichen Boden-Eises in Sibirien. Unveröffentlichtes Typoskript von 1843 und erste Dauerfrostbodenkunde. Hrsg. von Lorenz King. Gießen 2001 (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 51) (urn:nbn:de:hebis:26-opus-36492).

Dressendörfer, Werner, und Littger, Klaus Walter: Hortus Eystetensis. Köln 2015 [Erscheinungstermin 2016].

Tammiksaar, Erki: Findbuch zum Nachlass Karl Ernst Baer (1792–1876). Nach Vorarbeiten von Vello Kaavere. Gießen 1999 (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 50) (urn:nbn:de:hebis:26-opus-36504).

Kontakt:

Universitätsbibliothek
Gießen
Otto-Behaghel-Straße 8
35394 Gießen
direktion@bibsys.uni-
giessen.de

Olaf.Schneider@bibsys.uni-
giessen.de



**Sebastian Giacobelli, Andreas Langenohl,
Carola M. Westermeier**

Die Finanz- und Staatsschuldenkrise in der Eurozone: Schulden, Experten und Modelle

Einleitung

Seitdem die Flucht hunderttausender Menschen nach Europa massive politische Folgen zeitigt, sind die Folgen der globalen Finanzkrise, die 2008 mit dem Zusammenbruch des Investmentbankhauses Lehman Brothers einsetzte, etwas in den Hintergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten. Wo sie zur Sprache kommt, geht es zumeist um die gesellschaftlichen Folgen der Krise, die sich in Europa als Staatsschuldenkrise manifestierte, wie etwa die rapide angestiegene Arbeitslosigkeit speziell unter jungen Leuten in einigen Ländern Europas. Bereits zuvor waren Forderungen, die Finanzmärkte einer strengerer Kontrolle zu unterziehen, die zu Anfang der Krise, d.h. bis ca. 2010, noch laut vernehmbar waren, eher verhallt und an Expertenkommissionen delegiert worden. Vor allem die Struktur des globalen Finanzverkehrs, der in Form elektronischer Signale stattfindet, was unter anderem für den Verlauf der Krise entscheidend war, wird kaum noch angesprochen. Am lautesten wurde die öffentliche Diskussion (speziell in Deutschland und Griechenland, aber auch in anderen Ländern) um die Staatsschuldenkrise im Euroraum thematisiert, vor allem – etwa im Jahre 2015 – mit Blick auf Griechenland.

Am Institut für Soziologie der Justus-Liebig-Universität Gießen besteht mit dem Team von Prof. Dr. Andreas Langenohl ein wirtschafts- und finanzsoziologischer Forschungsschwerpunkt, der sich mit diesen Fragen befasst und über den hier berichtet werden soll. Er basiert unter anderem auf zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) seit 2014 geförderten Forschungsprojekten. Dies ist zum einen das Teilprojekt „Politische Sicherheit im Gefolge der Weltfinanzkrise“ im Sonderforschungsbereich/Transregio 138 „Dynamiken

der Sicherheit: Formen der Versichertheitlichung in historischer Perspektive an den Universitäten Gießen und Marburg“ (Bearbeiterin: Carola M. Westermeier), zum anderen das Forschungsprojekt „Temporalitäten der Ökonomik: Die Modellform ökonomischer Theorie“, welches die DFG im Rahmen ihres Schwerpunktprogramms 1688 „Ästhetische Eigenzeiten“ fördert (Bearbeiter: Dr. Sebastian Giacobelli).

Diese beiden Projekte bearbeiten drei Fragen, die oben bereits angedeutet wurden: Wie verändern sich europäische Verständnisse politischer Sicherheit und Souveränität im Gefolge der Finanzkrise? Wie wurde die Finanzkrise aus der Öffentlichkeit in Expertengremien verlagert? Welche symbolische Struktur weisen (finanz-)ökonomische Modellierungen auf, und wie erklärt sich ihre ungebrochene, wenn nicht gar gestiegene Durchsetzungskraft? Diese drei Fragestellungen, die politisch-ökonomische mit wissens- und wirtschaftssoziologischen Perspektiven verbinden, sollen nicht zuletzt zum Verständnis der bemerkenswerten Resilienz von, wie der Wirtschaftswissenschaftler und Wissenschaftshistoriker Walter Ötsch es nennt, „marktradikalen“ Wirtschaftsprozessen in Europa beitragen,¹ die zu Beginn der Finanzkrise für kurze Zeit als dringend reformbedürftig galten, sich mittlerweile jedoch wieder konsolidieren konnten.

Rote Zahlen: Wie Staatshaushalte zu Privathaushalten wurden

Das Jahr 2015 markierte einen Höhepunkt in der europäischen Auseinandersetzung darüber, wie mit der Krise von Staatsschulden einiger Länder in Südeuropa umzugehen sei. Dies betraf insbesondere Griechenland. Griechische Staatsanleihen galten seit dem Jahr 2010 als weitgehend marktunfähig, weil sie

von Ratingagenturen als "junk bonds" eingestuft worden waren, d.h. als Anleihen mit hohem Ausfallrisiko. Eine solche Einstufung kommt dem Urteil gleich, dass die entsprechenden Länder und ihre Regierungen als kreditunwürdig gelten. Die Europäische Wirtschafts- und Währungsunion hatte hierauf mit der Einrichtung zweier neuer Institutionen reagiert, welche solcherart in Not geratenen Regierungen Sonderkredite gewähren sollten und die in der Folge nicht nur Griechenland, sondern auch Irland, Spanien und Portugal Kredite abseits der internationalen Anleihemärkte gewährten: die *European Financial Stability Facility* (EFSF) und der *European Stability Mechanism* (ESM). Im Falle Griechenlands operierten diese neuen kreditgebenden Institutionen gemeinsam mit der Europäischen Zentralbank (EZB) und dem Internationalen Währungsfonds (IWF). Der Zugang zu derartigen Krediten ist indes an so genannte Konditionalitäten gebunden, d.h. die beziehenden Staaten müssen sich verpflichten, bestimmte Wirtschaftsreformen umzusetzen, die dazu beitragen sollen, die Neuverschuldung zu senken, die bestehenden Schulden abzutragen und auf diese Weise das „Vertrauen“ der internationalen Anleihemärkte wiederzugewinnen.²

(Nicht nur) Im Falle Griechenlands wogen die gesellschaftlichen Konsequenzen dieser Reformen schwer, weil sie mit radikalen Einschnitten in sozialstaatliche Leistungen einhergingen. Als Reaktion auf die Folgen dieser Reformen wurde Ende 2014 die neu gegründete Syriza-Partei in die Regierung gewählt, die mit dem Versprechen antrat, die Reformen rückgängig zu machen oder zumindest abzumildern. Hieraus ergab sich eine das Jahr 2015 prägende Choreografie politischer Zusammenstöße zwischen Regierungsvertretern und Repräsentanten der Europäischen Kommission, der EZB und des IWF. Anhand dieser Konflikte lässt sich ein Prozess nachzeichnen, den man als „Versicherheitslichung“ (*securitization*) von Staatsschulden bezeichnen kann. Hierunter wird im Forschungsfeld der Internationalen Beziehungen ein Deutungsprozess verstanden, in dessen Zuge bestimmte politische Fragen oder ganze Politikfelder als sicherheits- und existenzrelevant

für ein politisches Gemeinwesen erklärt und damit den üblichen Formen der politischen Auseinandersetzung und Konfliktregulierung entzogen werden.³ Griechenland markierte dabei einen besonders virulenten Beispielfall, weil hier zwei Versicherheitslichungsstrategien gegeneinander in Anschlag gebracht wurden. Einerseits herrschte spätestens seit einer Rede Angela Merkels vor dem deutschen Bundestag am 26. November 2011, in der sie den muster-gültig „versicherheitslichenden“ Satz „Scheitert der Euro, dann scheitert Europa“ aussprach, in der Europäischen Union die Haltung vor, dass das Überleben der Einheitswährung eine Existenzfrage der EU ist. Auf der anderen Seite schlug auch die Syriza-Partei einen „versicherheitslichenden“ Tonfall ein, indem sie die Aussetzung der Reformforderungen von Europäischer Kommission, EZB und IWF zu einer Überlebensfrage der griechischen Nation erklärte.⁴ Im Hintergrund dieser Auseinandersetzungen lief indes ein anderer Prozess ab, kraft dessen Griechenland eine zentrale symbolische Säule seiner Souveränität einbüßte: nämlich die Souveränität, neben Steuereinnahmen durch die Zirkulation von Staatsschulden große Teile seines Haushalts zu bestreiten. Um die Tragweite dieses Prozesses zu verstehen, muss man sich vor Augen führen, dass eine reguläre Budgetierung des Staatshaushaltes durch die Ausgabe von Staatsanleihen ein, historisch gesehen, junges Phänomen darstellt. Noch in der frühen Neuzeit bezeichnete „debitum publicum“, sehr im Gegensatz zum heutigen „public debt“, weniger die Schulden, die ein Staat bei seinen Bürgern hatte, sondern eher deren Verpflichtung, dem Staat Geld zu leihen – meist zum Zwecke der Kriegsführung, weswegen solche Zwangskredite als überaus riskant galten.⁵ Umso erstaunlicher ist die heutige wirtschaftswissenschaftliche Auffassung, dass Staatsanleihen – und zwar trotz zahlreicher Staatsbankrotte – technisch als risikolose Anleihen angesehen werden können. Wichtige Schritte auf dem Wege zu dieser Neudefinition von Staatsanleihen im 20. Jahrhundert waren die Möglichkeit, sie als Zahlungsmittel zu benutzen (so genannte *liquid government bonds*), und die Tendenz, dass Staatsschulden in Zeiten von Krisen zu-

nehmend als „sichere Häfen“ angesehen wurden.⁶

Im 20. Jahrhundert indes kam ein weiterer, wichtiger Punkt hinzu, nämlich die Zirkulation von Staatsanleihen auf internationalen Bondmärkten. Denn dies hatte, sehr zur Stärkung der Unterstellung der Kreditwürdigkeit von Staaten, die Konsequenz, dass bei der Ermessung des Risikos einer Anleihe weniger deren ökonomische Sicherheiten (etwa staatliche Infrastrukturen, Gold- oder Rohstoffreserven) in Betracht gezogen wurden als vielmehr die Erwägung, ob sich im Bedarfsfall Käufer für diese Anleihe finden lassen würden. Die Kreditwürdigkeit eines Staates wurde daher weniger durch eine „real“-wirtschaftliche Sicherheit, sondern eher durch jenes bereits angesprochene „Vertrauen“ der Märkte gestützt. Damit tragen Bondmärkte direkt zur finanziellen wie symbolischen Konstitution staatlicher Souveränität bei: Sie erlauben Staaten, ihr Budget durch Verschuldung zu finanzieren, erlassen ihnen zugleich eine Offenlegung ihrer Sicherheiten und bestätigen sie somit als potent.

Diese Konfiguration von Staatsanleihen, Märkten und Souveränität verkehrte sich im Falle Griechenlands. Sobald die Bondmärkte bzw. die Ratingagenturen als die „*volonté générale der financial community*“⁷ griechische Anleihen als auf dem Markt unverkäuflich einstufen und in der Folge EFSF, ESM und IWF Kredite abseits des Marktes zur Verfügung stellten, erzwangen letztere Institutionen einen rigorosen Offenbarungseid der griechischen Regierung. Die gerade in Deutschland populäre und von Finanzminister Schäuble vertretene Überzeugung, dass weder Staaten noch Privathaushalte „über ihre Verhältnisse leben“ können,⁸ die nicht zuletzt auf Griechenland angewendet wurde, steht hiermit in unmittelbarem Zusammenhang. In Verkennung der Tatsache, dass moderne Staaten ihre Souveränität dadurch erlangen, dass niemand nach der finanziellen Sicherheit fragt – was ihnen daher auch erlaubt, „über ihre Verhältnisse zu leben“ – erkennt jene Überzeugung in der Ausnahme die Regel.⁹ Die Gleichsetzung von Privat- mit Staatshaushalten ist daher nicht nur ökonomisch irrig, etwa weil – um nur ein Beispiel zu nennen – Pri-

vathaushalte in der Regel keine Investitions-, sondern Konsumkredite aufnehmen. Sie lässt auch außen vor, dass ein Gutteil heutiger staatlicher Souveränität, und zwar auch in symbolischer Hinsicht, darauf beruht, dass Staaten Schulden machen *können*, und zwar, *ohne* ihre finanziellen Sicherheiten offenzulegen, solange ihre Anleihen auf Märkten zirkulieren. Dies unterstreicht, dass die Bondmärkte einen großen Anteil an der „Versicherheitlichung“ der griechischen Staatsschulden hatten, weil der Entzug von „Marktvertrauen“ die Souveränität des griechischen Staates nicht nur auf budgetärem, sondern auch auf symbolischem Gebiet unterminierte.

Diskrete Experten: Aus der Öffentlichkeit in die Kommissionen

Angesichts der Politisierung der Staatsschuldendiskurse ist es erstaunlich, dass jene Ereignisse, die zur Staatsschuldenkrise führten, aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit nahezu verschwunden sind. Die Rede ist von der globalen Finanzkrise, die sich von einer Krise des amerikanischen Immobilienmarktes ab 2008 zu einer weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise ausweitete. Die Auswirkungen auf die produzierende Wirtschaft sind insbesondere in den südeuropäischen Ländern noch deutlich zu spüren.

Wie die Staatsschuldenkrise, die ihr folgte, wurde auch die Finanzkrise als existenzielle Bedrohung für den wirtschaftlichen Wohlstand und das Gemeinwohl beschrieben und „versicherheitlicht“.¹⁰ Dieses Bedrohungsszenario rechtfertigte den Einsatz von außerordentlichen politischen Maßnahmen wie der milliardenschweren Bankenrettung und (Teil-)Verstaatlichungen von Banken. Aus diesem kostspieligen politischen Eingreifen erwachsen in der Folge Forderungen, wie zukünftige Krisen zu vermeiden seien. Die Finanzindustrie und deren Praktiken, die außer Kontrolle geraten schienen, sollten strikten Regelungen unterworfen werden. Die Notwendigkeit einer (Re-)Regulierung von Finanzmärkten war politischer Konsens. Ein Auszug aus Angela Merkels Regierungserklärung aus dem Jahr

2008 fasst das Szenario zusammen: „Wir haben es mit Exzessen der Märkte zu tun. Aufgabe des Staates in einer Sozialen Marktwirtschaft ist Kontrolle. Der Staat ist Hüter der Ordnung. Wir beschließen umfassende, weitreichende und einschneidende Maßnahmen. Wir greifen hart durch, damit sich das, was wir jetzt erlebt haben, nicht wiederholt.“¹¹ Die Politik war willens, stärker regulierend in die Finanzmärkte einzugreifen als unter der bis dahin geltenden Prämisse, dass Finanzmarktakteure nur dem „freien Spiel der Märkte“, nicht aber regulatorischen Interventionen unterworfen sein sollten.

Unter diesen Bedingungen wurde dem Thema der Finanzmarktregulierung auch international höchste politische Priorität eingeräumt. Auf mehreren Gipfeln der Gruppe der zwanzig wichtigsten Industrie- und Schwellenländer (G20) war es das zentrale Thema, schließlich wurde diese Gruppe in Reaktion auf die Finanzkrise als Forum für Kooperation in Fragen der Regulierung des Finanzsystems ins Leben gerufen. Obwohl das Thema also weiterhin politisch relevant war, verschwand es jedoch zusehends aus dem öffentlichen Diskurs und wurde in einen Expertendiskurs überführt. Es lassen sich hier zwei Diskurse beobachten, die sich nahezu unabhängig voneinander entwickelten: zum einen ein Diskurs der kriseninduzierten Politisierung, zum anderen ein Diskurs der deliberativen Technokratisierung des Themas Finanzmarktregulation. Beide können durchaus koexistieren, weil sich die finanzmarktpolitischen Diskursräume in mancher Hinsicht entkoppelt haben: auf der einen Seite ein auf die Interaktion in den politischen Beratungsnetzwerken fokussierter koordinierender Diskurs, auf der anderen Seite ein auf die breitere Öffentlichkeit gerichteter kommunikativer Diskurs.¹²

Während im öffentlichen Diskurs die Krisenerfahrung unter den Schlagworten Gier, Korruption und Betrug verhandelt wurde, ist der Diskurs in den Beratungsnetzwerken, an dem ausgewählte Experten teilnehmen, anders ausgerichtet. Hier dominieren Analysen, die sich mit technischen Fragen der Regulierung auseinandersetzen, welche vermeintlich unpolitisch sind. Dass diesen Diskurs insbesondere Akteure führen, die mitunter unmittelbar mit der Finanzin-

dustrie verbunden sind, wird von Beobachtern und einigen NGOs heftig kritisiert.¹³ In der Krise greift die Politik auf Akteure der Finanzregulierung zurück, die miteinander bestens vernetzt sind. Dazu zählen Akteure aus Zentralbanken und internationalen Aufsichtsgremien mit ihren eigenen Analysen und Berichten. Hinzu kommen Gremien der Finanzmarktregulation, die sich aus privaten und staatlichen Mitgliedern zusammensetzen. Nicht zuletzt sind es Manager großer Finanzkonglomerate sowie ausgewählte Wissenschaftler, die Verbindungen in die Finanzbranche unterhalten. Politische Entscheidungsträger adressieren zum Teil das Dilemma, dass sie sich in den politischen Reaktionen auf das Wissen von jenen Akteursgruppen berufen müssen, die zu den Verursachern der Krise zählen.¹⁴ Dieser Kreis, dessen Mitglieder zum großen Teil sehr ähnliche Biografien und Ausbildungen vorweisen, bringt eine spezifische Krisendeutung hervor: Die Krise wird als Versagen des Staates und Regulatoren gedeutet, ein exogener Schock für die Märkte, für den einzelne Marktteilnehmer nicht verantwortlich gemacht werden könnten.¹⁵

Als Reaktion auf dieses Narrativ des Versagens der Aufsichtsbehörden, die bis zur Krise vornehmlich national organisiert waren, wurde ein neues europäisches Aufsichtssystem etabliert, auf das die bisher nationalen Kompetenzen der Finanzmarktaufsicht weitgehend übertragen wurden. Das „European System of Financial Supervision“ (ESFS) geht maßgeblich auf die Empfehlungen einer Expertenkommission zurück, die ebenfalls von Kritikern als zu eng mit der Finanzindustrie verbunden angesehen wurde.¹⁶ Mit der Einführung dieses neuen Aufsichtssystems wurde die dramatisierte Versicherunglichung des Krisenmanagements in einen neuen Modus überführt, der jedoch weiterhin auf der Wahrnehmung des Finanzsystems als potenzielles Sicherheitsproblem beruht. Die latente Gefahr einer möglichen Finanzkrise legitimiert den Einsatz von Sicherheitsexperten, die das Handeln der Finanzmarktakteure ständig beobachten sollen und gegebenenfalls intervenieren. In diesem auf Dauer gestellten Modus der Versicherunglichung soll mit Hilfe von speziellen Praktiken

der Überwachung und Kontrolle Stabilität gewährleistet werden. Es werden Routinen der Sicherheit entwickelt, die wenig Aufsehen erregen und nur im Falle einer Intervention sichtbar werden.

Bereits vor der Krise waren solche Mechanismen auf nationaler Ebene aktiv, wie etwa die Interventionsmöglichkeit der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin). Viele ihrer Kompetenzen wurden ebenfalls auf die supranationale Ebene der Europäischen Finanzaufsicht übertragen und erweitert. Eine der markantesten Erweiterungen ist dabei die Implementierung der so genannten „makroprudentiellen Regulierung“ als dritten Pfeiler der Finanzmarktsteuerung neben der klassischen Geldpolitik und der mikroprudentiellen Regulierung. Im Vergleich zu dem vor der Krise angewandten mikroprudentiellen Ansatz, der sich auf die Supervision und Regulierung einzelner Finanzinstitute und -akteure konzentrierte, setzt sich der makroprudentielle Ansatz zum Ziel, das Finanzsystem als Ganzes im Blick zu haben. Auf diese Weise soll etwa der Bildung von Blasen entgegengewirkt werden, die weniger durch individuelle, sondern vor allem durch kollektive Aktivitäten ausgelöst werden. Um die erhofften Effekte zu erzielen, müssen jedoch zuerst entsprechende Daten über Marktbewegungen generiert werden, auf die mit ebenfalls noch zu entwickelnden Maßnahmen reagiert werden soll.

Im Vergleich der mikro- und makroprudentiellen Regulierung fallen deren grundsätzlich verschiedenen Herangehensweisen auf: während der mikroprudentielle Ansatz eher disziplinarisch agiert, wenn Finanzmarktpraktiken nicht den Regularien entsprechen, setzt makroprudentielle Regulierung weniger auf Verbote, sondern auf möglichst wenig Intervention in die finanzwirtschaftlichen Kreisläufe. Statt auf einzelne Praktiken der Finanzwirtschaft zu reagieren, werden Vorgaben gemacht, etwa zu den vorzuhaltenden Eigenkapitalanteilen, die darauf abzielen, das gesamte System zu stabilisieren. Statt der bisherigen Vorsichtsmaßnahmen (im Englischen „precaution“) setzt makroprudentielle Regulierung auf Vorbeugung, um unvorhergesehenen Ereignissen da-

durch begegnen zu können, dass man ihnen zuvorkommt („preemption“). Dies impliziert ein Verständnis von Zeitlichkeit, das zukünftige Ereignisse – wie erneute Krisen – ständig mitdenkt und in Handlungen der Gegenwart mit einbezieht. Maßgeblich ist dabei die Grundannahme, dass weitere Finanzkrisen nicht zu vermeiden sind, sondern allenfalls in ihren Auswirkungen begrenzt. Dabei wird wie in vielen anderen Bereichen, in denen präventiv gedacht wird, auf das Konzept der „Resilienz“ zurückgegriffen. Der Ansatz der Resilienz geht davon aus, dass die Unsicherheit bestimmter (kollektiver) Subjekte nicht nur davon bestimmt ist, wie groß die Bedrohung ist, der sie ausgesetzt sind, sondern ebenso von der Konstitution des Subjekts selbst abhängt.¹⁷ Im Idealfall sollte also ein resilientes Finanzsystem zukünftige Krisen verkraften können, ohne auf staatliche Hilfe angewiesen zu sein. Ob diese neuen Ansätze das Finanzsystem tatsächlich derart verändert haben, dass zukünftige Krisen nicht erneut als substantielle Bedrohung für den allgemeinen Wohlstand wahrgenommen werden, ist allerdings zu bezweifeln. Nicht wenige Beobachterinnen und Kritiker konstatieren, dass nur wenige substantielle Veränderungen in der Finanzmarktregulierung tatsächlich durchgesetzt wurden und eher als leere Versprechungen gelten.¹⁸

Ambivalente Zeiten: Zu den Wahrnehmungsstrukturen ökonomischer Modellierungen

Zweifel an der Wirksamkeit von solchen Maßnahmen scheinen insbesondere vor dem Hintergrund der ideologischen Grundannahmen der Austeritätspolitik berechtigt zu sein. So kann der IWF auf eine jahrzehntelange Praxis zurückblicken, in der die Kreditvergabe an verschuldete Staaten an die Erfüllung tief greifender Auflagen gegenüber den Gläubigern geknüpft war. In der Folge wurden und werden die betroffenen Schuldnerstaaten im Vergleich zu anderen Nationen insbesondere durch die hohen Sparauflagen in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung nicht nur gebremst, sondern um Jahre zurückgeworfen. Den „lost

generations“ solcher Staaten wird die Hoffnung auf eine vielversprechende Zukunft abgesprochen.

Das Drehbuch, nach dem Schuldnerstaaten an ihre rigorose Sparrolle gebunden sind und sich zugleich die Bühne mit wirtschaftlich potenteren Akteuren zu teilen haben, folgt einer Logik, die als „neoklassisch“ bezeichnet wird und mit der ab den 1870er Jahren einsetzenden Grenznutzenlehre eng verknüpft ist.¹⁹ Sie zeichnet sich, so die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften, durch ein mechanistisches Weltbild aus, welches sich wiederum in den wirtschaftspolitischen Interventionen und ihren irreversiblen Folgen widerspiegelt. Dieses mechanistische Weltbild beruht auf der Grundidee, dass sich, würde man die freie Entfaltung ökonomischer Entwicklungen nicht durch künstliche Eingriffe stören, ein Gleichgewicht einstellen würde. Die Allgemeine Gleichgewichtstheorie besagt, dass Angebot und Nachfrage immer in Richtung eines Marktgleichgewichts tendieren. Abweichungen hiervon werden der Unvollkommenheit von Märkten zugeschrieben, etwa durch die Erhebung von Steuern oder anderen Marktverzerrungen, die einem Einpendeln auf den originären Gleichgewichtspreis entgegenwirken. Die Rolle des Gleichgewichtsbegriffs selbst sei, so etwa Karl Pribram, nicht zu überschätzen: „Der Gleichgewichtsgedanke war der Zauberstab, der diese Beziehungen [zwischen ökonomischen Größen] einer konsistenten Analyse zugänglich machte und schließlich das logische Instrumentarium dafür lieferte, sie zu mehr oder weniger sorgfältig entworfenen hypothetischen Systemen zu verknüpfen.“²⁰

Entscheidend für die gegenwärtige Austeritätspolitik ist zum einen, dass die Nutzung des Gleichgewichtsgedankens in seinen verschiedenen Verwendungsformen nicht nur das ökonomische Denken beeinflusst, sondern auch wirtschaftspolitische Überlegungen geprägt hat (vgl. ebd.) und zum anderen, dass noch eine spezifische Form der Zeitlichkeit hinzu tritt. Das mechanistische Weltbild der Neoklassiker fiel mit einem Mathematisierungsschub in der Ökonomik zusammen. Und die zunehmende Reformulierung ökonomischer

Überlegungen in mathematischer, genauer: algebraischer, Sprache ist eng mit einer spezifischen Zeitlichkeit verknüpft. Hierbei handelt es sich um eine Zeitlichkeit, die keine historische Anbindung, keine Anknüpfung an das gesellschaftliche Geschehen aufweist, sondern sich durch eine mathematisch-logische Zeitlosigkeit in paradoxer Verbindung mit einer reversiblen, mechanistischen Zeitlichkeit auszeichnet. Für die historische Zeit seien die Historiker und nicht die (neoklassischen) Ökonomen zuständig.²¹

Stellt man sich, diesem Verständnis folgend, das volkswirtschaftliche Handeln und die Wechselwirkungen zwischen den ökonomischen Größen wie ein mechanisches Pendel vor, das auf natürliche Weise in eine Gleichgewichtslage gelangt, lässt diese logische Zeitform keinen Raum für die Historizität von Zeit. Volkswirtschaftliche Entwicklungen erscheinen damit analog zur Mechanik bedenkenlos reversibel: Sie können nach Belieben auf Null zurück gestellt werden und verhalten sich indifferent gegenüber jeglichen unintendierten und irreversiblen Folgen. Diese Vorstellung spiegelt sich in der aktuellen Austeritätspolitik in der Weise wider, dass der Schuldnerstaat nur die Sparziele einhalten müsse, um die Marktgängigkeit von Staatsschulden im Sinne der Wiederherstellung eines Ausgangszustandes zurück zu erlangen, während nur wenig Überlegung auf diejenigen sozialökonomischen Konsequenzen der Programme verwendet werden, deren Folgen nicht so leicht rückgängig zu machen sein werden.

Dieser Logik der Reversibilität folgend, haben die Schuldnerstaaten, so der Nobelpreisträger Joseph Stiglitz, lediglich ihre wirtschaftspolitische Souveränität an eine Organisation, dem IWF, abzutreten, die die internationalen Gläubiger vertritt.²² In diesem Sinne erlaubte Griechenland der Trias aus IWF, Europäischer Zentralbank und Europäischer Kommission, „wirtschaftspolitische Parameter zu diktieren und anschließend technokratische Regierungen zu ernennen, die die Umsetzung des Programms beaufsichtigen sollen“ (ebd.). Die vorgegebenen „economic policies“, deren Einhaltung die Voraussetzung für die finanzielle Unterstützung darstellen, sind mit selektierten ökonomischen

mischen Messgrößen verknüpft.²³ Der IWF sieht, so Richard Peet, seine Aufgabe nicht nur darin, Geld zu leihen, sondern in die nationale (Wirtschafts-)Politik einzugreifen, um im internationalen System Stabilität zu gewährleisten. Dies geschehe auf drei Arten: 1) "keeping track of the global economy and the economies of member countries", 2) "lending to countries with balance of payments difficulties" und 3) "giving practical help to members", wobei der dritte Punkt die Vorgabe der Policies durch den IWF und die Einhaltung durch den Schuldnerstaat verkürzt umschreibt.²⁴

Das neoklassische Modell, welches den Maßnahmenpaketen zugrunde liegt, sei, so Peet, um Keynesianische Aspekte ergänzt worden; was allein der Legitimierung der eigenen Rolle geschuldet sei. Denn die Staatengemeinschaft benötige eine regulierende Institution wie den IWF, um die Dauer des Ungleichgewichts in den internationalen Zahlungsbilanzen zu verkürzen und dessen Ausmaß zu reduzieren – was dem Grundgedanken eines natürlichen Einpendelns widerspricht.²⁵ In neoklassischer Tradition setzt der IWF jedoch zugleich an makro-ökonomischen Größen an, wie etwa dem Staatshaushalt, dem Geld- und Kreditwesen, dem Wechselkurs und der Finanzpolitik, insbesondere der Regulierung und Überwachung des Bankensystems und anderer Finanzinstitutionen.²⁶ Die neoklassische Logik gestattet es dem IWF, sich auf selektierte ökonomische Größen zu verlassen, die bei Erreichen der anvisierten Zielkorridore alle bis dahin aufgetretenen unerwünschten Erscheinungen obsolet werden lassen. Einer solchen Sichtweise bleibt jedoch verborgen, dass historische Entwicklungen auch bei einer (in einigen Fällen unrealistischen) Verbesserung des Staatshaushalts eben nicht rückgängig gemacht werden können: Hier trifft neoklassisch-mechanistische Reversibilität auf historische Irreversibilität, eine abstrakt-ahistorische Logik auf eine historische Zeitlichkeit.²⁷

Diese übliche Praxis des IWF, die auch im Falle Griechenlands zu beobachten ist, bleibt nicht unkritisiert. So verweist etwa Stiglitz darauf, dass die eingeforderte strenge Sparpolitik in Kombination mit Privatisierungs- und Liberalisierungserfordernissen oftmals nicht zu

Wachstum, sondern zu Verelendung führt. Darüber hinaus übergehen die wissenschaftlichen Leitlinien des IWF wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnisse der vergangenen 25 Jahre.²⁸

Bei der Frage nach einem verantwortungsvollen Umgang mit Schulden, Schuldnerstaaten und dem Verhältnis zu ihren Gläubigern wird zudem die Frage allzu leichtfertig übergangen, ob bzw. wie Staatsschulden überhaupt beobachtbar gemacht werden, bzw. inwieweit eine spezifische Auswahl von makroökonomischen Größen die Interpretation in eine spezifische Richtung nahelegt, womit wiederum bestimmte wirtschaftspolitische Handlungsempfehlungen verbunden werden. Nicht neu ist, dass Zahlenwelten eine Art Hyperrealität darstellen, also eine eigene soziale Wirklichkeit erschaffen, statt nur eine Repräsentation von Transaktionen, Kapitalwerten, Ressourcenverwendungen und vielem mehr darzustellen.²⁹ So hat Barbara Grimpe die Diskussion über Staatsschulden zu Recht in eine Richtung geöffnet, die nach der Herstellung von Staatsschulden durch bestimmte Formen ihrer Darstellung fragt. Sie zeichnet nach, auf welche Weise u.a. Organisationen wie der IWF Staatshaushalte und den Verschuldungsstand beobachten, untersucht die Kette von der ökonomischen Realität, über Beobachtungsweisen bis zu anschließenden Handlungen.³⁰ So zeigt sie minutiös, wie auf Basis aggregierter Zahlen eine Wirklichkeitskonstruktion stattfindet, oder anders formuliert, wie auf wenigen Zentimetern Bildschirmfläche ganz neue ökonomische Realitäten kreiert werden.

Anmerkungen:

¹ Ötsch, Walter Otto (2009): *Mythos Markt. Marktradikale Propaganda und ökonomische Theorie*. Marburg: Metropolis, 2. Auflage.

² Hennessy, Alexandra (2014): *Redesigning financial supervision in the European Union (2009–2013)*. *Journal of European Public Policy* 21, 2, S. 151–168; Mabbett, Deborah/Schelkle, W. (2015): *What difference does Euro membership make to stabilization? The political economy of international monetary systems revisited*. *Review of International Political Economy* 22, 3, S. 508–534.

³ Conze, Eckart (2012): *Securitization. Gegenwartsdiagnose oder historischer Analyseansatz? Geschichte und Gesellschaft* 38, S. 453–467.

- ⁴ Vaara, Eero (2014): Struggles over legitimacy in the Eurozone crisis: discursive legitimation strategies and their ideological underpinnings. *Discourse & Society* 25, 4, S. 500–518.
- ⁵ Boy, Nina (2014) Öffentlichkeit als public credit. In: Langenohl, Andreas/Wetzel, Dietmar J. (Hg.): Finanzmarktpublika. Moralität, Krisen und Teilhabe in der ökonomischen Moderne. Wiesbaden: Springer VS, S. 301–317.
- ⁶ Boy, Nina (2015): Sovereign safety. *Security Dialogue* 46, 6, S. 530–547.
- ⁷ Kaedtler, Jürgen (2014): Finanzmarktöffentlichkeit und Finanzmarkttrationalität. Zu den Bestandsbedingungen einer Form bedingter Rationalität in der Krise. In: Langenohl, Andreas/Wetzel, Dietmar J. (Hg.): Finanzmarktpublika. Moralität, Krisen und Teilhabe in der ökonomischen Moderne. Wiesbaden: Springer VS, S. 173–195, hier: 179.
- ⁸ Siehe etwa <http://www.welt.de/wirtschaft/article140581463/Griechenland-hat-ueber-seine-Verhaeltnisse-gelebt.html>.
- ⁹ Langenohl, Andreas (2015) Collateralized polities: The transformation of trust in sovereign debt in the wake of the Eurozone crisis. *Behemoth: A Journal on Civilisation* 8, 1, S. 67–90.
- ¹⁰ Langley, Paul (2014): *Liquidity lost. The governance of the global financial crisis*. First edition. Oxford: Oxford University Press; Boy, Nina/Burgess, J. Peter/Leander, Anna (2011): The global governance of security and finance: Introduction to the special issue. *Security Dialogue* 42, S. 115–122, hier: 116.
- ¹¹ Merkel, Angela (2008): Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel zum Finanzmarktstabilisierungsgesetz vor dem Deutschen Bundestag am 15. Oktober 2008 in Berlin: Bundesregierung. Berlin, 15.10.2008. <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Bulletin/2008/10/109-1-bk-bt.html>.
- ¹² Bieling, Hans-Jürgen (2014): Europäische Finanzmarktpolitik in der Krise. *Zeitschrift für Vergleichende Politikwissenschaft* 8, S1, S. 91–113.
- ¹³ Haar, Kenneth/Pohl, Christine/Rowell, Andy/Vassalos, Yiorgos (2009): A captive Commission – the role of the financial industry in shaping EU regulation. Hg. v. Alliance for Lobbying Transparency and Ethics Regulation in the European Union. Alter-EU.
- ¹⁴ Merkel, Angela (2009): Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel anlässlich des Führungstreffens Wirtschaft 2009. Berlin, 20. 11. 2009. <http://www.bundeskanzlerin.de/ContentArchiv/DE/Archiv17/Reden/2009/11/2009-11-20-rede-merkel-kongress-sz.html>.
- ¹⁵ Financial Stability Forum und International Monetary Fund (2010): The financial crisis and information gaps, https://www.financialstabilityboard.org/publications/r_091107e.pdf; Kessler, Oliver (2013): Die Krise als System? Die diskursive Konstruktion von „Risiko“ und „Unsicherheit“. In: Maeße, Jens (Hg.): *Ökonomie, Diskurs, Regierung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 57–76.
- ¹⁶ Haar, Kenneth/Rowell, Andy/Vassalos, Yiorgos (2009): Would you bank on them? Why we shouldn't trust the EU's financial "wise men". Hg. v. *Corporate Europe Observatory* (CEO) und et al. <http://archive.corporateeurope.org/docs/would-you-bank-on-them.pdf>.
- ¹⁷ Dunn Cavelti, Myriam/Kaufmann, M./Soby Kristensen, K. (2015): Resilience and (in)security: Practices, subjects, temporalities. *Security Dialogue* 46, 1, S. 3–14.
- ¹⁸ Helleiner, Eric (2014): The status quo crisis. *Global financial governance after the 2007–08 financial meltdown*. Oxford/New York: Oxford University Press.
- ¹⁹ Dobb, Maurice (1977[1973]): Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith. Eine nationalökonomische Dogmengeschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 199.
- ²⁰ Pribram, Karl (1998): *Geschichte des ökonomischen Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1143; vgl. Ormerod, Paul (1994): *The Death of Economics*. London: Faber, 43.
- ²¹ Heine, Michael/Herr, Hansjörg (2012): *Volkswirtschaftslehre. Paradigmatische Einführung in die Mikro- und Makroökonomie*. 4., vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl. München: Oldenbourg, 505.
- ²² Stiglitz, Joseph (2012): *Der Preis der Ungleichheit. Wie die Spaltung der Gesellschaft unsere Zukunft bedroht*. München: Pantheon, 193.
- ²³ Peet, Richard (2009): *Unholy Trinity. The IWF, World Bank and WTO*. London: ZedBooks, 66f.
- ²⁴ IWF (2015): *Our Work*, <http://www.imf.org/external/about/ourwork.html>.
- ²⁵ Peet, a.a.O., 58.
- ²⁶ A.a.O., 58, 69.
- ²⁷ Giacobelli, Sebastian/Langenohl, Andreas (2016, i.E.): Zwischen Synchronizität und Gleichgewicht: Zeitformen im internationalen kapitalistischen System. In: Gamper, Michael/Geulen, Eva/Grave, Johannes/Langenohl, Andreas/Simon, Ralf/Zubarik, Sabine (Hrsg.): *Zeit und Form*. Hannover: Wehrhahn.
- ²⁸ Stiglitz, a.a.O., 244; vgl. Heine/Herr, a.a.O., 235.
- ²⁹ Vgl. Vollmer, Hendrik (2003): Grundthesen und Forschungsperspektiven einer Soziologie des Rechnens. *Sociologia Internationalis* 41, S. 1–23; Vormbusch, Uwe (2004): *Accounting. Die Macht der Zahlen im gegenwärtigen Kapitalismus*. *Berliner Journal für Soziologie* 14, 1, S. 33–50; Mennicken, Andrea/Preda, Alex/Vollmer, Hendrik (2009): Tracking the numbers: cross accounting and finance, organizations and markets. In: *Accounting, Organizations and Society* 34, 5, S. 619–637.
- ³⁰ Grimpe, Barbara (2010): *Ökonomie sichtbar machen: Die Welt nationaler Schulden in Bildschirmgröße. Eine Ethnographie*. Bielefeld: transcript.

Kontakt:

Prof. Dr. Andreas Langenohl
 Institut für Soziologie
 Justus-Liebig-Universität Gießen
 Karl Glöckner-Straße 21E
 35394 Gießen



Sven Simon*

Von Frankfurt nach Karlsruhe über Luxemburg und zurück: Die Europäische Zentralbank im Dialog der Gerichte

In keinem Mitgliedstaat der Europäischen Union ist die Vorstellung von verfassungsrechtlich vorgegebenen Grenzen der europäischen Integration derart stark ausgeprägt wie in Deutschland. Zwar haben auch andere Verfassungsgerichte immer wieder Stellung bezogen und den Integrationsprozess rechtlich flankiert, aber kein Gericht hat im Gewaltenteilungsgefüge eine vergleichbar dominante Rolle eingenommen wie das Bundesverfassungsgericht. Besonders deutlich wird dies in Artikel 23, dem sogenannten Europa-Artikel des Grundgesetzes. Die darin explizit ausgeformte Verfassungsbindung der deutschen Europapolitik beruht keineswegs auf einer autonomen demokratischen Willensbildung des Verfassungsgesetzgebers. Sie ist in wesentlichen Teilen „eine nachvollziehende Ausformulierung der zuvor durch das Bundesverfassungsgericht entwickelten Maßstäbe“.¹ Vor dem Hintergrund des Demokratieprinzips ist die Bereitschaft des Bundesverfassungsgerichts, nahezu jedwedes Konfliktfeld zur Verfassungsrechtsfrage zu erklären, nicht unproblematisch. Die Vorgehensweise hat dazu geführt, dass sich der politische Diskurs in Deutschland häufig ausschließlich um die Frage dreht, ob sich eine angedachte Vertragsänderung zur Vertiefung der europäischen Integration in dem vom Bundesverfassungsgericht vorgegebenen Rahmen bewegt. Deshalb ist die Frage, wo die Grenze zwischen Verfassungsgerichtsbarkeit als Verfassungsrechtsprechung einerseits und politischer Gewalt andererseits verläuft, in Deutschland abstrakt immer wieder gestellt und erör-

tert worden. Dies gilt in besonderem Maße für die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zur europäischen Integration. In diesem Bereich ist nicht nur die Kompetenzverteilung zwischen Gericht und Parlament im Binnenverhältnis zu klären, sondern es geht darüber hinaus auch um die Kompetenzverteilung innerhalb eines Mehrebenensystems.

Verhältnis zwischen Unionsrecht und nationalem Recht

Im Unterschied zu gewöhnlichen völkerrechtlichen Verträgen gilt das Unionsrecht in den Mitgliedstaaten unmittelbar. Diese unmittelbare Geltung des Unionsrechts im innerstaatlichen Rechtsraum wirft die Frage nach dem Rangverhältnis zwischen beiden Rechtsordnungen und damit auch zwischen dem Bundesverfassungsgericht und dem EuGH auf.² Über die grundsätzliche Behandlung des Verhältnisses zwischen den beiden Ebenen besteht – ungeachtet unterschiedlicher dogmatischer Begründungen – Einigkeit: Nationale Gerichte und der EuGH gehen davon aus, dass dem Unionsrecht grundsätzlich Vorrang vor entgegenstehendem nationalem Recht zukommt. Der Vorrang erstreckt sich auch auf das nationale Verfassungsrecht.³ Allerdings hat das Bundesverfassungsgericht mit der sogenannten Identitäts- und der Ultra-vires-Kontrolle zwei Konstellationen identifiziert, in denen es von dieser grundsätzlichen Regelung abweichen will.

Identitäts- und Ultra-vires-Kontrolle des Bundesverfassungsgerichts

Die *Identitätskontrolle* dient dem Schutz des unantastbaren Kerngehalts der Verfassungsidentität des Grundgesetzes nach Art. 79 Abs. 3 Grundgesetz (GG).⁴ Soweit die in den Artikeln 1 und 20 GG niedergelegten Grundsätze berührt

* Priv.-Doz. Dr. Sven Simon ist nach fünfjähriger Tätigkeit an der Justus-Liebig-Universität derzeit Lehrstuhlvertreter von Prof. Dr. Philip Kunig an der Freien Universität Berlin. Der Text stammt auszugsweise aus der an der JLU entstandenen Habilitationsschrift zu dem Thema „Grenzen des Bundesverfassungsgerichts im europäischen Integrationsprozess“, die im März 2016 bei Mohr Siebeck erschienen ist.

werden, behält sich das Bundesverfassungsgericht vor, dem Gesetzgeber die Übertragung von Hoheitsrechten auf die Europäische Union zu untersagen bzw. unionsrechtlich determinierte Rechtsakte in Deutschland für unanwendbar zu erklären. Im Rahmen der *Ultra-vires-Kontrolle* überprüft das Bundesverfassungsgericht dagegen, ob Handlungen der Unionsorgane und Einrichtungen sich im Rahmen der ihnen von den Mitgliedstaaten übertragenen Kompetenzen halten oder diese überschreiten. Die Annahme eines Ultra-vires-Akts obliegt danach allein dem Bundesverfassungsgericht. Sie kommt allerdings nach Auffassung des Bundesverfassungsgerichts erst in Betracht, wenn der Kompetenzverstoß hinreichend qualifiziert ist. Dies bedeutet, dass das kompetenzwidrige Handeln der Unionsgewalt offensichtlich ist und der angegriffene Akt im Kompetenzgefüge zwischen Mitgliedstaaten und Union im Hinblick auf das Prinzip der begrenzten Einzelmächtigung und die rechtsstaatliche Gesetzesbindung erheblich ins Gewicht fällt.⁵ Letzteres sei der Fall, wenn die Kompetenzüberschreitung in strukturwirksamer Weise erfolgt ist, d.h. zu einer „strukturell bedeutsamen Verschiebung“ der Kompetenzen zu Lasten der Mitgliedstaaten führt. Bei der Überprüfung dessen gesteht das Bundesverfassungsgericht dem EuGH allerdings einen „Anspruch auf Fehlertoleranz“ zu.

Verfassungsrechtliche Anforderungen an die europäische Integration

Die verfassungsrechtlichen Vorgaben für die Kompetenz- und Verfahrensordnung der Europäischen Union leitet das Bundesverfassungsgericht unmittelbar aus dem Demokratieprinzip und seiner Konkretisierung in Art. 20 Abs. 1 und 2 GG her. Zum Kerngehalt der nach Art. 20 Abs. 1 und 2 i. V. m. Art. 79 Abs. 3 GG unverzichtbaren Mindestanforderungen demokratischer Legitimation gehört danach, dass sich „die Wahrnehmung staatlicher Aufgaben und die Ausübung staatlicher Befugnisse [...] auf das Staatsvolk zurückführen lassen und grundsätzlich ihm gegenüber verantwortet werden“.⁶ Das Gericht versteht den Begriff der Demokratie „als Rückführbarkeit der Wahr-

nehmung staatlicher Aufgaben auf den Willen des Staatsvolkes“.⁷ Das Demokratieprinzip hindere die Bundesrepublik Deutschland nicht an einer Mitgliedschaft in einer – supranational organisierten – zwischenstaatlichen Gemeinschaft. Voraussetzung der Mitgliedschaft sei aber, dass eine „vom Volk ausgehende“ Legitimation und Einflussnahme auch innerhalb des „Staatenverbundes“ gesichert sind.⁸ Die Einräumung von Hoheitsbefugnissen setze einen Gesetzesbeschluss voraus; das Erfordernis eines Gesetzes weise die „politische Verantwortung“ für die Einräumung von Hoheitsrechten dem Bundestag – zusammen mit dem Bundesrat – als der nationalen Repräsentativkörperschaft zu; er habe die mit einer solchen Zustimmung verbundenen weittragenden Folgen – nicht zuletzt auch für die Kompetenzen des Bundestages selbst – zu erörtern und über sie zu entscheiden.⁹ Da es die für eine eigenständige Legitimationsbeschaffung der Europäischen Union notwendige Öffentlichkeit (noch) nicht gebe, erfolge demokratische Legitimation „notwendig durch die Rückkoppelung des Handelns europäischer Organe an die Parlamente der Mitgliedstaaten“.¹⁰ In der Rückkopplung an die nationalen Parlamente sieht das Bundesverfassungsgericht den einzigen Weg, Legitimation gewährleisten zu können.

Euro-Rettung und Schutz der Demokratie

Die bislang wichtigsten konkreten Fälle, die das Bundesverfassungsgericht im Lichte des Demokratieprinzips zur europäischen Integration zu entscheiden hatte, sind die Entscheidungen zur Euro-Rettung. Sachlicher Dreh- und Angelpunkt ist die Budgetverantwortung des Deutschen Bundestages, die er nicht durch unbestimmte haushaltspolitische Ermächtigungen auf andere Akteure übertragen dürfe. Ebenso darf er sich nach Auffassung des Bundesverfassungsgerichts keinen finanzwirksamen Mechanismen ausliefern, „die – sei es aufgrund einer Gesamtwürdigung der Einzelmaßnahmen – zu nicht überschaubaren haushaltsbedeutsamen Belastungen ohne vorherige konstitutive Zustimmung führen können“.¹¹

Normativer Anknüpfungspunkt ist Art. 20 Abs. 1 und 2 i. V. m. Art. 79 Abs. 3 GG. Vor diesem Hintergrund will das Gericht ausschließen, dass „dauerhafte völkervertragsrechtliche Mechanismen begründet werden, die auf eine Haftungsübernahme für Willensentscheidungen anderer Staaten hinauslaufen“.¹² Das Bundesverfassungsgericht versteht das Demokratieprinzip in den Entscheidungen zur Euro-Rettung als „Gewährleistung wirksamer Volksherrschaft“¹³ und spricht zu diesem Zweck von materiellen „Gestaltungs- und Entscheidungsspielräumen“¹⁴ des Parlaments: „Dabei ist es in erster Linie Sache des Gesetzgebers, abzuwägen, ob und in welchem Umfang zur Erhaltung demokratischer Gestaltungs- und Entscheidungsspielräume auch für die Zukunft Bindungen in Bezug auf das Ausgabeverhalten geboten und deshalb – spiegelbildlich – eine Verringerung des Gestaltungs- und Entscheidungsspielraums in der Gegenwart hinzunehmen ist. Eine unmittelbar aus dem Demokratieprinzip folgende Obergrenze könnte [...] überschritten sein, wenn sich die Zahlungsverpflichtungen und Haftungszusagen im Eintrittsfall so auswirkten, dass die Haushaltsautonomie jedenfalls für einen nennenswerten Zeitraum nicht nur eingeschränkt würde, sondern praktisch vollständig leerliefe.“¹⁵

Verfassungsrechtliche Unbedenklichkeit der Euro-Rettungsschirme EFSF und ESM

Da die möglichen Verpflichtungen aus den völkerrechtlichen Verträgen zur Euro-Rettung, Europäische Finanzstabilisierungsfazilität (EFSF) und Europäischer Stabilitätsmechanismus (ESM) „durch eine summenmäßige Begrenzung, eine zeitliche Limitierung, eine strikte Konditionalität und das Erfordernis der Einstimmigkeit“¹⁶ hinreichend bestimmt waren, konnte das Bundesverfassungsgericht diese im Wesentlichen billigen.

Verfassungsrechtliches Problem des OMT-Programms

Genau diese summenmäßige Begrenzung, die zeitliche Limitierung, die strikte Konditionalität

und das Erfordernis der Einstimmigkeit fehlt dem sogenannten OMT-Programm¹⁷ der Europäischen Zentralbank (EZB) vom 6. September 2012. Zu diesem Programm sah sich die EZB veranlasst, nachdem klar geworden war, dass die Spekulationen an den Finanzmärkten auf die Zahlungsunfähigkeit überschuldeter Mitgliedstaaten durch keine der zuvor ergriffenen Maßnahmen beendet werden konnten. Grund dafür war insbesondere die volumenmäßige Begrenzung der Fazilitäten. Ein kurzer Satz von EZB-Präsident *Mario Draghi* brachte die Wende. Die EZB werde alles Notwendige tun, um den Euro zu erhalten: „Within our mandate, the ECB is ready to do whatever it takes to preserve the euro. And believe me, it will be enough“,¹⁸ sagte er in einer Rede am 26. Juli 2012 in London. Am 2. August 2012 erklärte der EZB-Präsident dann in einer Pressekonferenz in Frankfurt: „The Governing Council, within its mandate to maintain price stability over the medium term and in observance of its independence in determining monetary policy, may undertake outright open market operations of a size adequate to reach its objective. In this context, the concerns of private investors about seniority will be addressed. Furthermore, the Governing Council may consider undertaking further non-standard monetary policy measures according to what is required to repair monetary policy transmission. Over the coming weeks, we will design the appropriate modalities for such policy measures.“¹⁹

Die angekündigten Modalitäten wurden im Anschluss an die Sitzung des EZB-Rates vom 6. September 2012 in Form einer Pressemitteilung veröffentlicht.²⁰ Danach kann die EZB unter bestimmten Bedingungen in unbegrenztem Umfang Staatsanleihen auf dem Sekundärmarkt kaufen, wenn dies erforderlich ist, um eine ordnungsgemäße „Transmission“ ihrer Geldpolitik (appropriate monetary policy transmission) und die Bedingungen einer einheitlichen Geldpolitik sicherzustellen.²¹ Der Beschluss definiert, unter welchen Bedingungen die EZB Staatsanleihen von Mitgliedstaaten der Eurozone am sogenannten Sekundär- oder Offenmarkt (d.h. insbesondere von Geschäftsbanken) aufkaufen kann. Vorgese-

hen ist, dass das Europäische System der Zentralbanken (ESZB) Staatsanleihen ausgewählter Mitgliedstaaten in unbegrenzter Höhe ankaufen kann, wenn und solange diese Mitgliedstaaten zugleich an einem mit der EFSF oder dem ESM vereinbarten Reformprogramm teilnehmen. Auf eine Begrenzung des Out-right-Transaktions-Volumens wurde bewusst verzichtet.²²

OMT-Vorlagebeschluss

Während das Bundesverfassungsgericht den Bundestag in seinen Urteilen zu EFSF und ESM dazu zwang, die Zukunft der Währungsunion parlamentarisch zu verantworten, half dieser Ansatz gegenüber dem von der EZB angekündigten OMT-Programm nicht weiter, weil der Bundestag an der Umsetzung des OMT-Programms gar nicht beteiligt wäre. Deshalb sah sich das Gericht gezwungen, einen anderen Weg zu beschreiten. Zum ersten Mal in seiner Geschichte legte es dem Europäischen Gerichtshof eine Frage vor. Im Kern geht es darum, ob das OMT-Programm der EZB mit dem Unionsrecht in Einklang steht. Der EuGH hat diese Frage zwischenzeitlich beantwortet und unter der Voraussetzung der Einhaltung einiger Bedingungen bejaht.²³

Verfassungsidentitätsrelevanz des OMT-Beschlusses

Aus verfassungsrechtlicher Sicht stellt sich die Ankündigung der EZB möglicherweise aber als Verletzung des Demokratieprinzips dar. Die von der EZB angekündigte Handlung könnte den von Art. 79 Abs. 3 GG geschützten Identitätskern der Verfassung berühren.²⁴ „Eine Verletzung der Verfassungsidentität des Grundgesetzes durch den OMT-Beschluss käme in Betracht, wenn hierdurch ein Mechanismus begründet würde, der auf eine Haftungsübernahme für Willensentscheidungen Dritter mit schwerkalkulierbaren Folgewirkungen hinausliefe, so dass aufgrund dieses Mechanismus der Deutsche Bundestag nicht ‚Herr seiner Beschlüsse‘ bliebe und sein Budgetrecht nicht mehr in eigener Verantwortung

ausüben könnte.“²⁵ Mit dem Demokratieprinzip im Sinne des Grundgesetzes wäre es danach nicht vereinbar, wenn ein Unionsorgan – hier die EZB – Entscheidungen treffen könnte, die den Bundeshaushalt in erheblicher Weise belasten, ohne dass der Deutsche Bundestag dieser Belastung zuvor konstitutiv zugestimmt hat.²⁶

Dem Bundesverfassungsgericht geht es erkennbar darum, die besondere Situation zu erfassen, dass die EZB lediglich für ihre Kernaufgaben ausreichend demokratisch legitimiert ist und daher ein Tätigwerden außerhalb dieses Bereichs ohne jede Anbindung an die demokratische Willensbildung handelt. Während die „offene Staatsfinanzierung“ mit Leistungskürzung oder Steuererhöhung in einem demokratischen Staatswesen zur politischen Entscheidung und damit zu demokratischer Legitimation führt, findet die verdeckte Staatsfinanzierung indes außerhalb des politischen Prozesses statt und entbehrt damit dieser demokratischen Legitimation und Verantwortlichkeit.²⁷ Anders ausgedrückt gehört es nach Auffassung des Bundesverfassungsgerichts in Deutschland zum „unabänderlichen Kernbestand des Demokratieprinzips“, dass über Einnahmen und Ausgaben des Staates das Parlament entscheidet.²⁸ Die Budgethoheit steht dem Parlament zu und darf nicht übertragen werden.²⁹ Das in Art. 20 Abs. 1 und 2 GG niedergelegte Demokratieprinzip und damit die durch die Ewigkeitsgarantie des Art. 79 Abs. 3 GG geschützte Verfassungsidentität des Grundgesetzes könnte verletzt sein, wenn mit dem OMT-Beschluss Haftungs- und Zahlungsrisiken zulasten des Bundeshaushalts in so großem Umfang begründet werden, dass die haushaltspolitische Gesamtverantwortung des Deutschen Bundestages und damit dessen Budgetrecht beeinträchtigt werden könnten.

Währungsunion als formales Demokratieproblem

Zutreffend erkennt das Bundesverfassungsgericht im OMT-Vorlagebeschluss, dass ein Strukturproblem der Währungsunion zu einem formalen Demokratieproblem führen kann. Aus

verfassungsrechtlicher Sicht ergibt sich das Problem dann, wenn die Union nach Auffassung des EuGH zwar im Rahmen ihrer Kompetenzen handelt, aber eine verfassungswidrige Kompetenzübertragung erfolgt ist, z.B. weil man sich im Zeitpunkt der Übertragung nicht darüber im klaren war, wie eine Vertragsnorm später ausgelegt werden könnte.³⁰ In diesem Fall handelt ein Unionsorgan zwar innerhalb seiner vertraglichen Kompetenzen, mit diesem Handeln kann aber das Demokratieprinzip etwa in Form der Budgethoheit des Bundestages in einem oder mehreren Mitgliedstaaten verletzt sein. Dies ist dann der Fall, wenn das Handeln des Unionsorgans sich in dem betroffenen Mitgliedstaat so auswirkt, dass dort „die demokratische Legitimation der Staatsorgane beeinträchtigt wird“.³¹

Wenn das Bundesverfassungsgericht nun überprüfen soll, ob das Demokratieprinzip verletzt ist, stellt sich die Frage, ob dies bereits bei einer Haftung mit geringem Risiko der Fall ist oder erst dann, wenn das Haftungsrisiko näher rückt und der Steuerzahler tatsächlich Gefahr läuft, für Schulden anderer Länder aufkommen zu müssen, die dadurch entstanden sind, dass die EZB Staatsanleihen gekauft hat. Anders ausgedrückt verläuft die Grenze zwischen gewollt unabhängigen Handeln der Notenbank und verfassungswidrigem Vorgehen dort, wo auch die Rückstellungen und Währungsreserven der EZB nicht mehr ausreichen.³² Rechtlich lässt sich diese Frage ebenso schwierig beantworten wie die Frage, ob es eine Haftungsobergrenze gibt, wenn der Bundestag sie selbst beschließt.

Politische Einschätzungs- und Bewertungsspielräume

Das Bundesverfassungsgericht hat gut daran getan, zunächst den EuGH zu fragen, wo nach seiner Auffassung diese Grenze verläuft. Im Ergebnis wird es aber abschließend selbst darüber entscheiden müssen, weil der EuGH lediglich über die Einhaltung der Verträge entscheiden darf. Das OMT-Programm ist in erster Linie ein Instrument zur „Verbalbeeinflussung“³³ des Kapitalmarktes. Es ist nur dann unionsrechts-

widrig, wenn die Anleihekäufe eine indirekte, weil über den Sekundärmarkt vermittelte, Staatsfinanzierung durch die Notenbanken darstellen. Solange dies nur angekündigt wird, ist das Handeln der EZB unionsrechtskonform. Kauft die EZB Staatsanleihen nicht tatsächlich in einem Umfang, der die Gefahr einer Rekapitalisierung mit sich bringt, bewegt sie sich im Rahmen ihres Einschätzungsspielraums. Für die Gerichte stellt sich deshalb die Frage, wie mit einer Kaufbereitschaftserklärung in Form der Ankündigung des OMT-Programms rechtlich umzugehen ist, deren Umsetzung ab einem bestimmten Volumen unionsrechtswidrig sein könnte, die aber nicht vollzogen wird, weil bereits die Ankündigung das geldpolitische Problem (den Steuerungsverlust) löst und das Ziel der Preisstabilität erreicht wird.

Es handelt sich bei der Ankündigung des OMT-Programms sozusagen um eine selbsterfüllende Prophezeiung, weil ein erwartetes Verhalten der Kapitalmärkte (Prophezeiung) durch eigenes Verhalten (der EZB) erzwungen oder zumindest faktisch bewirkt wird. Diese Konstruktion – so genial sie geldpolitisch sein mag – stellt die Gerichte vor ein Dilemma, weil sie über einen Sachverhalt entscheiden sollen, der voraussichtlich nie eintreten wird. EuGH und Bundesverfassungsgericht können sich aus diesem Dilemma befreien, indem sie die erörterten Grenzen aufzeigen, der EZB im Übrigen aber jenen Beurteilungsspielraum zugestehen, den sie als systemisch atypische Institution³⁴ in einer ansonsten von demokratischer Legitimation geprägten Rechtsgemeinschaft innehat.

Verfassungsidentitätsschutz im Dialog der Gerichte

Was die Zuständigkeit der Gerichte in diesen Fällen anbelangt, ist es primär Aufgabe des EuGH, über die Auslegung der Verträge zu entscheiden. Im Rahmen seiner Urteilsfindung hätte er eine Abwägung zwischen Unabhängigkeit der EZB und europäischem Demokratieprinzip (Art. 10 EU-Vertrag) vorzunehmen gehabt. Dies hat der Gerichtshof nicht getan. Unabhängig davon muss das Bundesverfassungsgericht nun die Frage beantworten, ob es durch

die Rechtsprechung des EuGH zu einer Kompetenübertragung an die EZB gekommen ist, die nach Art. 23 Abs. 1 Satz 2 i. V. m. 79 Abs. 3 GG nicht hätte vorgenommen werden dürfen, weil sie gegen das in Art. 20 Abs. 1 und 2 GG enthaltene Demokratieprinzip verstößt.

Da die Bestimmung der nationalen Identität nicht ohne die nationalen Gerichte möglich ist, kommt dem Bundesverfassungsgericht eine ganz entscheidende Rolle bei der Herausarbeitung der nationalen Identität zu, wie es das etwa mit Bezug auf die Budgethoheit des Bundestages getan hat. Diese Befugnis des Bundesverfassungsgerichts bietet natürlich ein gewisses Konfliktpotential für den Fall, dass sich die Bestimmung der „Verfassungsidentität“ durch das Bundesverfassungsgericht mit der Auslegung des unionsrechtlichen Begriffs der „nationalen Identität“ durch den EuGH nicht zur Deckung bringen lässt.

Grundsätzlich lässt sich aber die Ultra-vires-Prüfung bei Verletzung der nationalen Identität aus beiden Rechtstexten (Grundgesetz und EU-Vertrag) normativ herleiten.³⁵ Die supranationale Rechtsordnung der Union ist eine von den Mitgliedstaaten völkervertragsrechtlich verliehene; sie ist autonom, aber nicht originär. Die Mitgliedstaaten haben der Union auf der Grundlage des Prinzips der begrenzten Einzelermächtigung (Art. 5 EUV) einzelne Hoheitsrechte übertragen, nicht hingegen die Kompetenz, die Kompetenzen der Union auf anderen Wegen als denen zu erweitern, die in den Verträgen vorgesehen sind. In Art. 19 Abs. 1 Satz 2 EUV ist dem EuGH die Aufgabe übertragen, die Wahrung des Rechts bei der Auslegung und Anwendung der Verträge zu sichern. Dies gilt grundsätzlich auch für die Frage, ob der Union nach den Verträgen eine bestimmte Kompetenz zusteht. Die authentische Interpretation des Unionsrechts obliegt dem EuGH. Mit dem Zustimmungsgesetz wurde die nationale Gerichtsbarkeit entsprechend beschränkt.

Die per Zustimmungsgesetz übertragenen Zuständigkeiten genügen der demokratischen Legitimation auf supranationaler Ebene, die ihrerseits demokratischen Grundsätzen verpflichtet ist. Nicht übertragene Zuständigkeiten, die von der Union in Anspruch genom-

men werden, sind nicht hinreichend demokratisch legitimiert. Bezüglich dieser potentiell *ultra vires* in Anspruch genommenen Kompetenzen kann es zu einem Verstoß gegen das Demokratieprinzip kommen (Art. 20 Abs. 1 und 2 GG). Deshalb ist der einzelne Bürger dazu befugt, gerichtlich überprüfen zu lassen, ob die Europäische Union im Rahmen der ihr übertragenen Zuständigkeiten handelt. Hierzu kann sich der Bürger mit einer Verfassungsbeschwerde an das Bundesverfassungsgericht wenden.

Bei Zweifeln über die Auslegung des Unionsrechts hat das Bundesverfassungsgericht die Frage, ob das betreffende Unionsorgan im Rahmen seiner Kompetenzen gehandelt hat, dem EuGH vorzulegen (Art. 267 AEUV). Allein der EuGH entscheidet darüber, ob gegen das Unionsrecht verstoßen wurde, weil es sich tatsächlich um einen Ultra-vires-Akt handelt (Art. 19 Abs. 1 Satz 2 EUV i. V. m. Art. 263 Abs. 2 AEUV). Diese Entscheidung ist vom Bundesverfassungsgericht grundsätzlich zu akzeptieren, Raum für ein „Kooperationsverhältnis“ besteht insofern nicht. Hat der EuGH bereits über die Frage entschieden, ist die Vorlagefrage unzulässig und die Verfassungsbeschwerde ebenfalls als unzulässig abzuweisen.

Fragen der Identitätskontrolle können demgegenüber *a priori* nicht einer abschließenden Kontrolle durch das Bundesverfassungsgericht entzogen werden, da es nicht um die Auslegung von Unionsrecht, sondern um die Auslegung von Art. 79 Abs. 3 GG geht. Die Jurisdiktionsgewalt zur Feststellung einer Verletzung von Art. 79 Abs. 3 GG ist nicht auf den EuGH übertragen worden, weil es Art. 23 Abs. 1 Satz 1 GG dem Gesetzgeber nicht erlaubt, sich über die Ewigkeitsklausel hinwegzusetzen. Zeigt das Bundesverfassungsgericht in seiner Vorlagefrage dem EuGH dementsprechend an, inwiefern die Verfassungsidentität der Bundesrepublik Deutschland betroffen sein könnte, hat der Gerichtshof im Rahmen eines Dialoges mit den nationalen Verfassungs- und Obergerichten zu überprüfen, ob die Union die nationale Identität geachtet hat (Art. 4 Abs. 2 EUV). Nur dann, wenn das Bundesverfassungsgericht aufgrund der Ausle-

gung von Art. 79 Abs. 3 GG zu einem davon abweichenden Ergebnis gelangt, darf es den entsprechenden Rechtsakt in Deutschland ultima ratio für unanwendbar erklären bzw. feststellen, dass es sich um einen verfassungswidrigen Zustand handelt, auf dessen Beseitigung die Bundesorgane hinzuwirken haben. In diesem Sinne stellen die Entscheidungen zur Euro-Rettung den Beginn eines Dialogs zwischen Bundesverfassungsgericht und EuGH dar. Dem Bundesverfassungsgericht verbleibt nun die Aufgabe, abschließend festzustellen, ob die Ankündigung der EZB aus deutscher Perspektive verfassungsgemäß war.

Anmerkungen:

¹ Wolfgang Durner, Verfassungsbindung deutscher Europapolitik, in: HStR X, 3/2013, § 216 Rn. 2.

² Vgl. Günter Hirsch, Europäischer Gerichtshof und Bundesverfassungsgericht – Kooperation oder Konfrontation?, NJW 1996, 2457.

³ EuGH, Rs. 6/64, Costa/E.N.E.L., Slg. 1964, 1251/1269; Rs. 11/70, Internationale Handelsgesellschaft, Slg. 1970, 1125, Rn. 3; Rs. 106/77, Simmenthal, Slg. 1978, 629, Rn. 17 ff.

⁴ BVerfGE 123, 267 (354) – Lissabon.

⁵ BVerfGE 126, 286 (304) – Honeywell.

⁶ BVerfGE 89, 155 (182) – Maastricht.

⁷ Jan Henrik Klement, Der Euro und seine Demokratie, ZG 2014, 169 (179).

⁸ BVerfGE 89, 155 (184) – Maastricht.

⁹ BVerfGE 89, 155 (184 f.) – Maastricht.

¹⁰ BVerfGE 89, 155 (186) – Maastricht.

¹¹ BVerfGE 129, 124 (179) – EFSF.

¹² Peter M. Huber, Das Verständnis des Bundesverfassungsgerichts vom Kompetenzgefüge zwischen der EU und den Mitgliedstaaten, in: Möllers/Zeitler (Hrsg.), Europa als Rechtsgemeinschaft – Währungsunion und Schuldenkrise, 2013, S. 229 (241).

¹³ BVerfGE 129, 124 (168) – EFSF.

¹⁴ BVerfGE 135, 317 (404) – ESM.

¹⁵ BVerfGE 135, 317 (405) – ESM.

¹⁶ Peter M. Huber, Das Verständnis des Bundesverfassungsgerichts vom Kompetenzgefüge zwischen der EU und den Mitgliedstaaten, in: Möllers/Zeitler (Hrsg.), Europa als Rechtsgemeinschaft – Währungsunion und Schuldenkrise, 2013, S. 229 (241).

¹⁷ Als Outright Monetary Transactions (OMTs) (im Deutschen auch: geldpolitische Outright-Geschäfte, wörtlich etwa endgültige Käufe und Verkäufe in der Geldpolitik) bezeichnet man ein von der Europäischen Zentralbank (EZB) angekündigtes Instrument, in dessen Rahmen das Eurosystem in vorab unbeschränktem Ausmaß Ankäufe kurzfristiger Anleihen von Staaten im Euro-Währungsge-

biet durchführen kann. Technisch handelt es sich bei Transaktionen im Rahmen des OMT-Programms um Offenmarktgeschäfte, die als endgültige Wertpapierkäufe bzw. -verkäufe realisiert werden. Anders als gewöhnliche Offenmarktgeschäfte soll es das OMT-Programm insbesondere ermöglichen, die Zinsen für Staatsstapel der betreffenden Staaten zu verringern und ihnen so die Aufnahme neuer Kredite zu erleichtern. Es ist in seinem Volumen unbeschränkt. Bislang (Stand: August 2015) wurde das OMT-Programm noch von keinem Staat in Anspruch genommen. Allein die Ankündigung hat eine beruhigende bzw. zinssenkende Wirkung auf die Finanzmärkte ausgeübt.

¹⁸ Verbatim of the remarks made by Mario Draghi, Speech by Mario Draghi, President of the European Central Bank, at the Global Investment Conference in London, 26 July 2012, <http://www.ecb.europa.eu/press/key/date/2012/html/sp120726.en.html> (letzter Zugriff 30. 6. 2015).

¹⁹ Introductory statement to the press conference (with Q&A), Mario Draghi, President of the ECB, Vitor Constâncio, Vice-President of the ECB, Frankfurt am Main, 2 August 2012, <http://www.ecb.europa.eu/press/press-conf/2012/html/is120802.en.html> (abgerufen am 27. 10. 2014).

²⁰ Siehe Pressemitteilung zu den technischen Merkmalen der geldpolitischen Outright-Geschäfte der EZB vom 6. 9. 2012, http://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Presse/EZB_Pressemitteilungen/2012/2012_09_06_merkmale_outright_gesc_haeft.pdf?__blob=publicationFile (abgerufen am 27. 10. 2014); weitere Einzelheiten vgl. Beschluss des EuG v. 10. 12. 2013 zum OMT-Programm, Rs. T-492/12, von Storch u.a./EZB.

²¹ Siehe das Protokoll der 340. Sitzung des Rates der Europäischen Zentralbank vom 5. und 6. 9. 2012 und die hierzu veröffentlichte Pressemitteilung v. 6. 9. 2012, abgedruckt bei BVerfGE 134, 366 (373 f.) – OMT-Vorlagebeschluss.

²² Ralph Hirdina, Rechtliche Überlegungen zu den Euro-Rettungsschirmprogrammen und den jüngsten geldpolitischen Maßnahmen der EZB, Weidener Diskussionspapier Nr. 41, Juni 2014, http://www.oth-aw.de/fileadmin/user_upload/Aktuelles/Veroeffentlichungen/WEN-Diskussionspapier/Weidener_Diskussionspapier_Nr_41.pdf (abgerufen am 27. 10. 2014), S. 4.

²³ EuGH, Rs. C-62/14, Gauweiler u. a., Slg. 2015, I-0000.

²⁴ Vgl. BVerfGE 134, 366 (418 f.) – OMT-Vorlagebeschluss.

²⁵ BVerfGE 134, 366 (418) – OMT-Vorlagebeschluss; so bereits BVerfGE 129, 124 (177, 179 ff.) – EFSF/Griechenland; 132, 195 (239) – ESM-Eilentscheidung.

²⁶ Vgl. BVerfGE 134, 366 (385 f.) – OMT-Vorlagebeschluss; 132, 195 (239, 240 f.) – ESM-Eilentscheidung.

²⁷ Walter Forkel, Euro-Rettung, Demokratie und Rechtsstaat, ZRP 2012, 240 (241).

²⁸ BVerfGE 129, 124 (177) – EFSF; 132, 195 (239) – ESM-Eilentscheidung.

²⁹ BVerfGE 129, 124 (177 f.) – EFSF; 132, 195 (239) – ESM-Eilentscheidung.

³⁰ Dietrich Murswiek, EZB, EuGH, Demokratie und das Bundesverfassungsgericht. Anmerkungen zum Vorlagebeschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 14. 1.

2014, studere. Rechtszeitschrift der Universität Potsdam, 2014, 4 (10, Fn. 38).

³¹ Ibid, 10.

³² Vgl. zur Rekapitalisierungsthese Sven Simon, Grenzen des Bundesverfassungsgerichts im europäischen Integrationsprozess, 2016, S. 260 ff. sowie den Streit zwischen Peter Sester, The ECB's Controversial Securities Market Programme (SMP) and its role in relation to the modified EFSF and the future ESM, in: European Company and Financial Law Review. 9, Nr. 2, Juli 2012, 156 ff. und Christoph Herrmann, Die Bewältigung der Euro-Staatsschulden-Krise an den Grenzen des deutschen und europäischen Währungsverfassungsrechts, EuZW 2012, 805 ff.

³³ Jan Henrik Klement, Der Euro und seine Demokratie, ZG 2014, 169 (174).

³⁴ Vgl. zur „Demokratie-Anomalie“, Franz C. Mayer, Rebels without a cause? Zur OMT-Vorlage des Bundesverfassungsgerichts, EuR 2014, 473 (509).

³⁵ Vgl. dazu Michael Gerhardt, Europa als Rechtsgemeinschaft: Der Beitrag des Bundesverfassungsgerichts, ZRP 2010, 161 (163).

Kontakt:

Sven.Simon@recht.uni-giessen.de

Barbara Vogt

Die Wanderausstellung zum Gartenkünstler Heinrich Siesmayer rückt den Schöpfer des Schlossparks Rauischholzhausen in den Mittelpunkt

Vom 6. August bis 13. September 2015 wurde die Wanderausstellung „Heinrich Siesmayer – Gartenkünstler der Gründerzeit“ im Museumsaal des Schlosses Rauischholzhausen gezeigt. Auf 36 Tafeln sind Herkunft und Familie, Werdegang und exemplarische Werke sowie Wegefahrten dieses bedeutenden hessischen Gartenkünstlers des 19. Jahrhunderts erläutert. Eigens zur Ausstellungsstation in Rauischholzhausen wurde ein Faltblatt konzipiert, das Heinrich Siesmayers Beitrag zum Schlosspark Rauischholzhausen in engem Zusammenwirken mit dem kreativen Auftraggeber Ferdinand Eduard Stumm hervorhebt.

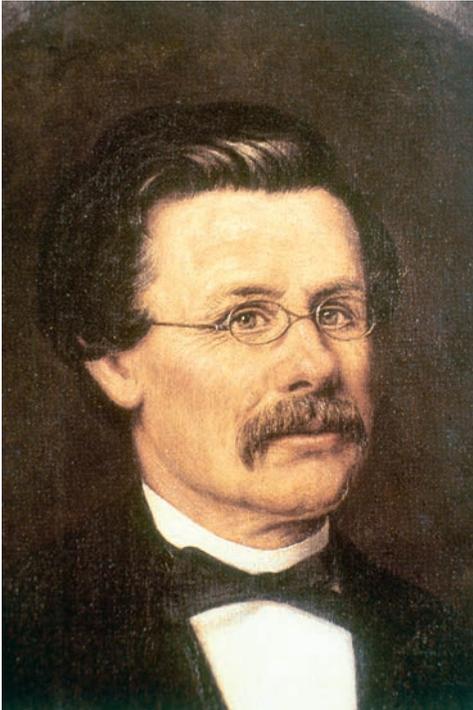


Abb. 1: Heinrich Siesmayer. Ölgemälde eines unbekanntem Künstlers, Palmengarten Frankfurt/Main.

Die Eröffnung der Wanderausstellung über den Gartenkünstler Heinrich Siesmayer (1817–1900) fand 2011 im Palmengarten Frankfurt statt. Sie war auf Anregung und durch Zusammenarbeit der Autorin mit der Frankfurter Grafikdesignerin Alice Meister und mit Unterstützung von GartenRheinMain, einem Projekt der KulturRegion FrankfurtRheinMain, entstanden. Heinrich Siesmayer, der mit seiner Firma „Gebr. Siesmayer“ fast fünf Jahrzehnte Gärten und Parks gestaltete und pflegte, war in Frankfurt-Bockenheim ansässig und kann als einer der bekanntesten Gartenkünstler Hessens gelten. Dieser Tatsache ist es zu verdanken, dass die Ausstellung auch durch die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen und das Hessische Landesamt für Denkmalpflege großzügig unterstützt wurde. Seit 2011 war sie an 13 Stationen zu sehen – Orte in Hessen und Thüringen, die mit dem Leben und Wirken Siesmayers verbunden sind. In Rauischholzhausen wurde sie auf Anregung von Karola Drews, Faber-Management, und mit Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. gezeigt.

Gründung der „Gebr. Siesmayer“

Siesmayers Tätigkeit in Rauischholzhausen von 1873 bis 1876 fiel in das Jahrzehnt, in dem er auf dem Höhepunkt seiner Bekanntheit angelangt war und in dem er etwa 50 Anlagen schuf. Kurz zuvor, 1871, war der Palmengarten Frankfurt, an dessen Gründung und Gestaltung er bedeutenden Anteil hatte, mit großartigen Feierlichkeiten eröffnet worden. Der Gartenkünstler hatte 1840 zunächst alleine und ab 1842 mit seinem Bruder Nicolaus (1815–1898) und ihrem Vater Philipp (1781–1866) eine Kunst- und Handelsgärtnerei unter dem Namen „Gebr. Siesmayer“ gegründet. Mit den heute üblichen Bezeichnungen für Garten-



Werbung
 Die Siesmayer-Pflanzung, eine der schönsten des Rhein-
 landes, ist ein Werk der Kunstfertigkeit und des Geschmacks.
 Die Anlage, welche in 18 Jahren vollendet wurde, ist ein
 Musterbild der Gartenkunst, welche die Natur
 nicht nur übertrifft, sondern auch zu überwinden vermag.

1840 verließ der 23-jährige Obergärtner Heinrich Siesmayer die Gartenbaufirma S. & J. Rinz. Er wollte sich selbständig machen. Am Wohnort seines Vaters, in dem südhessischen Industriestädtchen Bockenheim bei Frankfurt, konnte er einen kleinen Garten mit Gewächshaus mieten.

1842 gründeten die Brüder Heinrich und Nicolaus Siesmayer dann mit ihrem Vater die Firma „Gebr. Siesmayer“. Sie mieteten ein gut ein Hektar großes Gartengrundstück mit Wohn- und Nutzgebäuden und errichteten zusätzlich ein Gewächshaus. Schon 1846 verfügten sie über die Mittel, dieses Anwesen in Bockenheim für 16.000 Gulden zu erwerben.

für den Entwurf und die Ausführung von Gärten war hauptsächlich Heinrich Siesmayer, bis 1866 unterstützt von seinem Vater, zuständig. Die benötigten Pflanzen kamen aus Bockenheim. Hier leitete Nicolaus Siesmayer die Kulturen auf dem Garteneigentümern und zahlreichen Baumschulflüchtern, die schon in den 1850er Jahren hintergepachtet wurden. Seit 1851 verfügte man außerdem noch über die 14 Hektar große Baumschule in Bad Vilbel.



Als mein Bruder Nicolaus 1842 von seinen Studien aus England und Schottland zurückgekehrt war, vereinigten wir uns mit unserem Vater unter der heutigen Firma: Gebrüder Siesmayer und mieteten die hiesige Besitzung Schloßstraße No. 23, die 1846 käuflich unser Eigentum wurde."

Heinrich Siesmayer
 Gartenbauingenieur, Bock.



Die Firma ‚Gebr. Siesmayer‘

Parks, Pflanzen, Pavillons

Die Siesmayers konnten alles aus einer Hand anbieten. Sie züchteten von der kleinsten Blume bis zum heimischen Baum alle benötigten Pflanzen selbst, sie legten Parks und Gärten an, dazu Grotten, Felsaufbauten, Kaskaden, Wintergärten und Pavillons. Schließlich übernahmen sie auch die Pflege der Anlagen.

Schloßstraße in Bockenheim bei Frankfurt, um 1840
 Links ist das von André von Arnim von 1785 errichtete Schloss mit seinem Garten zu sehen, rechts am Rand der Umfassungsmauer des größten bürgerlichen Grundstückes mit spärlichem Bereich.



Abb. 2: Bildbeispiel der Siesmayer-Wanderausstellung. Doppeltafel zur Firma „Gebr. Siesmayer“.

baubetriebe lässt sich die Firmentätigkeit nur unzureichend beschreiben, denn es wurden von Anfang an sowohl Pflanzen angezogen als auch Gärten entworfen und ausgeführt, darüber hinaus fertigte man Gartenausstattungen wie Pavillons, Spaliere und Zäune an und unterhielt mit eigenem Personal private und öffentliche Parks. Bei der Pflanzenproduktion reichte das Sortiment von Baumschulgehölzen aller Art über Kübelpflanzen bis zu Zierpflanzen für Wechselflorbeete. Sitz der Firma war der damals noch selbständige Ort Bockenheim vor den Toren Frankfurts, der im Zuge früherer „Speckgürtel-Politik“ der hessischen Kurfürsten Wilhelm I. und Wilhelm II. die Stadtrechte und die Gewerbefreiheit erhalten hatte. Hier profitierte der Betrieb vom 1837 begonnenen Ausbau von Eisenbahnstrecken ausgehend von Frankfurt. Das Firmengelände an der heutigen Schlosstraße (Nr. 23) lag nur 500 m vom Bahnhof der Main-Weser-Bahn entfernt, die ab 1846 gebaut wurde, 1849 teilweise und 1852 ganz fertig gestellt war.

In seinen Lebenserinnerungen widmet Heinrich Siesmayer der Aufbauzeit der „Gebr. Siesmayer“ längere Passagen und hebt darin die Entbehrungen der Anfangszeit hervor. Diese 72-seitige Schrift wurde 1892 zum 75. Geburtstag des Verfassers im Privatdruck veröffentlicht.¹ Laut Siesmayer hat er sie aus der Erinnerung und ohne Notizen verfasst. Aus dem 19. Jahrhundert gibt es wenige autobiographische oder werkbiographische Schriften von Gartenkünstlern.² Bei kritischer Würdigung zeigen sich in den „Lebenserinnerungen“ sowohl Fehler im Detail als auch die Konstruktion eines Lebensentwurfs mit persönlichen Wertungen und Auslassungen.

So mögen zwar die ersten Jahre der „Gebr. Siesmayer“ von finanziellen Unwägbarkeiten begleitet gewesen sein, doch erfuhr Heinrich Siesmayer auch maßgebliche Unterstützung. Diese kam beispielsweise von seinem ehemaligen Lehrherrn Sebastian Rinz (1782–1861), der seit 1811 selbst und seit 1830 mit seinen Söhnen in Frankfurt eine für Festlandeuropa bedeutende Baumschule betrieb, Gärten entwarf und ausführte. Hier erhielten Heinrich Siesmayer, sein älterer Bruder Nicolaus sowie einer

der jüngeren Brüder, Karl Friedrich (1821–1902), ihre Ausbildung. Die Firma S. & J. Rinz war bedeutende Züchterin von Kamelien, Rhododendren und anderen Modepflanzen; sie importierte neu eingeführte Gehölze aus England und Frankreich und trieb Handel mit Baumschulen in weiteren europäischen Ländern. Sebastian Rinz entwarf in Frankfurt und im ganzen Rhein-Main-Gebiet Parks und Gärten und ließ sie ausführen. Die Siesmayer-Brüder erhielten hier nicht nur eine umfassende Ausbildung wie man sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts sonst nur in Hofgärtnereien erwerben konnte, sondern sie fanden in S. & J. Rinz auch einen Musterbetrieb für die eigene spätere Tätigkeit. Sebastian Rinz war daneben auch Frankfurter Stadtgärtner und hatte in dieser Funktion die Umwandlung der Frankfurter Befestigungsanlagen in einen Ringpark, die heutigen Wallanlagen, ab 1806 geleitet. Er sollte sein ganzes Leben lang für dieses sein bekanntestes Werk zuständig bleiben.³

Siesmayer, der 1832 seine Lehre begonnen hatte und aufgrund guter Leistungen bereits im Herbst 1833 beenden konnte, blieb noch weitere sieben Jahre bei Rinz, leitete die Baumschulen sowie umfassende Ausführungsarbeiten. 1840 machte er den Schritt in die Selbstständigkeit.

Die „Gebr. Siesmayer“ sind als eine frühe Gründung einer vollständig eigenständigen Gartenbaufirma anzusehen. Die meisten Gründungen solch umfassend tätiger Kunst- und Handelsgärtnereien fanden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts statt. Angesichts der Vorgeschichte der Gärtnerfamilie kann man die Warnung von Rinz nur allzugut nachvollziehen: *„[...] was Du anderweitig suchst, das hast Du hier gehabt; auch weißt Du, daß Du ohne Mittel bist und willst uns dennoch verlassen!“*⁴

Herkunft der Gärtnerfamilie Siesmayer

Der Großvater Siesmayers, Joseph Joachim Siesmayer (1738–1821) war in Feising als herrschaftlicher Gärtner ausgebildet worden⁵ und kam mit dem dortigen Fürstbischof Clemens Wenzeslaus von Sachsen (1739–1812), ab

1768 Erzbischof und Kurfürst von Trier, nach Ehrenbreitstein bei Koblenz. Von diesem wurde er jedoch nicht als Gärtner beschäftigt, sondern zunächst als Kammerbote und später in Niederselters als „Brüchlingszähler“ des kurtrierischen Mineralbrunnens. Diese Funktion diente der Gegenkontrolle verkaufter Mineralwasserkrüge des begehrten Selterser Mineralwassers.⁶ Die Gärtnerei betrieb Joseph Joachim Siesmayer nur noch nebenbei als Gemüsegärtner und gelegentlich bei der Unterhaltung der Alleen des Niederselterser Brunnens. Zwei der vier Söhne, darunter der Vater Heinrich Siesmayers, blieben beim Gärtnerberuf, jedoch überwiegend in Anstellung. Die Löhne von angestellten Gärtnern reichten kaum zum Nötigsten aus. Mit der Anstellung waren in der Regel freie Wohnung, Nutzung von Holz (Heizung); Obstbäumen oder Wiesen (Futter für Kleinvieh) verbunden.

Aufstieg vom Familienbetrieb zu einem der größten Gartenbauunternehmen Südwestdeutschlands

Heinrich, Nicolaus und Philipp Siesmayer konnten sich bei Gründung der „Gebr. Siesmayer“ demnach nur auf ihre Fähigkeiten sowie auf den gut betuchten Frankfurter Kundenstamm aus Bundestagsabgeordneten und Gesandten sowie Bankiers und Handelsleuten stützen. Sebastian Rinz übertrug ihnen die Ausführung von ihm entworfener Parkanlagen und schon bald erhielt Heinrich Siesmayer einen eigenen Auftrag. 1845/46 entwarf er für die älteste Tochter des hessischen Kurfürsten Wilhelm II. aus dessenmorganatischer Ehe mit Emilie Ortlepp (spätere Gräfin von Reichenbach-Lessonitz) einen sechs Hektar großen Park am Hofgut Goldstein südlich von Frankfurt (heute ein Stadtteil Frankfurts). Hierfür erhielt er nach eigenen Angaben von Louise Wilhelmine Reichsgräfin Bose (1813–1883) ein Honorar von 60.000 Gulden, das Erd- und Pflanzarbeiten sowie Lieferungen einschloss. Später überreichte die auch als Mäzenin bekannt gewordene Auftraggeberin ihm noch eine Gratifikation von 700 Gulden.⁷ Zum Vergleich: angestellte Gärtner erhielten zur selben Zeit je

nach ihrer Ausbildung, Position und Umfang der zu betreuenden Gartenanlagen ein Jahresgehalt von 400 bis 800 Gulden nebst dem oben erwähnten Naturallohn. Aus dem Honorar für diesen Auftrag konnten Schulden getilgt sowie das Gartengrundstück in der Schlossstraße 23 mit einem Wohnhaus, in dem sich auch das Büro befand, erworben werden.

Im gleichen Jahr, 1846, trat Hofgärtner Carl Friedrich Thelemann (1811–1889) in den Dienst des nassauischen Herzogs Adolf von Nassau. Er war ein Gartenkünstler mit hervorragenden Kenntnissen von exotischen Wintergartenpflanzen aber auch des breiten Sortiments an Freilandgehölzen, das im 19. Jahrhundert durch Import und Züchtung zur Verfügung stand. Darüber hinaus war er ein ausgezeichnete Gestalter und entwarf nicht nur für seinen Dienstherrn im Herzogtum Nassau, sondern auch für andere Auftraggeber Parkanlagen. Er sollte vielfach mit Heinrich Siesmayer zusammenarbeiten, der die von Thelemann entworfenen Anlagen ausführte und von dessen Kenntnissen und Verbindungen profitierte. Eine der ersten gemeinsamen Arbeiten war der Schlosspark Sayn bei Koblenz für den Fürsten Sayn-Wittgenstein-Berleburg.

Siesmayer gelang es auch überregional Kunden zu erreichen, obwohl er nicht publizierte, keine Anzeigen oder Kataloge drucken ließ. Eigens zu diesem Zweck bemühte er sich um die Teilnahme am Wettbewerb für den neu zu gestaltenden Bad Nauheimer Kurpark und reichte trotz behördlicher Widrigkeiten innerhalb von drei Tagen eine Bleistiftskizze beim kurhessischen Oberhofbaumeister Gottlob Engelhard ein.⁸ Sein Entwurf verband die bereits vorhandenen Einrichtungen und die natürlichen Gegebenheiten in einem großzügigen und harmonischen Gesamtkonzept. Vom Bahnhof führte er eine gerade Achse zu dem 1846 durchgebrochenen Großen Sprudel und weiter zum Kastanienplatz, von dem die Wegeverbindung zur Ortslage und zur Trinkuranlage ausgeht. Den Park umfasste er mit einer breiten halbkreisförmigen Promenadenstraße, der „Curve“ (heute Ludwigstraße), die bis heute eine städtebauliche Marke bildet. Der Kurpark selbst, im Tal des Flüsschens Usa und an den

Ausläufern des Johannisbergs gelegen, verknüpfte den vorhandenen Speicherweiher der früheren Saline mit dem geplanten Kurhaus. Es wurde erst 1862–1864 errichtet. Die von Siesmayer entworfene Parkanlage war mit wenigen großzügigen Wegen durchzogen. Er arbeitete zeitweise mit bis 200 Tagelöhnern an der Fertigstellung des Parks, die jedoch nicht, wie in seinen Lebenserinnerungen geschildert, 1857 abgeschlossen war, sondern sich fast ein Jahrzehnt hinzog. Grund waren Finanzierungsschwierigkeiten des Pächters der Spielbank, der vertraglich sämtliche Kosten für den Park, das Kurhaus, ein Palais für den Kurfürsten (nie realisiert) und die Trinkkuranlage zu tragen hatte. Siesmayer selbst bezeichnet den Bad Nauheimer Kurpark als eine seiner größten Ausführungen in seiner fast fünfzigjährigen Tätigkeit⁹ und damit war sicher nicht allein die Flächengröße von ca. 80 Hektar gemeint, sondern auch die Bedeutung innerhalb seines Lebenswerks.

Bis zum Ausscheiden aus der aktiven Leitung der „Gebr. Siesmayer“ aus Krankheitsgründen Ende der 1880er Jahre fuhr Siesmayer jeden Samstag mit der Eisenbahn nach Bad Nauheim, um nach dem Rechten zu sehen, denn die Firma hatte über viele Jahrzehnte die Pflege des Parks inne. Wie aus den Akten im Staatsarchiv Darmstadt ersichtlich, reichte die Honorierung wohl kaum zur Deckung der laufenden Kosten. Die vielfach schriftlich geäußerte Haltung Siesmayers, er übernehme die Pflege ausschließlich aus „Renommee“ und nicht um einen Gewinn zu machen, traf im Fall des Kurparks Bad Nauheim sicher zu. Siesmayer sah den Park als 1 zu 1-Werbefläche für seine gestalterischen Leistungen an und zählte auf die betuchten Kurgäste aus ganz Deutschland und Europa als potentielle Auftraggeber. Einige Anlagen, deren Ausführung er auf diese Weise akquirieren konnte, zählt er in seinen Lebenserinnerungen auf. Bei vielen seiner Werke, wo die Aktenlage nichts über die Verbindung zwischen Auftraggeber und Gartenkünstler verrät, könnte man zumindest vermuten, dass die Auftraggeber über die Kurparks von Bad Nauheim oder Wiesbaden (Pflege durch die „Gebr. Siesmayer“ 1869–1875, 1880–1906) sowie durch den Pal-

mengarten Frankfurt auf Siesmayer aufmerksam wurden.

Neben dem Bad Nauheimer Kurpark gilt der Palmengarten bis heute als eines der beiden Hauptwerke Siesmayers. Er verdankt seine Entstehung den politisch-geographischen Umwälzungen nach dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866. Das siegreiche Preußen annektierte Kurhessen und das Herzogtum Nassau; Frankfurt verlor seinen Status als Freie Stadt. Herzog Adolf von Nassau, ein Pflanzenliebhaber und Förderer der Gartenkunst, zog infolge seiner Entmachtung von Wiesbaden nach Frankfurt. Obwohl der Sommersitz Biebrich am Rhein weiterhin sein Eigentum blieb, wollte er seine in ganz Europa berühmte Sammlung exotischer Pflanzen, bekannt als die „Biebricher Wintergärten“, 1866 verkaufen. Es handelte sich um einen Gewächshauskomplex mit etwa 20.000 Pflanzen, die größtenteils seit 1846 von Hofgarten-Inspektor Thelemann in Belgien, Frankreich, England und Holland zusammengetragen worden waren, darunter tausende von Kamelien, Baumfarne, Palmen und exotische Nadelgehölze. Aufgrund seiner engen Verbindungen zu Thelemann, der seither zum herzoglich-nassauischen Hofgartendirektor avanciert war, erhielt Siesmayer den Auftrag, den Verkauf dieser Pflanzensammlung zu betreiben. Er sah darin nun die Chance gekommen, eine Idee zu verwirklichen, die in Frankfurt schon einige Zeit die Runde machte, nämlich die Errichtung eines „Südpalastes“ oder einer Wintergartenanlage wie sie bereits in Paris bestand sowie 1864 in Köln mit der „Flora“ eröffnet worden war.

Zur Realisierung des aufwendigen Unterfangens nutzte Siesmayer seine Kontakte zu Frankfurter Bankiers, Handelsleuten und Unternehmern, von denen viele sich im „Verschönerungsverein Frankfurt am Main“ zusammengefunden hatten. Es wurde beschlossen, den Erwerb der Pflanzen und Gewächshäuser, die Akquise eines geeigneten Grundstücks, die Planung eines Parks mit Gesellschafts- und Palmenhaus und weiteren Kleingebäuden durch die Ausgabe von Anteilscheinen zu finanzieren. Die „Gesellschaft zur Erwerbung der Biebricher Wintergärten“ wurde gegründet und

man schloss 1868 einen Kaufvertrag mit Herzog Adolf ab; er hatte den Verkaufspreis um 50 % auf 60.000 Gulden gesenkt, um die Unternehmung zu fördern. Im weiteren Verlauf sollte sich die Einwerbung von Finanzmitteln in der erforderlichen Höhe vielfach als schwierig herausstellen. Die Stadt Frankfurt sprang ein, als es um die Beschaffung des Grundstücks ging; sie bürgte für Kredite, die aufgenommen werden mussten. Doch trotz dieser Hindernisse gingen die Arbeiten zügig voran, seit 1869 unter der Führung der „Palmengartengesellschaft“. Man vergab die Aufträge für das Gesellschaftshaus, einen Bau im klassizistischen Stil (Architekt Fritz Kayser) und das angeschlossene Palmenhaus, das durch eine ganz neue Konstruktionsweise stützenlos einen Innenraum von 1.500 m² überspannte. Siesmayer hatte ohne Honorar einen Entwurf für die Gartenanlagen vorgelegt und leitete auch die gärtnerischen Ausführungsarbeiten ehrenamtlich. Allerdings führten seine ins Große gedachten Vorschläge auch maßgeblich zur Erhöhung der Ausführungskosten, etwa als er darauf bestand, das Gesellschafts- und das Palmenhaus

durch eine zweifach gestufte Terrasse zu erhöhen. Schon 1870 zeigte die „Palmengartengesellschaft“ in den seitlichen Galerien des Palmenhauses eine Frühjahrs-Blumenausstellung, die tausende Besucher anzog.

Zu Beginn der Gartensaison 1871, am 16. März, wurde der Palmengarten in Anwesenheit von Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Friedrich III., feierlich eröffnet. Die Einrichtung war von Anfang an ein Erfolg. Die Mischung aus exotischen Pflanzen und Unterhaltung zog nicht nur Frankfurter, sondern auch Besucher von weither an. Schon nach wenigen Jahren, 1874 bis 1875, konnte der Palmengarten erweitert werden. Die Erweiterungsfläche bestand überwiegend aus einem mehr als einen Hektar großen Weiher, um den sich viele weitere Attraktionen gruppierten, etwa eine Hängebrücke zwischen hohen Felsaufhängen oder ein Schweizerhäuschen auf einer über 15 Meter hohen Anhöhe mit Grottenanlage.

Doch diese Erweiterung des viel besuchten Frankfurter Palmengartens konnte Ferdinand Eduard Stumm (1843–1925¹⁰) noch nicht gekannt haben, als er 1873 Siesmayer mit der An-



Abb. 3: Palmengarten um 1873. Die frisch gepflanzten Bäume sind noch an Stützpfähle angebunden. Zu sehen ist das erste Gesellschaftshaus, das nach einem Brand 1878 durch einen Neo-Renaissancebau ersetzt wurde (Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M., ISG_S7A1998_13393).

lage eines ca. 100 Hektar großen Parks südlich von Marburg beauftragte.

Siesmayer hatte durch die Schaffung des Palmengartens Bekanntheit in ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern erlangt. Bereits seit den 1850er Jahren waren die „Gebr. Siesmayer“ auch außerhalb des Rhein-Main-Gebiets tätig geworden, etwa in der Pfalz, entlang des Rheins, z. B. in Eltville oder Bonn-Bad Godesberg, aber auch in Westfalen. Ende der 1860er Jahre war die Ära des Familienbetriebs in dem Gartenbauunternehmen vorbei. In der Anfangszeit hatten Siesmayers Vater sowie sein späterer Schwager Joseph Anton Schariry (ca. 1803–1877) die Ausführungsarbeiten geleitet. Scharirys künftige Ehefrau, Luise Ludovica, und ihre Mutter Anna Maria Siesmayer (1785–1850) leiteten den Großhaushalt mit Lehrlingen und Gesellen. Der jüngste Bruder Franz (1826–1874) erhielt seine Ausbildung im familieneigenen Betrieb und leitete 1868–1870 die Pflege der Kuranlagen Wiesbaden. Um 1870 konnte sich Siesmayer dann auf etliche langjährig bei ihm beschäftigte Obergärtner stützen, die eigenständig Ausführungs- und Pflegearbeiten an entfernten Orten leiteten. Spätestens zu dieser Zeit besaß der Betrieb darüber hinaus Spezialisten für bestimmte Arbeiten, so „Planeure“, Spezialisten für Straßen-, Grotten- und Brückenbau, und andere für Terrainarbeiten inklusive Weiher- und Bachanlagen oder „Setzer“ für die umfangreichen und komplexen Blumenparterres, eine Spezialität der „Gebr. Siesmayer“. Ende der 1870er Jahre hatte die Firma ca. 350–400 Mitarbeiter, wovon die meisten Arbeiter oder einfache Gärtner waren, aber auch ca. 20 Obergärtner und ein Büro mit 5–6 Personen, darunter „Techniker“, (Ausführungsplanung, Ingenieure) Zeichner und kaufmännisches Personal.¹¹

Beauftragung mit der Neuanlage eines Parks in Rauschholzhausen durch Ferdinand Eduard Stumm

Die „Gebr. Siesmayer“ waren zu diesem Zeitpunkt nicht nur bekannt, sondern vermutlich auch als Einzige in der südwestdeutschen Region in der Lage, Know-how und Personal für die



Abb. 4: Ferdinand Eduard von Stumm, o.J. (Porträt Ferdinand v. Stumm aus: Hans W. Hubert, Das Kunsthistorische Institut in Florenz, Il Ventilabro, 1997, Firenze).

von Stumm gewünschten umfangreichen Ausführungsarbeiten anzubieten. Es gibt verschiedene interessante Quellen zu den Arbeiten am Park Rauschholzhausen, etwa die Berichte des Stumm'schen Obergärtners Karl Hormel, die Briefe des mit Überwachung der Arbeiten betrauten Notars Dr. Carl Grimm, Fotoalben der Familie von Stumm aus der Entstehungszeit des Parks, eine humoristische Beschreibung der Kinder von Stumms mit dem Titel „Baedekers Holzhausen“ (1899–1907)¹² und nicht zuletzt die Darstellung in Siesmayers „Lebenserinnerungen“.¹³ In der Arbeit von Nees wurden neben anderen Quellen auch die Tagebücher und das Skizzenbuch Ferdinand Eduard Stumms (Deposita im Universitätsarchiv der Justus-Liebig-Universität) ausgewertet.¹⁴ Nicht gefunden oder nicht mehr vorhanden sind die Pläne Siesmayers sowie Rechnungen zu den Arbeiten und Pflanzenlieferungen. Der einzige annähernd zeitgenössische Plan des Parks ist die dem „Baedeker“ beigefügte Skizze, die in nachbearbeiteter

Form vielfach abgedruckt wurde und teilweise bis heute eine Art Plangrundlage für Darstellungen über den Park bildet.¹⁵

Der Auftraggeber Ferdinand Eduard Stumm war, wie Siesmayer andeutet und Nees ausführlich analysiert, sehr kunstinteressiert, ein kunstsinniger Sammler von Kunstgegenständen und selbst ein talentierter Zeichner. In seinem Skizzenbuch finden sich auch in Ansicht gezeichnete Entwürfe für kleinteilige, ausstattungsreiche Parkszenarien. Die Arbeiten an Schloss und Park begannen schon 1873, kurz nachdem Stumm das Rittergut Holzhausen mit seinen Wohn- und Ökonomiebauten sowie Forsten, Wiesen und Feldern erworben hatte. Schloss und Park entstanden gleichzeitig und Siesmayer arbeitete Hand in Hand mit dem Architekten des Schlosses, Universitätsbaumeister Carl Schäfer (1844–1908), zusammen, etwa bei der Absteckung des Schlosses und der dafür benötigten Terrasse, der Hinführung der notwendigen Wasserleitungen und ganz besonders bei Anlage der Fahr- und Fußwege. Bei allen gestalterischen Aspekten waren die Vorgaben des Auftraggebers richtungsweisend. Siesmayer schreibt: *„Ich hatte nun einen Plan zu entwerfen, der namentlich im Großen und Ganzen seinen Ideen entsprechen sollte.“* (1892, S. 28). Dabei ging es um eine geschickte Einfügung und Führung eines Kutschenwegs durch den Park, so dass dieser und das Schloss entsprechend den malerischen Prinzipien des Landschaftsgartens präsentiert werden würden. *„Es wurde dabei ganz besonders Wert darauf gelegt, daß aus dem Dorfe ein großer Fahrweg durch die Oekonomie nach dem Schlosse führe. Der Schloßhof mit seinen Ringmauern wurde so groß, dass er recht gut als Wendeplatz dienen konnte. Von da mußte nun der verlängerte Fahrweg nach den angrenzenden Waldpartien gezogen werden, damit man zu Wagen auf die schönsten Punkte des großen Waldes gelangen und somit eine Rundfahrt um denselben vornehmen konnte. Das Schloß steht auf einer nicht unbeträchtlichen Höhe, doch sind die Fernsichten gerade die schönsten zu nennen, da sich das muldenartig geformte Thal bis zur Amöneburg hinzieht, die wohl als einzig hervorragender Punkt in nächs-*

ter Umgebung genannt werden kann. Das übrige sind kleine Dorfschaften, die aber natürlich auch nicht ganz des landschaftlichen Reizes entbehren.“ Siesmayer erwähnt neben dem Fahrweg auch das natürliche Relief sowie die sich bietenden Fernsichten, die bei der Gehölzanordnung zu berücksichtigen wären. Aufgrund der Aufschüttung der großen Schlossterrasse und der Einfügung des Fahrwegs in das Gelände ergaben sich zwangsläufig auch Erdmassen für künstliche Bodenmodellierungen, welche Siesmayer meisterhaft beherrschte. So kann man heute trotz der veränderten Gehölzsituation noch die blickführenden sanften Ausmündungen erkennen, die unmerklich das Auge des Besuchers leiten, sei es zu einer Sichtöffnung in den anschließenden Parkraum, sei es zu einer Fernsicht. Weiter erwähnt der Gartenkünstler die günstige Wirkung von Rülfb- und Mühlbach auf die Parkgestalt. Folgt man heute dem Lauf des Rülfbachs findet man noch zahlreiche Reste kleiner Wasserstürze und Kaskaden, die zur vierten Dimension eines Landschaftsparks beitragen – der Klangwelt.

Erstaunlich ist, wie viele Arbeiten gleichzeitig aufgenommen wurden. So wurde eine Baumschule für die beliebten nordamerikanischen Gehölze angelegt, die Ab- und Auftragung von Erde für mehrere Weiher, Fahrwege und Bodenmodellierungen vorgenommen. Das Steinmaterial für die Befestigung der Wege wurde herangebracht und man begann gleichzeitig mit Fertigstellung der Wege mit den Pflanzarbeiten. Der von Siesmayer abgestellte Obergärtner Johann Oberföll¹⁶ arbeitete mit dem Stumm'schen Obergärtner Karl Hormel Hand in Hand. Oberföll führte das von Siesmayer gestellte Personal von 40–50 Arbeitern, Hormel arbeitete mit Tagelöhnern aus der Umgebung. Diese Herangehensweise hatte Grimm gewählt, um Kosten zu sparen.¹⁷

Während des Fortgangs der Arbeiten im Park war die architektonische Leitung des Schlossbaus Mitte 1874 an das Frankfurter Büro von Mylius & Bluntschli¹⁸ übergegangen, nachdem Carl Schäfer als Universitätsbaumeister zu stark ausgelastet war und den Bau nicht in der gewünschten Frist und Organisationsgrad der Bauleitung abwickeln konnte.¹⁹

1874 begannen bereits die Pflanzarbeiten. Wie Siesmayer schreibt, war Stumm „kein Freund von kleinen Bäumen und Sträuchern und auch im Kostenpunkte nicht allzu ängstlich, ließ Hunderte von großen Bäumen (Eichen, Buchen, Tannen, Linden u.a.) aus seinen Forsten mit der Maschine nach der neuen Anlage schaffen, um derselben gleich ein fertiges Aussehen zu geben“.²⁰ Es ergibt sich zwar aus den Briefen Grimms, dass man gerade bei den Siesmayer’schen Arbeiten durchaus auf die Kosten schaute, dennoch wurde der Aufwand betrieben, Großgehölze herbeizuschaffen.

Die erwähnte „Maschine“ war eine Kombination eines Hebeegeräts mit Transportmöglichkeiten für Bäume. Bereits bei Anlage des Palmengartens hatte Siesmayer das Gerät zum Einsatz gebracht, ebenfalls um größere Bäume aus dem Stadtforst für den Palmengarten zu gewinnen. Leider ist nicht bekannt, seit wann Siesmayer eine Baumverpflanzmaschine besaß und um welches Modell es sich handelte. Im 19. Jahrhundert scheute man sich nicht vor Großbaumverpflanzungen. Man besaß genügend geschultes Personal, um den erhöhten Pflegeaufwand bei solchen Bäumen umsetzen zu können. Im Gegensatz zu Baumschulware, die allerdings im 19. Jahrhundert in weitaus kleineren Qualitäten abgegeben wurde, als man sie heute allenthalben erhält, hatten die Bäume aus dem Wald nicht durch regelmäßiges Verpflanzen (= Verschulen) einen kompakten Wurzelballen erhalten. Durch den Engstand waren sie in der Regel weniger beastet und besaßen eine lockere unsymmetrisch aufgebaute Krone. Die aus dem Wald verpflanzten Bäume mussten aufgrund ihres anfänglich geringen Wurzelvolumens exakt gewässert und der Stamm vor Sonnenbrand geschützt werden. Bei genauer Betrachtung der Fotografien aus der Anfangszeit des Parks kann man einige dieser Bäume erkennen. Darüber hinaus lassen sich größere Mengen kleiner Fichten und Kiefern als Zwischenpflanzungen ausmachen, die offenbar dazu dienten, zwischen den noch jungen Bäumen eine immergrüne Füllmasse zu bilden.

Im Gegensatz dazu wurden die Bäume für die Alleen an den Fahrwegen aus den Sies-

— Pflanzmaschine.

Maschinen den Stamm hammerartig umfaßt, damit er nicht rutschen kann. Bei der stärksten Maschine des Fürsten Büdler war der Stuhl ca. 2 m hoch (vom Boden aus gerechnet). Das Verpflanzen mit dieser Maschine geschieht wie folgt: Nachdem der Baum, der einen möglichst freien Standort haben muß, ausgewählt worden ist, zieht man um ihn ungefähr in dem Umfang seiner Krone

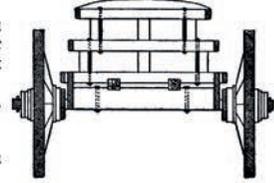


Fig. 641. Pflanzwagen.

einen Graben, in welchem man alle Wurzeln, die man findet, scharf abschneidet; dann beginnt man mit Hilfe von vier an dem Mittelaste der Krone befestigten Leinen oder Tauen den Baum zu bewegen,

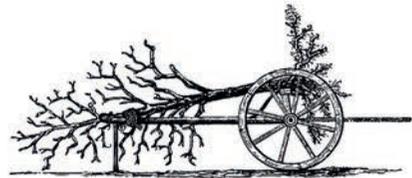


Fig. 642. Pflanzwagen auf dem Transport in Ruhe.

damit man ergründen kann, auf welcher Seite noch zu lösende Wurzeln liegen. Merkt man, daß der Baum nicht mehr von Wurzeln gehalten wird, so entfernt man alle überflüssige Erde aus dem

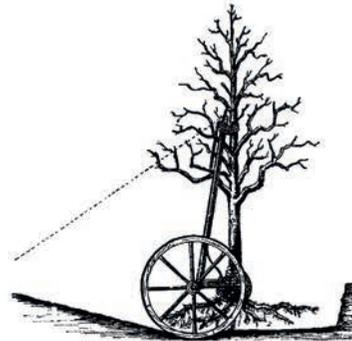


Fig. 643. Aufgerichteter Pflanzwagen.

Ballen, dabei wohl acht habend, daß die Faserwurzeln erhalten, die großen Wurzeln nicht beschädigt werden. (Das Verpflanzen größerer Laubbäume mit Frostballen ist kaum noch üblich.) Darauf bringt man die Maschine, welcher man

Abb. 5: Zeichnung und Erläuterung einer zweirädrigen Baumverpflanzmaschine aus: Rümpler, Theodor: Illustriertes Gartenbau-Lexikon. Augsburg, 1997 (Nachdr. d. 3., Neubearb. Aufl. Berlin, 1902).

mayer'schen Baumschulen in Bockenheim geliefert und somit gleichartig aussehende Bäume mit kompakten Kronen für diese prominenten Pflanzorte bevorzugt.

Nach Ansaat des Rasens übergab Siesmayer die fast fertige Anlage im Juni an den Stumm'schen Verwalter, Notar Carl Grimm. Restliche gärtnerische Arbeiten sowie die Pflege des neu angelegten Parks und der Unterhalt des Küchengartens wurden von Obergärtner Karl Hormel mit einem Personal von 20 Arbeitern übernommen. Im Jahr danach, zur Hochzeit Ferdinand Eduard Stumms mit Pauline von Hoffmann (1858–1950) im Juni 1879 war das Schloss in seiner ersten Bauphase bezugsfertig und der Park fertig angelegt. Sowohl Schloss als auch Park wurden danach stetig weiterentwickelt. So ergänzte man den Bestand der Parkbäume sukzessive mit „Nordamerikanern“. Dazu zählen vor allem Koniferen wie etwa Douglasien (*Pseudotsuga*

menziesii), von denen heute mächtige Exemplare im Park zu sehen sind. Die nach Restaurierungsarbeiten an vielen Stellen wieder erkennbaren großzügigen Parkräume mit markanten Baumgruppen prägen bis heute den nun 32 Hektar umfassenden Park.²¹

Wohl in Folge der Tätigkeit für Ferdinand Eduard Stumm wurden die „Gebr. Siesmayer“ auch von dessen Brüdern Carl Ferdinand von Stumm (1836–1901) und Hugo Rudolf von Stumm (1845–1910) bei deren Parkanlagen herangezogen. Auf Schloss Halberg in Saarbrücken löste Siesmayer den Berliner Gartendirektor Eduard Neide ab, mit dessen Leistungen Carl Ferdinand von Stumm wohl nicht zufrieden war. Er schuf formale Anlagen auf der großzügigen Schlossterasse sowie landschaftliche Partien im Umkreis des Schlosses (errichtet 1877–1880) und war etwa von 1878 bis 1880 dort tätig. Im Gefolge dieses Auftrags erhielt er in Saarbrücken noch

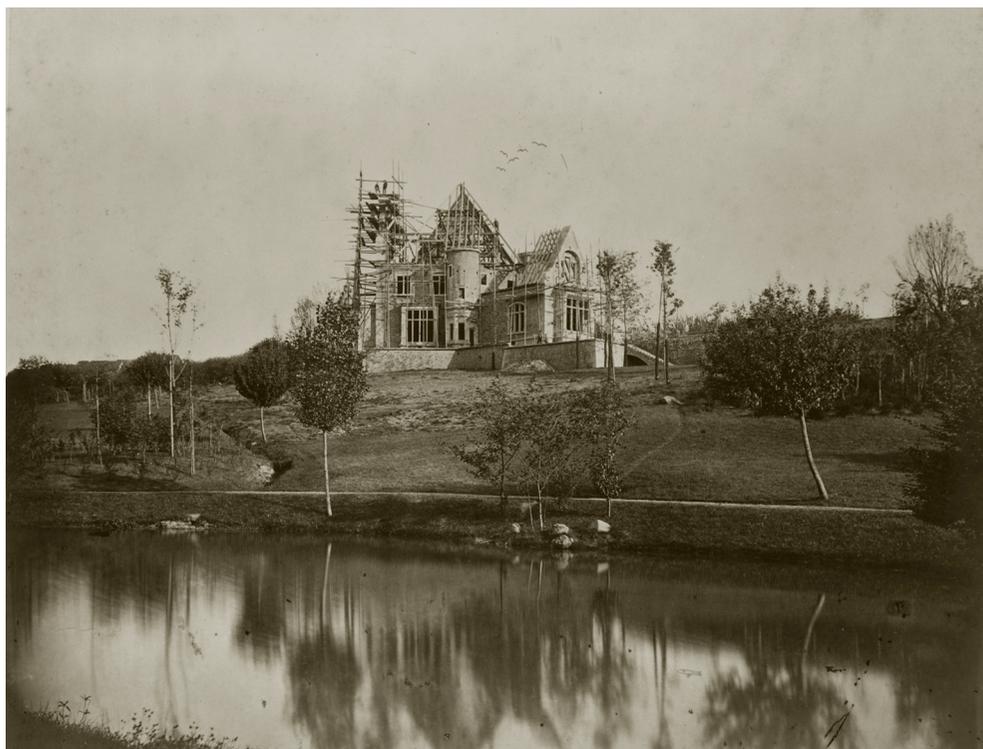


Abb. 6: Rauschholzhausen, 1874. Auf diesem Foto aus der Bauphase ist die fertig gestellte Geländemodellierung zwischen Schloss und Burgteich zu sehen. Die Baumschulgehölze und die aus dem Wald geholten Bäume lassen sich aufgrund der Kronenentwicklung gut unterscheiden (© Bildarchiv Foto Marburg/Dieter Schumacher).



Abb. 7: Rauischholzhausen, 1878. Nordfassade des Schlosses und Fahrweg. Das Foto zeigt die gut ausgebauten Kutschfahrwege mit den noch jungen, gestaffelten Koniferenpflanzungen (Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen, Signatur: digf00102ax).

weitere Aufträge für mindestens zwei Villenparks.²² Die genauen Umstände der Arbeit Siesmayers auf dem Halberg bedürfen noch eingehenderer Nachforschungen.

Im Schlosspark Ramholz bei Schlüchtern scheint man kurzfristig eine Beratung, vermutlich von Philipp Siesmayer, eingeholt zu haben. Die Leitung der Arbeiten wurde aber dem ehemaligen Siesmayer'schen Obergärtner und derzeitigen Würzburger Stadtgärtner Jöns Person Lindahl übertragen, der wiederum als Vertreter vor Ort weitere Obergärtner nannte, die einen Teil ihrer Fortbildung bei Siesmayer erhalten hatten. Hauptsächlich scheint Ramholz aber von dem dortigen Obergärtner Felix Schnetzer (1855–1940) nach Vorgaben von Stumms angelegt worden zu sein.²³

Am Beispiel Rauischholzhausens lassen sich einige wichtige Aspekte in Siesmayers Werk darstellen. Das ist zum einen seine Bereitschaft, sehr auftraggeberorientiert zu arbeiten, darüber hinaus seine herausragenden Fähigkeiten bei der Bodenmodellierung und Raumglieder-

ung großer wie kleiner Parks und schließlich die Kapazität, mit seiner großen Firma viele Spezialisten sowie größere Mengen Gehölze zur Verfügung stellen zu können.

Anmerkungen:

¹ Nach seinem Tod erschienen die Lebenserinnerungen gekürzt um die Aufzählung der Feierlichkeiten, Würdigungen und Geschenke zu Siesmayers 75. Geburtstag in der Zeitschrift „Landschaftsgärtnerei und Gartenarchitektur“ 3. Jg. (1901).

² Das bekannteste und zugleich eines der wenigen Beispiele stammt von dem fast gleichaltrigen Eduard Petzold (1815–1891); allerdings hat Petzold im Gegensatz zu Siesmayer noch weitere grundlegende Werke zur Gartenkunst des 19. Jahrhunderts publiziert und Beiträge für Fachzeitschriften verfasst. Petzold, Eduard: *Erinnerungen aus meinem Leben*. Leipzig, 1890.

³ Vgl. Goldhammer, Sylvia; Kehl, Siegfried; Vogt, Barbara 2011.

⁴ Siesmayer 1892, S. 3.

⁵ Der nachfolgende Absatz fußt auf den Forschungen von Herbert Lohrum zur Familiengeschichte, 2015 im Selbstverlag veröffentlicht.

⁶ Bekannt waren die Mengen angekaufter Mineralwasserkrüge; bei der Zählung der befüllten und verkauften Krüge kam es häufig zu Mäuscheleien und es wurden

Krüge auf private Rechnung verkauft. Siesmayers Aufgabe war es, die bei Kontrolle als beschädigt erkannten, unbrauchbaren Krüge (Brüchlinge) zu erfassen.

⁷ Siesmayer 1892, S. 8.

⁸ Vgl. Siesmayer 1892, S. 8–9; Vogt 2009, S. 42–49.

⁹ Siesmayer 1892, S. 9.

¹⁰ 1888 in den Freiherrenstand erhoben.

¹¹ Jäger 1882, S. 259.

¹² Diese Quellen flossen in die Ausarbeitung zur Geschichte des Parks 1986 sowie in das Entwicklungskonzept von 1991 ein: Fezer-Modrow 1989. Nath-Esser; Esser 1991. Die genannten Quellen wurden auszugsweise abgedruckt in: Rüdensburg, Uwe (Hg.) 1991.

¹³ 1892, S. 28–29.

¹⁴ Nees (2012). Diese Veröffentlichung ist eine Zusammenfassung der Magisterarbeit von 2005 mit dem gleichen Titel (2 Bde.), eingereicht am FB 04, Institut für Kunstgeschichte der Justus-Liebig-Universität Gießen.

¹⁵ Beispielsweise auf dem hinteren inneren Umschlag in Rüdensburg 1991 oder in Fründt; Otte 1999, S. 70–71 sowie in Fründt; Otte 2001, S. 4.

¹⁶ Es konnten leider keine Lebensdaten, Herkunft oder Ausbildungsweg ermittelt werden. Es ist lediglich bekannt, dass er unmittelbar nach Übergabe des Holzhausener Parks 1876 nach Oberlauringen in der Nähe von Schweinfurt ging und dort die Parkgestaltung für Carl Georg v. Grunelius leitete. Über dieses Werk von Siesmayer ist bislang kaum etwas bekannt.

¹⁷ Vgl. die Umschriften der Grimm'schen Briefe in Fezer-Modrow 1986, S. 100 ff.

¹⁸ Carl Jonas Mylius (1839–1883), 1871–1881 Architektengemeinschaft mit Alfred Friedrich Bluntschli (1842–1930).

¹⁹ Dies ist das Ergebnis der Forschungen von Christa Nees (Nees 2012). Probleme mit der Fundamentierung des Schlosses, wie immer wieder in der Sekundärliteratur zu lesen, waren nicht der Grund für die Ablösung Schäfers nach nur einem Jahr.

²⁰ Siesmayer 1892, S. 29.

²¹ Vgl. Fründt; Otte 1999, S. 66–77.

²² Vgl. Siesmayer 1892.

²³ Vgl. Becker 2014, S. 145–163.

Siesmayer, Heinrich (1892): Aus meinem Leben. Lebenserinnerungen. Als Manuskript gedruckt, Frankfurt a. M. Fezer-Modrow, Ulrike (1989): Der Park Rauschholzhausen. Konzeption, Entwicklung und Restaurierung der Anlage des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung der Parkkommission: Modrow, Bernd; Schultka, Wolfgang; Thiersch, Katharina; Ziems, Dagmar. Unveröffentlichtes Typoskript. Justus-Liebig-Universität Gießen. Fründt, Kirsten; Otte, Annette (1999): Im Konfliktfeld zwischen Gartendenkmalpflege und Naturschutz. Der Schloßpark von Rauschholzhausen. In: Spiegel der Forschung 16 (1), S. 66–77.

Goldhammer, Sylvia; Kehl, Siegfried; Vogt, Barbara (2011): „Eine Ceder vom Libanon ... wächst herrlich heran.“ Sebastian Rinz und die Handelsgärtnerei S. & J. Rinz in Frankfurt am Main. In: Stadt+Grün, 60 (4), Berlin/Hannover, S. 54–59.

Jäger, Hermann (1882): Die Gebrüder Siesmayer. Ein Doppel-Lebensbild. In: Deutsche Gärtner-Zeitung 6, S. 243–245 und S. 258–259.

Lohrum, Herbert (2015): Siesmayer/Süßmayer – Vom Brüchlingszähler am Brunnen zu Niederselters bis hin zu den Kunstgärtnern an Rhein und Main. Andernach [Selbstverlag].

Nath-Esser, Martina; Esser, Ludwig (1991): Schlosspark Rauschholzhausen. Entwicklungs- und Maßnahmenkonzept für Parkforsten, Floren, Vegetation und Parkkonzeption. Im Auftrag des Staatsbauamts Marburg. Unveröffentlichtes Gutachten. Bad Homburg.

Nees, Chris (2012): Schloss Rauschholzhausen. Wohnsitz eines Industriellenerben im frühen deutschen Kaiserreich. Unter Mitarbeit von Matthias Recke. Norderstedt. Otte, Annette; Fründt, Kirsten (2001): Der Schlosspark von Rauschholzhausen zwischen Gartendenkmalpflege und Naturschutz. In: Denkmalpflege & Kulturgeschichte (1). Hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Wiesbaden. Rüdensburg, Uwe (Hg.) (1991): Park und Schloss Rauschholzhausen. Unter Mitarbeit von Ulrike Fezer-Modrow; Jutta Schuchard; Cornelia Jöchner. Marburg.

Vogt, Barbara (2009): Siesmayers Gärten. Hg. von der KulturRegion FrankfurtRheinMain, Projekt GartenRhein-Main (Hier ist es schön! Bd. 1). Frankfurt a. M.

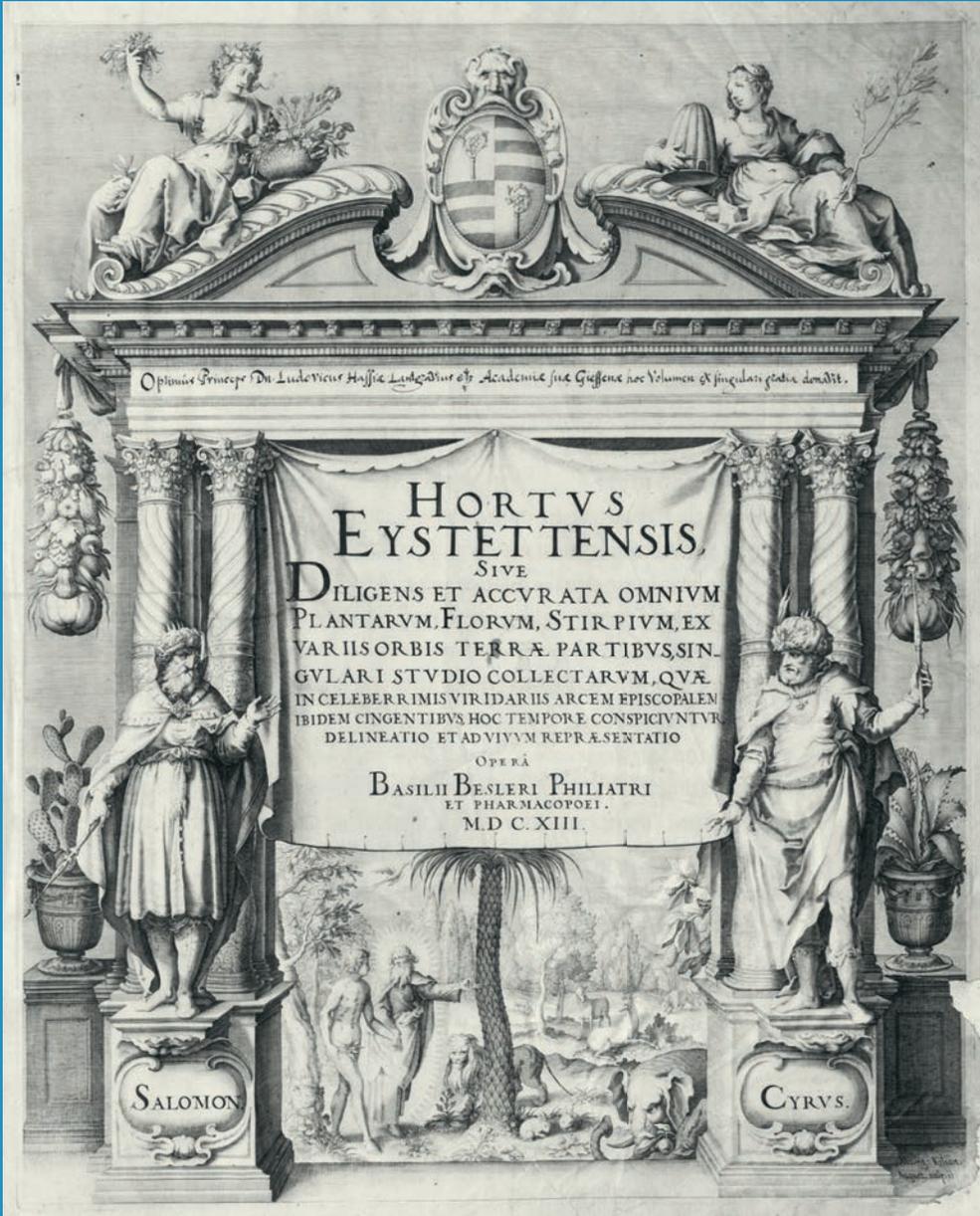
Literatur:

Becker, Horst (2014): Die Bewässerungs-Anlagen im Schlosspark Ramholz – Ein einmaliges Wasserkraftwerk aus dem Zeitalter der Industrialisierung. In: Die Gartenkunst 26 (1), S. 145–163.

Kontakt:

Dipl.-Ing. Barbara Vogt
gartendenkmalpflege@web.de

V. Berichte aus geförderten Projekten



Arnita Jaunsubrēna

Bericht über das Projekt "Wearing a bear"

Am 26. Februar 2015 hat die Abschlussarbeit "Wearing a bear" von Arnita Jaunsubrēna die Premiere am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft gefeiert. Die Arbeit ist im Rahmen des Studiums der Angewandten Theaterwissenschaft als Master-Abschlussprojekt entstanden und wurde von Professoren Heiner Goebels und Prof. Dr. Gerald Siegmund betreut.

Das Projekt ist als eine Koproduktion mit GIT Theater (Gertrudes ielas teatris) Riga entstanden. Im November 2014 hat Arnita Jaunsubrēna mit der Performerin Sonja Risse und Dramaturgin des Projektes Sylvia Lutz 10 Tage in Lettland geprobt. Während der Proben in Lettland wurden wichtige konzeptuelle Entscheidungen getroffen, die die Arbeit in Gießen im Dezember 2014 und Januar/Februar 2015 begleitet haben.

Als Kooperationshaus der Performance "Wearing a bear" verpflichtete sich das Theater, die Produktion nach Lettland einzuladen und die organisatorische Seite zu übernehmen. So wurde das Projekt als einständige künstlerische Arbeit bei mehreren Kulturförderungsprogrammen in Lettland eingereicht. Das Theater selber hat die Kosten der Raumnutzung, Projektleitung und technischen Betreuung übernommen. Mit Hilfe der VKKF (Kulturkapitalfond Lettland, www.vkkf.lv) und der Hessischen Theaterakademie wurden die Reise- und die Unterkunftskosten der Gruppe finanziert.

Am 2. und 3. September 2015 fanden zwei Abende der Performance "Wearing a bear" im GIT Theater statt. Die lettische Presse hat das Projekt als Gastperformance einer Abschlussarbeit gut angenommen. Arnita Jaunsubrēna



Performance "Wearing a bear".

(Foto: Charlotte Arens)



Performance "Wearing a bear".

(Foto: Charlotte Arens)

wurde in mehreren Artikeln erwähnt. Sehr großes Interesse hat ihre Ausbildung am Institut der Angewandten Theaterwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen bekommen. So hat sie ein Interview im Radio (Radio Klassika, www.radio.lv) gegeben, was sich mit unterschiedlichen Ausbildungsmöglichkeiten in Lettland und Deutschland auseinandergesetzt hat. Die Performance "Wearing a bear" wurde an zwei Abenden gezeigt, mit einer maximalen Zuschauerzahl von 100 Personen. Das Theater GIT ist eine der leitenden freien Theaterbühnen Lettlands. Das Projekt "Wearing a bear" hat große Aufmerksamkeit erzeugt, da die Arbeit sich zwischen Performance und Installation bewegt. Die Form des Abends ist in Lettland noch neu – deswegen war das Theater interessiert, diese Erfahrung mit den ZuschauerInnen zu teilen. Die Abende haben gezeigt, dass es noch viel Erklärungsbedarf gibt, was die Position des Zuschauens angeht. Menschen waren oft verunsichert, wenn sie nicht wussten, was zu tun ist. Trotzdem gab es viele InteressentInnen, die lange Zeit in der Performance verbracht haben. Die Texte der Performance "Wearing a bear" wurden extra für das Gastspiel ins Lettische

übersetzt und neu eingesprochen. Sonst entsprach die Arbeit den in Deutschland gezeigten Aufführungen.

Die Aufführungen in Riga, Lettland, waren für alle TeilnehmerInnen des Projektes eine gute Erfahrung. Ich hoffe, dass durch dieses Zusammenkommen auch andere Mitglieder des Projektes eigene Projekte mit dem Theater in Lettland realisieren können, wie auch andere Arten der Zusammenarbeit zwischen dem Theater und den KünstlerInnen entstehen werden.

Ich bedanke mich ganz herzlich, dass die Hochschulgesellschaft Gießen die Entstehung meines Projektes unterstützt hat.

Bei dem Projekt beteiligt waren: Arnita Jaunsbrēna (Konzept, Regie, Choreographie, Bühne, Kostüm), Lea Schneidermann (Lichtdesign), Hannah Ruoff (Mitarbeit Bühne), Sylvia Lutz (Dramaturgie), Sonja Risse (Performance), Kristin Gerwien (Performance), Katharina Speckmann (Performance) und Rupert Jaud (Sounddesign).

Kontakt:

Arnita Jaunsbrēna
subrens@yahoo.co

Indra Sara Nowak, Christin Dannewitz

Zweiter Studentenaustausch der veterinärmedizinischen Fakultät mit der Uludağ-Universität Bursa in Gießen

Bereits seit vielen Jahren besteht sowohl auf türkischer als auch auf deutscher Professorenebene eine innige Freundschaft zwischen den veterinärmedizinischen Fakultäten in Bursa und Gießen.

Jedoch fehlte hierzu immer das Pendant auf studentischer Ebene. Deshalb ergriffen die türkischen Studenten letztes Jahr die Initiative und luden zwölf Gießener Tiermediziner für eine Woche nach Bursa ein. Das uns dort gebotene Programm und die atemberaubende Gastfreundlichkeit machten es zu unserer persönlichen Pflicht, eine Gegeneinladung auszusprechen.

Vom 18. April bis zum 26. April 2015 sollte nun der Besuch der uns überwiegend bekannten türkischen Studenten aus allen Fachsemestern stattfinden. Die Vorfreude war groß, denn bereits beim Abschied des ersten Austausches stellten wir alle fest: „Uns trennt nur noch die

Sprache voneinander!“ Umso größer war nun also der Druck, unseren Freunden ein sowohl fachliches als auch kulturell facettenreiches Programm zu bieten. Hierfür hatten wir Organisatoren uns gedacht, unter anderem das Liebig-Museum und den Heidelberger Zoo zu besuchen.

Dank der Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft wurden uns diese Wünsche erfüllt, sodass wir durch Herrn Prof. Walz nicht nur eine sehr interessante und lehrreiche Führung erhielten, sondern zudem auch von seinen Türkischkenntnissen profitieren konnten. Er hatte zufälligerweise bereits einige Monate in der Türkei verbracht, wodurch er sich mit den türkischen Studenten über das Englische hinaus sehr gut verständigen konnte und für eine gute Stimmung sorgte.

Die gesamte Woche wurde außerdem durch ein Projekt bei Frau Prof. Wrenzycki in der Klinik



Türkische und deutsche Veterinärmedizinstudenten beim Besuch des Heidelberger Zoos.

(Foto: Fr. Osterwind)



Abb. 2: Beim Empfang im Mathematikum: türkische und deutsche Tiermedizinstudenten. (Foto: Christoph Rummel)

für Geburtshilfe, Gynäkologie und Andrologie geprägt, in dem die Austauschstudenten die einmalige Gelegenheit hatten, bovine Eizellen zu befruchten. An vier aufeinanderfolgenden Tagen konnten sie daraufhin die Entwicklung der Eizellen beobachten und wurden dabei durch Frau Prof. Wrenzycki angeleitet. Anschließend wurden die Ergebnisse diskutiert. Es war eine tolle Erfahrung, die Furchung und die Entstehung eines neuen Lebewesens hautnah mit zu verfolgen. Unsere türkischen Gäste waren sehr dankbar für dieses Erlebnis und hatten sehr viel Spaß dabei.

Ein weiteres Highlight war der Besuch des Heidelberger Zoos am letzten Tag vor der Abreise. Frühmorgens ging es schon los. Mit etwas Verspätung starteten wir unsere Reise in die wunderschöne Stadt Heidelberg. Verwöhnt von den vorigen Sonnentagen konnte uns das regnerische Wetter an diesem Tag nichts anhaben. Wir erhielten eine Führung durch Frau Dr. vet. med. Osterwind, die uns sprachlos werden ließ. Sie begann mit der Vorstellung des Medical Trainings an einem der vier dort lebenden Elefantenbullen. Es war beeindruckend zu sehen, zu was die Trainer mit „ihren“ Elefanten al-

les in der Lage sind. Weiter ging es quer durch den Zoo mit vielen vor allem tiermedizinisch relevanten Informationen zu den Schildkröten, bei denen wir dann ein außergewöhnlich schönes Gruppenfoto machen durften.

Nach dem Besuch des Zoos blieb noch etwas Zeit, die Stadt zu erkunden. Zu Fuß bzw. mit der Zahnradbahn ging es an der Altstadt vorbei den Schlossberg hoch, um den Panoramablick vom Schlossgarten aus zu genießen. Gegen 19.00 traten wir dann wieder gemeinsam die Heimreise nach Gießen an.

Natürlich hatten wir auch andere interessante Punkte in unserem Programm, wie z.B. praktische Kurse in der Klinik für Kleintiere/Innere Medizin. Für einen Grillabend mit selbst hergestellten Bratwürstchen stellte Prof. Dr. Neiger dankenswerterweise die Räumlichkeiten bereit. Durch einen angenehmen Frühlingsabend war ein perfekter Abend garantiert. Die kulturellen Highlights versuchten wir neben dem Besuch der Stadt Heidelberg mit einem Besuch der Licher Brauerei abzudecken.

Nicht zuletzt möchten wir noch erwähnen, dass diese Woche auch durch einen französischen Austausch geprägt wurde. Denn dieses

Jahr fand in Gießen zum 30. Mal die Jumelage zwischen Nantes und Gießen statt, so dass wir dank Herrn Prof. Gerstberger und Herrn Dr. Rummel an zwei Abenden ein Treffen von französischen, türkischen und deutschen Studenten erleben durften.

Wie man sich hier schon denken kann, hieß das für alle Beteiligten wenig Schlaf, aber viel Spaß! Obwohl die Organisation viel Zeit und Energie kostete, war es die Mühe wert. Es ist ein überwältigendes Gefühl, genauso unkonventionelle Tiermedizinstudenten auf dem anderen Kontinent seine Freunde und bald auch Kollegen nennen zu dürfen. Wir hoffen sehr, dass dieser erste Austausch auf deutschem Boden ein Grundstein für eine neue Freundschaft und In-

ternationalisierung darstellt und in der Zukunft regelmäßig stattfinden wird.

Da dieser Austausch einzig und allein durch Studenten organisiert wurde, kann man sich sicher vorstellen, welche umfangreiche Organisation solch ein Austausch voraussetzt. Es ist auch nicht einfach, Unterstützer für die Durchführung zu gewinnen.

Ein besonderer Dank gilt deshalb allen Sponsoren, Instituten und Kliniken für die unglaubliche Unterstützung. Ohne sie wäre diese unvergessliche Woche nicht möglich gewesen!

Kontakt:

ivsa-giessen@gmx.de

H&H Henders & Hazel



Top Kauf

Ausziehtisch Priego
160/220x90cm
€ 999,-

€ 899,-

Wohnen in Ihrem Stil

1. Ausziehtisch Priego 160/220x90cm € 999,- € 899,-
2. Stuhl Alegria in Stoff ab € 169,- • in Leder (Alec) ab € 259,-
3. Schrank Priego € 1099,-
4. Vitrinenschrank Priego € 1799,-
5. Sideboard 180cm Priego € 949,-

* Diese Leuchte ist geeignet für Leuchtmittel der Energieklassen: A+ bis C



Top Kauf

2,5-Sitzer Havana
in Stoff ab
€ 899,-

€ 799,-

6. 2,5-Sitzer Havana in Stoff ab € 899,- € 799,- • in Leder ab € 1699,-
7. 3-Sitzer in Stoff ab € 999,- € 899,- • in Leder ab € 1799,- (abgebildet in Stoff Leopard)
• Mehrpreis für Auszugssystem € 50,-

Preise gültig von 16.05 bis 30.06.2016.

so happy www.sommerlad.com

35394 Gießen/Schiffenberger Tal
Pistorstraße 2 • Tel. 06 41/70 03-0

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 10-20 Uhr und Samstag 9:30-20 Uhr



Kristin Rudersdorf, Saskia Schomber, Florian Sommerkorn

„Der Mythos vom Mythos – Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mythische in Künsten und Wissenschaften“

Bericht zum fünften Gießener IGNIS-Studierendenkolloquium vom 24. bis 26. April 2015 im Alexander-von-Humboldt-Haus der JLU Gießen

Dass der Mythos stets ein Objekt ästhetischer, politischer, historischer und intellektueller Interessen war, fassen wir bereits in sehr frühen bildlichen und literarischen Zeugnissen. Sei es die komplexe Auseinandersetzung antiker Geschichtsschreibung mit mythischen Traditionen, die Ethnologie als impulsgebende Disziplin der modernen Mythosforschung oder die epochenübergreifende Methode der Mythenallegorese – die Vielzahl an Perspektiven und Reibungsflächen in wissenschaftlichen Diskursen lässt die Universalität der Problematik erahnen.

Aus diesem Anlass haben sich Studierende aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen zusammengefunden, um unter dem Titel „Der Mythos vom Mythos – Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mythische in Künsten und Wissenschaften“ verschiedene Zugänge zu diesem komplexen Thema vorzustellen und methodische Herangehensweisen zu diskutieren.

Nach einer dreijährigen Pause fand sich im letzten Jahr erneut eine Gruppe Studierender zusammen, die in der Tradition von IGNIS ein studentisches Kolloquium organisierte. Gelingen konnte dieses Projekt dank der großzügigen finanziellen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft und der Rink-Stiftung; ein großer Dank gilt aber auch der tatkräftigen Hilfe aus den Reihen des Instituts für Altertumswissenschaften, sowohl seitens unserer Kommilitonen, der Vorgängerteams als auch der Dozenten.

Die Initiative Gießener Studierender zum Erwerb interdisziplinärer Schlüsselqualifikationen (IGNIS)

Im Jahre 2005 rief eine Gruppe Gießener Studierender die Initiative IGNIS ins Leben. Ihr Ziel

ist es, Studierenden aller Semester sowie jungen Promovierenden eine Plattform zu bieten, wissenschaftliches Arbeiten außerhalb des universitären Alltags zu erleben. Im Stil eines klassischen Wissenschaftskolloquiums konnten die Teilnehmer ihre Vorträge in einem sechzigminütigen Rahmen frei in allen medialen Möglichkeiten mit anschließender Diskussion gestalten, und so akademisches Arbeiten, Vortragen und Diskutieren üben. Im Anschluss an das Kolloquium stellt die nun anstehende Publikation der Tagungsergebnisse eine weitere Möglichkeit dar, bereits im Studium erste Erfahrungen im wissenschaftlichen Arbeiten zu machen. Nach alter IGNIS-Tradition gab es zudem einen wissenschaftlichen Gastvortrag, den Prof. Dr. Susanne Gödde aus München hielt.

Mythos im Alltag

Uns tritt im Mythos ein Phänomen entgegen, das in seiner Lebensweltlichkeit kaum zu überbieten ist. Wo auch immer man hinsieht, begegnet einem der „Mythos“, bewusst oder unbewusst: ob es sich nun um Kinderbücher handelt, die alte Mythen erzählen, oder um den FC Bayern München, der zum fußballerischen Mythos avanciert, der Begriff „Mythos“ wird im heutigen Alltag geradezu inflationär gebraucht. Ob man nun all diese Phänomene für Mythen hält oder nicht, dem Begriff entkommt man nicht. Diese Beobachtung war Anlass genug, sich die Frage zu stellen, wie man den „Mythos“ bestimmen kann, und wissenschaftliche Zugänge zu diesem Phänomen zu suchen, die unser Reflexionsvermögen dafür schärfen.

Organisation

Unter dem Anspruch der Interdisziplinarität haben wir unseren *Call for Papers* an viele Institu-

te und studentische Fachschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz mit Bitte um Aushang und Werbung versandt. Die Menge der daraufhin bei uns eintreffenden Abstracts hat uns sehr erstaunt. Bei der schwierigen Auswahl aus den oft sehr guten Einsendungen haben wir uns um einen breiten Zugang zum Thema „Mythos“ bemüht. In Arbeit ist ein Sammelband, der im Laufe dieses, spätestens aber des nächsten Jahres erscheinen und die Beiträge der Teilnehmer versammeln soll.

Darüber hinaus konnten wir als Organisationsteam durch die großzügige finanzielle Unterstützung den Teilnehmern sowohl die Unterkunft als auch eine Fahrtkostenunterstützung stellen.

Der Mythos vom Mythos

Das Kolloquium begann mit dem Vortrag von Dr. Carsten Schmieder (Berlin), der als einziger nicht studentischer Teilnehmer darum gebeten hatte, aufgrund seines Forschungsinteresses am Mythos am Kolloquium teilnehmen zu dürfen; er bot eine methodische und wissenschaftliche Einführung in das Thema.

Der erste studentische Beitrag von Julia Wirth (Frankfurt) entführte uns zur Gestalt Karls des Großen und zeigte die mythische Verklärung und (oft) politische Instrumentalisierung dieser Gestalt in der europäischen Geschichte exemplarisch auf.

Im Anschluss daran hielt Julien Bobineau (Würzburg) einen Vortrag zum Mythos einer weiteren historisch-politischen Persönlichkeit: *Auf Lumumbas Spuren* brachte er uns in den Kongo und stellte die Entwicklung dieses Verfechters der Unabhängigkeit des Kongo ab den 1960er Jahren zu einem Mythos dar sowie seine medialen Erscheinungsformen.

In ihrem Abendvortrag („Athen und Theben. Antike Gründungsmythen im Spannungsfeld von Ideologie und Subversion“) ging Prof. Dr. Susanne Gödde (München) an den Ursprung der Mythen zurück und erläuterte uns die konstituierende Kraft sog. Gründungsmythen in der griechischen Antike, mit speziellem Blick auf Athen. An dieser Stelle danken wir ihr noch einmal sehr herzlich für diesen anregenden

Vortrag und ihr großes Interesse an unserem Kolloquium.

Der zweite Tag betrachtete den Mythos verstärkt unter literarischen und religionswissenschaftlichen Gesichtspunkten. Zunächst sprach Marlene Deibl unter dem Titel „Mythos und Repräsentationskritik. Der *iconic turn* bei Platon und Ibn Arabi“ über den Mythos als Ausdrucksform und das menschliche Bedürfnis nach Repräsentation in Text und Bild.

Mit antiken Mythen befasste sich der Vortrag von Mihail-George Hâncu (Bukarest/Hamburg), der uns unter dem Titel „Die Terminologie der vorsokratischen Schöpfungsmythen“ das Chaos als begrifflich bereits definiertes Konzept in den vorsokratischen Schöpfungsmythen vorführte.

Unter dem Titel „Kategorische Paradigmen des ‚Mythischen‘ im Nibelungenlied“ stellte uns Susanne Wenger (Graz) nach der Mittagspause ihre aus Mythostheorien erarbeiteten Kategorien zur Interpretation dieses mittelalterlichen Epos vor.

Der nächste Vortrag von Maria Krümpelmann und Robin Auer (Heidelberg), „Ein Mythos im Reagenzglas: Tolkiens Mittelerde“, stand unter dem Zeichen der Konstruktion von Mythen durch Sprache. Er zeigte uns den Zusammenhang von Mythos und Sprache in Tolkiens Werk auf.

Der vorletzte Vortrag des Samstags befasste sich mit der Verbindung von Mythos und Ritus: Unter dem Titel „*latiar* und *visceratio* – eine Neuinszenierung des Mythos im Ritual“ beschrieb uns Isabella Heil (Frankfurt) am Beispiel eines römischen Rituals, welche Schlüsse man aus dem Vergleich von Mythos und Ritual ziehen kann und wie bestehende Rituale mit alten Mythen verbunden werden.

Den Abschluss des zweiten Tages bildete Jennifer Hartmann (Göttingen) mit einem Blick auf das Christentum: Sie stellte die Frage, ob man die christlichen Märtyrerakten als Mythen bezeichnen kann und stellte Analyse Kriterien vor, unter denen sie dies für möglich erachtete.

Der Sonntag begann mit philosophischen Überlegungen zum „Mythos als ‚Grundlage‘ des Lebens bei Nietzsche und Heidegger“ von Choong-Su Han (Freiburg), der von Platon aus-

gehend über Nietzsche und Heidegger die elementare Bedeutung mythischen Denkens für den Menschen aufzeigte.

Der letzte Vortrag von Thomas Robak (Erfurt) „Über den metaphorischen Gebrauch mythologischer und religiöser Lexik in der profanen Mediensprache“ schloss den Kreis zu den Überlegungen, die ganz am Anfang des Kolloquiums standen. Dieser Beitrag erinnerte an die oben bereits erwähnte inflationäre Verwendung des Begriffs Mythos durch eine Analyse von mythologischen und religiösen Sprachresten in der Alltagssprache von Druckmedien.

Die Abschlussdiskussion griff zentrale Fragen noch einmal auf: das hochkomplexe Verhältnis von Mythos und Logos, von Form und Inhalt oder die Frage, ob man einen Kern des Mythos bestimmen kann. Trotz ihrer Unterschiede konnten in allen Ansätzen einige Übereinstimmungen festgehalten werden. Dass wir zu keiner letztgültigen Definition gelangen würden, war allen Diskussionsteilnehmern von Anfang an klar. Dies war nicht Ziel des Kolloquiums: Es

sollte aber neue Perspektiven eröffnen und Denkanstöße geben.

Fazit

Man kann sagen, dass es sowohl für die Organisatoren als auch die Teilnehmer ein sehr erfolgreiches Wochenende war. Wir haben auf organisatorischer und fachlicher Ebene Erfahrungen gesammelt, wobei die sehr unterschiedlichen Beiträge eine inhaltliche Annäherung an ein komplexes Thema ermöglichten.

Für die Zukunft ist es wünschenswert, dass IGNIS weitergeführt wird, weil die Initiative Studierenden eine großartige und seltene Möglichkeit bietet, sich im akademischen Vortragen, Diskutieren und Publizieren zu erproben und den Blick anderer Disziplinen auf das eigene Thema kennenzulernen.

Kontakt:

ignis@uni-giessen.de



Gregor Glogowski

Bericht über das Projekt "Don't Kill this Messenger!" in Athen, Griechenland

Am 9. und 10. Mai 2015 führten Gregor Glogowski, Maria Tsitroudi und Johannes Van Bebber das Projekt "Don't Kill this Messenger!" im TV Control Center, einer Spielstätte für zeitgenössische Performance in Athen, auf. Unsere Performance basiert auf der historischen Figur des Boten im antiken Theater und sie befasst sich u.a. mit der Schließung des staatlichen Rundfunks und Fernsehens „ERT“ im letzten Jahr in Griechenland im Zuge der Sparmaßnahmen der damaligen Regierung. Unsere Performance blickt auf ein Ereignis in Griechenland von der Außenperspektive (von Deutschland aus betrachtet) und wir wollten nun das Material quasi zurück an seinen Ort bringen bzw. das Ereignis aus anderer Perspektive zurückspiegeln. Das TV Control Center (KET) liegt in einem spannungsreichen Viertel in Athen, das von Migranten und ultra-rechten griechischen Nationalisten bewohnt wird. Die Leiter des TV Control Center, Fortini und Dimitris, organisierten erst ein paar Tage vor unserer Performance eine Konzertreihe zugunsten der Anwälte, die momentan in Griechenland gegen die Partei der Goldenen Morgenröte klagen, deren Mitgliedern u.a. Mord vorgeworfen wird. Das Publikum, das ins KET kommt, setzt sich zusammen aus Interessierten der Kunstszene, Akademikern, Migranten und politischen Aktivistinnen. Das TV Control Center ist eigentlich ein wenig zu spärlich für eine Theater-Performance ausgerüstet und die Räumlichkeiten (eine Art Kellerraum mit Balkon und Bar) machten es uns am Anfang nicht ganz einfach. Die ersten Tage nach der Ankunft haben wir den Raum auf eine Theatersituation hin eingerichtet, so gut es ging, und Beleuchtungsfolien in der Stadt besorgt, die das KET nicht hatte. Schließlich boten wir Platz für knapp 60 Leute. Fortini hatte nun ein Interview für uns bei ERTOPEN.COM besorgt. ERTOPEN.COM heißt der freie Radio-

und Fernsehsender, gegründet von ehemaligen Mitarbeitern von ERT. Die Schließung von ERT im letzten Jahr wurde von zahlreichen, zum Teil dramatischen Gegendemonstrationen begleitet, die wiederum einem massiven Polizeieinsatz gegenüber standen. Es kam damals zu gewaltvollen Szenen, aber auch eine Welle der Solidarität mit den Mitarbeitern von ERT ging durchs Land. Die Vorwürfe gegen die damalige Regierung lauteten, dass sie ERT schließe, weil dort noch regierungskritische Journalisten seien. Die Schließung wurde so zu einem Symbol für die Abschaffung der Demokratie im Zuge der Finanzkrise. Die Regierung wiederum warf ERT Korruption vor und argumentierte mit den notwendigen Sparmaßnahmen, die von der sog. Troika auferlegt wurden. Als wir zu ERTOPEN.COM kamen, lagen deren Büros genau gegenüber des alten ERT-Gebäudes, über dem das Schild NEPIT thronte (das neue staatliche Fernsehen, das nach der ERT-Schließung eröffnet wurde). Etwas verwirrt gingen wir in die Büros von ERTOPEN.COM zu unserem Radio-Interview. Dort empfingen uns sehr herzlich und interessiert die ehemaligen ERT-Journalisten, die dort ihr eigenes freies Radio und Fernsehen betreiben, quasi als Kollektiv – ohne Bezahlung. Wir seien genau im richtigen Moment gekommen, hieß es, da am Montag nach unserer Performance ERT von der neuen Regierung wiedereröffnet werden solle und sie vielleicht auch alle ihre Jobs wieder bekämen, so eindeutig sei das aber noch nicht im gegenwärtigen Griechenland. Unser Radiointerview dauerte eine Stunde und war live. Wir wurden in Griechisch (Maria Tsitroudi aus unserer Produktion ist Griechin) und Englisch interviewt, zwischendurch wurden immer wieder Aufnahmen und Musik aus unserer Performance eingespielt. Besonders interessierte unsere Gastgeber die Abstraktion und Rekontextualisie-

rung, die wir in unserer Performance mit dem Material vornahmen. So kombinierten wir die ERT-Schließung mit dem Kontext des Boten im griechischen Theater, den wir wiederum mit einer Theorie über Vampirismus kurzschlossen. Eine weitere Quelle war die Mediatisierung des Autounfalls von Jörg Haider im Jahre 2008. „Ob wir das Material so ausgewählt hätten, um die ERT-Schließung als ein kollektives Trauma zu analysieren?“, erinnere ich eine der Fragen. Das Interessante war, dass wir durch unsere Kontextverschiebung und Diskursivierung das unmittelbare Ereignis der ERT-Schließung distanzieren. Es wurde ungewohnt perspektiviert und dadurch wiederum neu lesbar. Gleichzeitig löste unser Material eine merkwürdige Feedbackschleife der Erinnerungen aus. Johannes Van Bebber verwendete in unserer Performance Sounds und Klänge aus den Tonaufnahmen der ERT-Schließung und komponierte diese neu. ERTOPEN.COM spielte nun diese Musikstücke live im Radio, die, wie gesagt, von der Schließung des Radios stammen, das von dem Radiosender abgelöst wurde, in dem wir saßen. Wir verließen die Radiostation, nachdem wir noch Fotos vor dem ERT-Logo im Büro des Senders mit den Mitarbeitern machten. Wir hatten den Eindruck, dass unsere Performance fast ein wenig instrumentalisiert wurde für den politischen Aktivismus. Es folgte noch die Idee, dass wir unsere Performance bei dem Geburtstag von ERT im Juni noch einmal zeigen könnten, im alten, neuen Hauptgebäude. Auf soviel Überschwang waren wir eigentlich nicht gefasst. Persönlich hat sich aus der Erfahrung bei ERT und anschließenden Gesprächen mit verschiedenen Seiten ein erstaunliches und widersprüchliches Bild ergeben, das eigentlich eine weitere künstlerische und reflektierende Antwort herausfordert. Da ist einerseits die Absage an die Demokratie durch die zweifelhafte Schließung des regierungskritischen Senders, andererseits, so erfuhren wir später, hatte der Sender mit komplexen und korrupten Strukturen zu kämpfen. So wurde den Gewerkschaften eine Art Schattenimperium im Sender vorgeworfen. Letztlich wusste man nicht so Recht, welcher Seite man glauben sollte, oder welche Position überhaupt richtig sei. Schließlich sahen

wir am darauffolgenden Montag im griechischen Fernsehen die merkwürdig unwirklichen Szenen: die Mitarbeiter von ERT, die uns interviewt hatten, betraten wieder ihren ehemaligen Arbeitsplatz im Hauptgebäude, begleitet von einem riesigen, skandierenden Demonstrationzug.

Nach dem Radiointerview führten wir unser Stück an zwei Tagen im TV Control Center auf. Dort kamen an beiden Abenden etwa jeweils vierzig Leute zusammen. Am zweiten Aufführungstag kam wiederum ein Fernseherteam von ERT, um eine Aufzeichnung von unserem Stück zu machen, ob für eine Sendung oder fürs Archiv blieb unklar. Unsere Erfahrung mit dem griechischen Publikum war erstaunlich. Die Reaktionen auf unsere Performance waren durchweg enthusiastisch und wir diskutierten im Anschluss immer noch den ganzen Abend. Unsere Performance in Deutschland wurde vor allem als „komplex“ und „abstrakt“ rezipiert, was sicher auch an dem Material lag, das einem deutschen Publikum weniger direkt zugänglich war. Die griechische Rezeption machte uns deutlich, dass hier unser Stück vielmehr eine Gedächtnisfunktion hatte. Man erinnerte sich an das Geschehen um ERT und gleichzeitig versuchte man mit dem Kontext zu arbeiten, den wir anboten. Ich glaube, dass die zwei Aufführungen im TV Control Center wirklich eine interessante und produktive Form des kulturellen Dialogs darstellen. Wie ich von mehreren Seiten dort erfuhr, markierte die ERT-Schließung einen Einschnitt im Verlauf der Finanzkrise. Die Schließung wurde immer wieder als „Schock“ beschrieben. Nun ging jedoch die Geschichte weiter. Ein Regierungswechsel folgte, die Neueröffnung vor ERT wurde angekündigt. Warum also eine Performance über die Schließung? Mir wurde an den Reaktionen des Publikums nach der Aufführung deutlich, dass Performance eine Form der Erinnerung ist, etwas, das Erinnerungen auslöst, damit verbunden auch Emotionen. Dabei sind dies weniger die Erinnerungen, die wir selbst in der Performance thematisieren, als solche, die bei den Zuhörern ausgelöst werden – worüber sie anschließend das Bedürfnis haben, zu sprechen.



Besuch beim griechischen Fernsehen.

(Foto: Gregor Glogowski)

Abschließend bin ich überzeugt von dem Modell, Projekte der JLU als Gastspiele bzw. Präsentationen ins Ausland zu schicken. Durch unseren Besuch kamen wir mit zahlreichen Personen ins Gespräch über das Institut für Angewandte Theaterwissenschaft und damit letztlich über die JLU, so mit JournalistInnen, KünstlerInnen und AktivistInnen. Mehrere Interessierte erkundigten sich nach Studienmöglichkeiten an der JLU, vor allem in der Theaterwissenschaft. Die Form der Verbindung von Theorie und Praxis, die im Bereich Geisteswissenschaften der JLU gelehrt wird, zeigte sich auch in unserer Performance und viele Zuschauer diskutierten über unseren Zugang zu

Diskursen und unsere Methoden der szenischen Forschung. Ich kann die Außenwirkung des Instituts und der JLU nur positiv bewerten und empfehle weitere Projekte an Produktionsstätten im Ausland möglich zu machen. Im Anschluss an unsere Aufführung bekam ich zahlreiche Recherchematerial, Ideen und Kontakte für zukünftige Projekte. Meiner Meinung nach sollten Recherche und Forschungsreisen dieser Art weiter stark gefördert werden.

Kontakt:

glogowski2002@yahoo.de

Lesen Sie den Gießener Anzeiger bequem auf Ihrem Tablet und Smartphone!

DIE E-PAPER-APP FÜR SIE!

Gießener Anzeiger

Unser E-Paper – was es kann

- ▶ Lesen Sie auf Tablet, PC, Smartphone oder Laptop
- ▶ Lesen Sie im Zeitungslayout oder in der skalierbaren Textansicht, On- oder Offline
- ▶ Individuelle Lesezeichen und 28-Tage-Archiv
- ▶ Komfort-Suche innerhalb einer Ausgabe oder allen gespeicherten Ausgaben und noch vieles mehr...

**JETZT HERUNTERLADEN
UND 7 TAGE KOSTENLOS
& UNVERBINDLICH TESTEN.**



Apple App Store



Google Play Store



Gießener Anzeiger

Kreis-Anzeiger

Oberhessische Zeitung

Lauterbacher Anzeiger

Misinger Anzeiger

Gelnhäuser Tageblatt



Manfred Prinz, Philipp Zeidler

Filme drehen im Fremdsprachenunterricht

Häufig kritisieren Lehramtsstudenten, dass ihnen das Studium zu theoretisch aufgebaut sei und es zu wenig Praxisbezug gebe. Oftmals würden die behandelten Themen keine Relevanz für den Unterricht besitzen und dienen ausschließlich dazu, den Horizont der Lehramtsstudenten zu erweitern. Den Anwendungsbezug und die Förderung produktiver Fertigkeiten vermissen etliche Studenten. Doch gerade der Gedanke, Theoretisches in Praktisches umzuwandeln und so die Handlungskompetenz der Studenten zu fördern, sollte im Interesse der Fremdsprachendidaktik liegen. Außerdem ist es für sie von großem Belang, Medien in den Unterricht zu integrieren, was neuere Publikationen zeigen.¹ Die Idee, ein Filmprojekt mit Studenten aus Gießen und aus Spanien beziehungsweise Frankreich zu organisieren, wurde schon im Herbst 2014 in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Kirsten von Hagen (Französische und Spanische Literatur- und Kulturwissenschaft) geboren. Im Sommersemester 2015 ist es dann gelungen, drei spanische Studenten aus Pamplona aus der dortigen Fakultät für Kommunikationswissenschaften (Universidad de Navarra, Partneruniversität der Justus-Liebig-Universität) im Rahmen eines Erasmus-Projekts für das Vorhaben zu gewinnen.

Filme werden im Unterricht relativ selten eingesetzt. Das zeigt, dass Lehrerinnen und Lehrer noch immer über „Berührungsängste“ im Umgang mit ihnen verfügen.² Das ist umso bedauerlicher, da audiovisuelle Medien eine wichtige Rolle in der Lebenswelt von Schülerinnen und Schülern sowie in der Tradition des Fremdsprachenunterrichts einnehmen. Man sollte das hohe didaktische Potential von Filmen stärker nutzen.

Das seit geraumer Zeit geplante Projekt führte im Wintersemester 2014/15 zu einem Seminar, das die Studenten dazu befähigen sollte, ihren

eigenen Kurzfilm zu drehen. Parallel zu diesem Seminar besuchten einige Studenten noch einen Kurs zur „Einführung in die Videotechnik und Filmgestaltung“, der vom Hochschulrechenzentrum unter der Leitung von Henning Heckmann angeboten wurde. In dieser Veranstaltung erläuterte Herr Heckmann den Studenten, wie ein Film entsteht und worauf es beim eigenen Dreh und der Post-Produktion ankommt. Im Februar 2015 fand die erste Kontaktaufnahme mit dem Offenen Kanal Gießen statt. Das Medienprojektzentrum Offener Kanal ist seit 1995 in Gießen tätig und fungiert als Partner von Medienprojekten, die von unterschiedlichen Bildungseinrichtungen, vom Kindergarten bis hin zur Universität, durchgeführt werden. Herr Behle und andere MitarbeiterInnen des Offenen Kanals empfingen uns freundlich, brachten uns das Konzept des Offenen Kanals näher und zeigten uns die Räumlichkeiten, zu denen ein eigenes Studio gehört. So wurde eine Zusammenarbeit für den Zeitraum geplant, in dem die Spanier in Gießen sein würden.

Im Sommersemester 2015 wurden weitere Seminare für französisch- und spanischsprachige Studenten zur Filmgestaltung angeboten. Dabei wurde den Studenten freie Hand bei der Wahl ihrer Filmthemen gelassen. So kam eine Fülle an Filmideen zu Stande. „Ich habe einen Kurzfilm zum Thema ‚Salsas Mexicanas‘ gedreht. Dort wird erklärt, wie man zwei typische Salsas zubereitet. Das Ganze ist mit ‚typisch‘ mexikanischer Musik hinterlegt“, erklärt Sebastian Schmidt, dessen Mutter aus Mexiko kommt. Marlene Praetorius, die Französisch studiert, berichtet: „Wir hatten zunächst viele Ideen. Dies ging von dramatischen bis melancholischen Themen, doch das Schwierige stellte sich bei der Umsetzung heraus. Ständig kamen neue Ideen hinzu und alte wurden revi-



Abb. 1: Besuch beim WDR in Köln mit Gastgeber Daniel Finkernagel. (Foto: Manfred Prinz)

diert“. Das Seminar wurde auch dazu benutzt, die Fragen: „Wie verfasse ich ein Drehbuch? Wie könnte ich ein Filmprojekt in der Schule durchführen?“, zu beantworten. Zur Inspiration für die eigenen Filmproduktionen wurden Kurzfilme von Henning Heckmann und Pierre Mazingarbe gesehen.

Vor dem Eintreffen der Spanier bot uns der Offene Kanal Gießen eine Einführung im Umgang mit Kameras an, die von Sozialpädagoge Jens Friedrich durchgeführt wurde. Hier wurde die

gut gestemmt werden. Alle drei studieren audiovisuelle Kommunikation. „Die Inhalte, mit denen wir uns beschäftigen, haben sehr unterschiedlichen Charakter. Man könnte zusammenfassen, dass wir lernen, uns effektiv durch heutige audiovisuelle und schriftliche Medien auszudrücken“, verrät Daniel über das Studium. Als sie von Prof. Prinz nach Gießen eingeladen wurden, waren alle drei zunächst einmal sehr überrascht. Nach einiger Zeit und anschließendem regem E-Mail-Verkehr wurde dann

das Projekt geplant. Nachdem Jorge, Sergio und Daniel in Gießen angekommen waren, konnte die Arbeit an den Kurzfilmen sowohl im HRZ als auch im Offenen Kanal aufgenommen werden.

„Es hat mir sehr viel Spaß gemacht, mit Jorge zu arbeiten. Er hat mich sehr viel über Kameraführung und Farbeffekte gelehrt. Außerdem hat er mir gezeigt, wie detailliert man beim Schneiden arbeiten muss, damit auch ein gutes Ergebnis entsteht“, berichtet Sebastian über die Zusammenarbeit und auch Sergio teilt



Abb. 2: Abstecher ins Kloster Mariawald in der Eifel. (Foto: Sergio Lara Silva)

mit: „Es war eine sehr herzliche, kollegiale Zusammenarbeit: während sie an ihren Projekten arbeiteten und von unserem Wissen profitierten, lernten wir auch neue Dinge. Nicht nur technisch, sondern auch menschlich: Die Arbeit mit Menschen anderer Kulturen und Länder bereichert einen ungemein und führt zu einer unersetzlichen Öffnung des Geistes, die durch keine Vorlesung und kein Studium erworben werden kann, sondern nur durch die professionelle Arbeit mit Freunden und Kollegen“. Sowohl unsere Gießener Studenten als auch die Spanier konnten also von der gemeinsamen Arbeit an den Kurzfilmen profitieren. Das folgende Wochenende nutzten die Gäste, um sich die Main-Metropole Frankfurt anzuschauen und unter anderem die Innenstadt sowie die Monet-Ausstellung zu besuchen.

Den Gießener Studenten wurde schon nach der ersten Woche bewusst, wie wichtig eine vorherige Planung der Dreharbeiten ist. Die Vorabsprache in der Gruppe und das Anfertigen eines Drehbuchs oder zumindest Drehplans sollte Voraussetzung sein. Ansonsten hat man keine Orientierung bei der Vorgehensweise. Die Studenten stimmten größtenteils darin überein, dass man sich die Szenen und Dialoge zunächst genau überlegen müsse. Nachdem der Montag wieder zum Arbeiten an den Filmprojekten genutzt wurde, folgte am Dienstag ein Ausflug ins Studio des WDR nach Köln, wo ein Treffen mit dem Re-

dakteur der Sendung „Mosaik“, Daniel Finkernagel, vereinbart war, der unseren Gästen die Ausstattung des WDR zeigte (Abb. 1). Es fand zudem ein ausführliches Gespräch über seine diversen Arbeitsfelder im Radio- und Videoproduktionsbereich statt. Im Anschluss daran wurde noch das Kloster Mariawald in der Eifel besucht (Abb. 2).

Der Mittwochabend und das gute Wetter wurden zum Grillen vor dem Institut der Romanistik genutzt. Auf die Frage, wie sie denn interkulturell gelernt habe und ob die Sprachbarriere ein Hindernis gewesen sei, antwortete Marlene: „Die Interkulturalität war zwecks der Zusammenarbeit mit den Spaniern stets gegeben. Es war eine lustige Truppe mit der man auch viel Lachen konnte. Bei einigen Kommilitonen, die kein Spanisch sprachen, stellte die Sprachbarriere kaum ein Hindernis dar. Es konnte auf Englisch gewechselt werden oder auch in Zeichensprache miteinander kommuniziert werden“. Sergio sah das ähnlich: „Gott sei Dank spricht man in Deutschland sehr gut Englisch, sodass die Sprachbarriere mit Englisch, Spanisch und manchmal mit ein paar Worten Deutsch, die uns unsere neuen Freunde aus Gießen beibrachten, überwunden werden konnte“ (Abb. 3).

Donnerstag wurde der letzte Feinschliff an den Kurzfilmen geleistet, da am Wochenende eine abschließende Reise nach Berlin geplant war. Der Bundestag sowie das Bundeskanzleramt



Abb. 3: Gruppenfoto vor dem Institut der Romanistik.

(Foto: Sergio Lara Silva)

standen im Zentrum der Besichtigungen. Am Dienstag, dem 30. Juni, war es dann Zeit für den Abflug und die Verabschiedung.

Die Arbeit an den Kurzfilmen war nach dem zweiwöchigen Aufenthalt der Spanier keineswegs abgeschlossen. Vielmehr kann man sagen, dass sie erst danach begann. Jorge, Sergio und Daniel konnten vielen Studenten zeigen, worauf es ankommt, wenn man einen Film dreht und produziert. Relevant ist jedoch, dass nicht nur die Kompetenzen der Studierenden im Umgang mit dem Medium Film gefördert wurden, sondern auch ihre Fähigkeit, sich auszudrücken und mit Menschen eines anderen Kulturkreises und einer anderen Muttersprache zusammenzuarbeiten. Das Interkulturelle Lernen wurde in die Praxis umgesetzt oder wie die Teilnehmerin Marlene resümiert: „Im Großen und Ganzen ein erfolgreiches Pilotprojekt“. Alle sahen einen Sinn darin, ihre gemachten Erfahrungen später in ihrer Arbeit im schulischen Umfeld einzubringen und kreativ-produktive Aspekte des Sprachenlernens und -lehrens mediendidaktisch umzusetzen. Im Sommersemes-

ter 2016 nach Abschluss der Arbeiten ist für den 8. Juli ein Award vorgesehen, bei dem die beiden besten Filme prämiert werden.

Anmerkungen:

¹ Prinz, Manfred: Rap RoMania. Jugendkulturen und Fremdsprachenunterricht. Band 1: Spanisch/Französisch. Stuttgart 2014.

² Leitzke-Ungerer, Eva: Film im Fremdsprachenunterricht. Literarische Stoffe, interkulturelle Ziele, mediale Wirkung. Stuttgart, 2009.

Kontakt:

Prof. Dr. Manfred Prinz
Institut für Romanistik
Karl-Glöckner-Straße 21G
35394 Gießen
Manfred.Prinz@sprachen.uni-giessen.de

Philipp Zeidler
Mensfelderstraße 12
65551 Limburg
Philipp.Zeidler@lehramt.uni-giessen.de

Charlotte Brückner-Ihl, Marko Karo

Errichtung eines Gedenksteins für Tuğçe Albayrak

Im Rahmen einer bewegenden Feierstunde, an der neben Familienangehörigen auch Freundinnen und Freunde teilnahmen, hat die Justus-Liebig-Universität Gießen am 18. September 2015 ihrer verstorbenen Studentin Tuğçe Albayrak gedacht und einen Gedenkstein am Philosophikum I eingeweiht. JLU-Präsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee erinnerte in seinem Grußwort an die tragischen Ereignisse in der Nacht vom 14. auf den 15. November 2014, in deren Folge die junge Frau durch ihren Einsatz für andere ums Leben kam:

„Tuğçe Albayrak, eine Studentin der Justus-Liebig-Universität Gießen, wurde – nachdem sie

sich für ihre Mitmenschen in einer Situation eingesetzt hatte, in der viele andere weggeschaut hätten – Opfer körperlicher Gewalt und starb an den Folgen dieser Gewalteinwirkung. Die JLU wird Tuğçe Albayrak ein ehrendes Andenken bewahren.“

Felix Döring betonte als Vertreter des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) in seinem Wortbeitrag, wie stark Tuğçes Kommilitoninnen und Kommilitonen von der Courage der jungen Frau beeindruckt seien. Im Namen der Familie bedankte sich der Bruder der Verstorbenen, Doğuş Albayrak, bei den Initiatoren und allen Beteiligten für die Errichtung des Ge-



In Erinnerung an Tuğçe Albayrak: Glasplatte mit Inschrift.

(Foto: Rolf Wegst)



Feierstunde anlässlich der Einweihung des Gedenksteins am 18. September 2015.

(Foto: Rolf Wegst)

denksteins. Dass man seiner Schwester auf diese Weise gedenke, erfülle ihn und seine Familie mit Stolz.

Als Gäste waren bei der Gedenkfeier unter anderen der türkische Generalkonsul Mustafa Celik, der hessische Landtagsabgeordnete Ismail Tipi, Prof. Dr. Yaşar Bilgin, Vorsitzender der Deutsch-Türkischen Gesundheitsstiftung, und die Gießener Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz zugegen. Die Errichtung des Gedenksteins wurde durch das Präsidium der JLU, den AstA, die Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) und die Volksbank Mittelhessen unterstützt. Für die Unterstützer nahmen Dr. Peter Hanker, Vorstandsvorsitzender der Volksbank Mittelhessen, Uwe Lehmann, Vorstandsmitglied und Schatzmeister der Gießener Hoch-

schulgesellschaft e.V., und Prof. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann, Vorsitzender des Beirats der GHG-Stiftung und Ehrenvorsitzender des GHG-Verwaltungsrates, an der Veranstaltung teil.

Die Feierstunde wurde musikalisch umrahmt von Jennifer Keil (Gesang), Medienwissenschaftlerin, und Christian Schneider (Gitarre), Student der JLU. Mit der Ausführung der Steinstele mit Glasplatte, deren Inschrift nun an Tuğçe Albayrak erinnert, war der Steinmetzmeisterbetrieb Alexander Horst, Hungen-Obbornhofen, betraut.

Kontakt:

charlotte.brueckner-ihl@admin.uni-giessen.de
marko.karo@admin.uni-giessen.de

Alisa M. Hecke

Bericht zum DISKURS '15-FESTIVAL ON SPATIAL ARTS

Vom 7. bis 11. Oktober 2015 veranstaltete der kunstrasen giessen e.V. die 31. Ausgabe des DISKURS-Festivals. Das Festival steht in langer Tradition für junge, internationale performative Künste in Gießen. Hier wird jährlich von Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft ein Festival gestaltet, das sich auf interdisziplinäre künstlerische Praxis und einen zeitgenössischen kulturellen und theoretischen Austausch fokussiert. DISKURS '15 – Festival on Spatial Arts hat sich der Beziehungen zwischen Kunst und Denken, Raum, Performance und Architektur angenommen. Nachdem das Festival 2014 über drei Monate kontinuierlich als diskursiver Salon probiert wurde, sollte DIS-

KURS '15 wieder als zeitliche und räumliche Konzentration an einem langen Festivalwochenende stattfinden und eröffnete also für teilnehmende Studierende das Wintersemester 2015/16.

Das ehemalige Telekom-Gebäude (jetzt Liebig Tower) in der Liebigstraße 14 wurde in einer Zwischennutzungsphase für das Festivalzentrum, die Ground Control, verwandelt. Dieses konzentrierte gedankliche und physische Räume, war neben Büroalltag auch Raum für Kunst, zu erlebender und sozialer Raum während der Festivaltage. Tatsächlich wurde die Ground Control von den FestivalteilnehmerInnen errichtet, erweitert und gestaltet im



DISKURS '15: Nacht und Träume.

(Foto: Gesa Bering)



Das DISKURS '15-Team.

(Foto: Antonia Beeskow)

Sinne einer prozessualen Installation. In der Konzeptionierung des Festivals war dem Team wichtig, die konkrete Umsetzung des Festivals als interdisziplinären Austausch zu gestalten. Dies ist auf inhaltlicher und ästhetische Ebene insofern gelungen, als das über 2 Wochen gemeinsam mit den Leipziger Künstlern FAMILYEAH! das Festivalzentrum gebaut und gestaltet wurde. Während der Festivaltage waren auch flüchtige Möglichkeiten der Partizipation und Kollaboration im und mit dem Raum sowie mit den eingeladenen KünstlerInnen möglich. Nur auf diese Weise konnte sich die Ground Control von Tag zu Tag verändern und neue Wege der Nutzung aufzeigen. Während der Festivaltage gab es weiterhin die Möglichkeit, 15 herausragende internationale Projekte, darunter Installationen, Performances, Tanz und Workshops, zu besuchen. Die Arbeit "Sonic Architecture" des Frankfurter Sound-Artisten JAN JACOB HOFMANN machte mit Hilfe von zwölf Lautsprechern Architektur hörbar und erzeugte einen die BesucherInnen umgebenden Klangraum. Für die Durchführung dieser Arbeit wurde der Konzertsaal des Gießener Rathauses angemietet und eine intime kon-

zertante Situation geschaffen, die den BesucherInnen erlaubte, sich liegend, tanzend oder stehend durch den Klangraum zu bewegen. ITAY MAROMs 20-minütiger Film "Surveying", der in einem der ehemaligen Essensräume der Telekom-Kantine projiziert wurde, begleitet eine Gruppe von Arbeitern in der namibischen Wüste mit der Kamera und reflektiert darüber den menschlichen Blick und dessen Versuch, sich in der endlosen Weite zu verorten. BesucherInnen der Audio-Tour „Tourgasm: Gießen“ der Weimarer Gruppe FREIZEIT konnten gemeinsam mit den KünstlerInnen in die Rolle von Hypertouristen schlüpfen und unbekannte Orte Gießens besuchen. Das Workshopangebot "Body Mapping" der brasilianisch-deutschen Choreografin NATHALIE FARI wurde von Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft wahrgenommen und im Verlauf der Recherchen im öffentlichen Raum durch eine Gruppe Parcour-Sportler ergänzt. Gemeinsam haben sie eine ortsspezifische Choreographie auf dem Parkdeck gegenüber des Festivalzentrums entwickelt, die am Festivalsamstag präsentiert wurde. In "Star Tracking" erkundete IVANA RONČEVIĆ ferne Sternsysteme und kon-

frontierte die ZuschauerInnen mit der eigenen Bedeutung und Position im interstellaren Raum. JULIAN RAUTERs Arbeit „Nacht und Träume“ ließ im Georg-Büchner-Saal der Alten Universitätsbibliothek einen Nebelkörper als Protagonisten erscheinen, der den lebendigen Schauspielerkörper zu suspendieren versucht und darin nach der Lust und Unlust des eigenen Verschwindens fragt. Mit „Animaciones I“ hinterfragt und manipuliert die Choreografin und Tänzerin ANA LAURA LOZZA die Macht der Bilder und überführte sie in Bewegung auf der Probebühne I des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft. Insgesamt wurden vier Performances auf den Prohebühnen des Instituts gezeigt. Neben den genannten auch „Stop Being Poor“ der norwegischen Gruppe BY PROXY und „The Visible Effects of Force“ der dänischen Tänzerin und Choreografin MARIE TOPP. In der Ground Control waren weiterhin inter-aktive Installationen zu begehen. Zusätzlich konnte das Festivalteam die Architektin Ariadna Cantis, internationale Raumexpertin und Kuratorin, für einen Vortrag in der Ground Control gewinnen. Indem das Festival mit seiner Ground Control einen Ort des Zusammentreffens installierte, von dem gemeinsam zu den Bühnen der Stadt geradelt wurde oder in der man seinen Tag mit Kaffee und Kuchen an der Bar oder Sofalandschaft startete, wurden dort vielseitige Begegnungen von (angehenden) KünstlerInnen, TheoretikerInnen und dem Publikum ermöglicht, die für ein alle bereicherndes Miteinander zwischen Kunst, Wissenschaft, Politik und Unterhaltung gesorgt haben. Daneben war die Ground Control aber

auch ein Labyrinth, ein (un)behaglicher Ort, der jeden Tag neu erschlossen werden musste, an dem man immer wieder neue Entdeckungen machen konnte, wie die Dachbar mit Panorama über Gießen, alte Kellerräume und Bunker, Treppen, die scheinbar nirgendwo hinführen und eben Kunst am Bau, die erst während des Festivals entstanden ist.

DISKURS '15 dankt allen innovativen FliesenlegerInnen, eskapistischen DachdeckerInnen, bodenständigen AstronautInnen und Menschen in Transit für die wunderbar intergalaktische 31. Ausgabe des Festivals. DISKURS '15 wäre nicht möglich gewesen ohne die großzügige Unterstützung seiner Förderer. Das Festival wurde gefördert vom Kulturrat der Stadt Gießen, der Hessischen Theaterakademie, der Gießener Hochschulgesellschaft, der Gießener Kulturstiftung, der Justus-Liebig-Universität, dem AStA der JLU Gießen, dem ZMI Zentrum für Medien und Interaktivität sowie dem Bundesministerium für Bildung und Forschung.

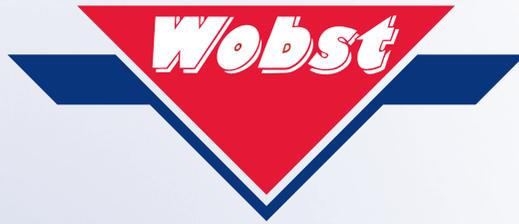
Weitere Informationen zum Festival und zu den eingeladenen KünstlerInnen entnehmen Sie bitte dem Programm unter: <http://www.diskursfestival.de/>

Kontakt:

hecke@diskursfestival.de

kunstrasen giessen e.V.
Postfach 110625
35351 Gießen

AUTOTEILE und mehr...



Gießen • Hungen • Butzbach • Grünberg



Duckluft-Technik



Kfz-Markenersatzteile



Wobst-Lecksuchspray

**F. A. Wobst GmbH & Co. KG • Ursulum 16 • 35396 Gießen
(0641) 9 444 1-0 • Fax 9 44 41 88 • info@wobst.de • www.wobst.de**



Thomas Bartling

ABRAMOVIĆ, CHER UND ICH

Bericht über eine Performance im taT am 18. und 19. November 2015

Marina Abramović und Cher sind die Queen of Performance Art und die Goddess of Pop. Zwei Künstlerinnen, deren Werke in Gänze kaum überschaubar sind und die vereinfachend schnell zu Ikonen stilisiert werden. Beide (*1946) sind Vertreterinnen derselben Generation und erzählen biografisch eine von Kämpfen und Rückschlägen gefüllte Emanzipationsgeschichte. Beide haben ihre Karriere an der Seite ihres Partners begonnen, um im Anschluss solo erfolgreicher zu werden. Beide zelebrieren die selbstreferentiellen Ansätze in ihrem jeweiligen Werk vor dem Bewusstsein der großen eigenen Leistung. Beide bilden ihre jeweils eigene Kategorie. Die eine macht Kunst, die andere Pop. Doch wo ist da die trennende und vielleicht auch verbindende Linie zu ziehen? Wie konstituiert sich unser Blick auf die jeweiligen Kategorien? Die Performance Abramović, Cher und ich lotet die Unterschiede und Gemeinsamkeiten spielerisch aus.

Die beiden Ikonen dienen dabei als Inspiration für diverse künstlerische Taktiken der Ikonografie. Die Performance exerziert die verschiedenen Haltungen zu Kunst und zur Bühne durch, vermischt diese und kreiert ihre eigene. Gerade durch den Rückbezug auf die beiden Strategien ergibt sich die sehr persönliche Ausgestaltung der Performance. Die rein weiß gestaltete Bühne ist sowohl ein abstraktes Gebilde, welches an die Theateravantgarden zu Beginn des letzten Jahrhunderts erinnert, als auch Projektionsfläche, Konzertbühne und ein alles offenlegender White Cube.

Die aufwendigen Kostüme kontrastieren diesen Raum, indem sie mal mystisch-esoterisch,

mal schrill-showesk, dann wieder privat oder schlicht albern, aber immer aufwendig detailverliebt daherkommen. Durch die Ausstellung in diesem White Cube repräsentieren die Kostüme nie ein Außen, sondern bleiben stets was sie sind: Kostüme. Die eigens komponierten Popsongs werden durch die Interpretation und Performance der SängerInnen von ihrem Pop-habitus gelöst, mit künstlerischen Strategien der Performance ummantelt und eröffnen so ein kontrastreiches Spannungsfeld des (Anti-)Entertainments. Die strukturellen Gemeinsamkeiten zwischen der fragmentarischen Performance und der Revue werden in Szenen aufgezeigt, deren Motivation in der Bildgewalt liegt.

Eine Vorpremiere wurde im September im Frankfurter Lab abgehalten und zwei Aufführungen wurden im taT, der Studiobühne des Stadttheater Gießens, zur Aufführung gebracht. Weitere Aufführungen sind in Planung, aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht konkret. Bisher konnten in etwa 250 Zuschauer die Performance sehen. Nur durch eine flexible, gut aufgestellte Finanzierung war die Realisierung dieser Performance möglich. Das Feld des künstlerischen Ausprobierens braucht finanziellen Spielraum, um frei experimentieren zu können. Auch dank der finanziellen Unterstützung seitens der Gießener Hochschulgesellschaft konnte dieses Projekt realisiert werden.

Kontakt:

Thomas.Bartling@theater.uni-giessen.de

VI. Dissertationsauszeichnungen 2015





Dissertationsauszeichnungen 2015

Die Gießener Hochschulgesellschaft ermöglichte auch in diesem Jahr wieder die Auszeichnung von acht hervorragenden, an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichten Dissertationen. Das Preisgeld betrug je 500,- Euro. Ausgezeichnet wurden:

Dr. Sandra Bader

Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie
Prof. Dr. Martin Diener (Betreuer)

Das non-neuronale cholinerge System des Kolons der Ratte

Über Jahrzehnte galt Acetylcholin als der klassische Neurotransmitter. In den letzten Jahren konnten jedoch auch Proteine, welche für die Synthese, Speicherung und Freisetzung von Acetylcholin verantwortlich sind, auch in zahlreichen, nicht-neuronalen Geweben nachgewiesen werden. Solch ein non-neuronales cholinerges System findet man v.a. an Zellen mit Barrierefunktion (z.B. in der Haut) oder Zellen mit Abwehraufgaben (wie bestimmten weißen Blutzellen).

In dieser Dissertationsarbeit wurde ein funktionsfähiges, non-neuronales cholinerges System am Kolonepithel der Ratte nachgewiesen. Im Speziellen konnte gezeigt werden, dass die Synthese von Acetylcholin durch die Cholinacetyltransferase ChAT katalysiert wird. Eine Speicherung in und Freisetzung aus Vesikeln durch den vesikulären Acetylcholintransporter VACHT scheint im Kolonepithel im Gegensatz zu Nervenzellen keine Rolle zu spielen, obwohl der VACHT in Kolonepithelzellen nachgewiesen werden konnte. Die Freisetzung von Acetylcholin aus den Kolonepithelzellen erfolgt stattdessen durch organische Kationentransporter (OCTs). Solch eine Freisetzung von epithelalem Acetylcholin wird ausgelöst, wenn das Epithel in Kontakt kommt mit einer bestimmten kurzkettigen Fettsäure, der Propionsäure, die von Mikroorganismen der Darmflora produziert wird.

Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass die cholinerge Regulation am Kolon der Ratte sehr viel komplexer ist als bisher angenommen. So konnte unter anderem der Nachweis erbracht werden, dass Cholin, ein Endprodukt der Hydrolyse von Acetylcholin durch die Acetylcholinesterase, in der Lage ist, muskarinerge Acetylcholinrezeptoren zu stimulieren und hierdurch eine Desensitivierung der Rezeptoren für Acetylcholin zu bewirken. Außerdem exprimiert das Kolonepithel nicht – wie bisher angenommen – nur muscarinerge Acetylcholinrezeptoren, sondern auch nicotinerge, die ansonsten eher in erregbaren Zellen gefunden werden. Auch sie tragen zur Wirkung dieses Signalmoleküls bei. Ähnliche Wirkungen wie Acetylcholin zeigten Butyrylcholin und Propionylcholin, zwei weitere Ester von Cholin. Aufgrund einer hohen Konzentration kurzkettiger Fettsäuren im Kolon werden die genannten Ester im Kolonepithel gebildet, wie erstmals in dieser Arbeit gezeigt, da ChAT neben Acetyl-CoA auch Butyryl-CoA und Propionyl-CoA als Substrat akzeptiert. Damit ergibt sich ein neuartiges Bild der cholinergen Regulation der Funktion des Darmepithels.

Dr. Nora Benitt

Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften sowie Philosophie
Prof. Dr. Michael K. Legutke (Betreuer)

Becoming a (Better) Teacher – A Qualitative Case Study on Classroom Action Research as an Instrument for Professional Development in Foreign Language Teacher Education

Die systematische und berufsfeldbezogene Verschränkung von Theorie und Praxis ist seit Langem ein formuliertes Ziel der fremdsprachlichen Lehrerbildung – dennoch liegen zwischen der fachdidaktischen Forschungsdiskussion und der alltäglichen Aus- und Weiterbildungspraxis oftmals Welten. Diese qualitativ-explorative Studie untersucht, ob und inwieweit Aktionsforschung bzw. Lehrerhandlungsforschung, d.h. die datengeleitete und kritisch-reflektierte Untersuchung der eigenen Unterrichtspraxis, die professionelle Entwicklung (angehender) Englischlehrkräfte unterstützen kann. Die Ergebnisse der Studie machen deutlich, dass Aktionsforschung Lern- und Entwicklungsprozesse auf verschiedenen Ebenen fördert. Nicht nur kognitive, sondern auch soziale und emotionale Faktoren spielen dabei eine wichtige Rolle. Die Daten zeigen, dass die Professionalisierung von Fremdsprachenlehrkräften ein komplexer Prozess ist, der sowohl von den sozio-kulturellen Bedingungen des Ausbildungs- und Arbeitsumfeldes als auch von weiteren individuellen Einflussfaktoren abhängt.

Dr. Sylvie Laureen Drahorad

Sektionsunabhängige Auszeichnung
Prof. Dr. P. Felix-Henningsen (Betreuer)

Eigenschaften und ökologische Funktionen biogener Bodenkrusten im Negev, Israel

Neben den Kompartimenten Wasser und Luft stellt der Boden ein wichtiges Schutzgut für die Bereitstellung lebenswichtiger Funktionen wie Nahrungsmittelproduktion, Wasserreinigung oder auch als Stoffspeicher dar. Gerade in den Trockengebieten der Erde sind Böden stark durch Bodenabtrag in Form von Wind- oder Wassererosion gefährdet. Ebenso sind in Halbwüstenökosystemen die Böden kaum durch eine Pflanzenbedeckung geschützt. Hier tragen biologische Bodenkrusten stark zu einer Stabilisierung der Oberfläche bei. Diese Krusten bestehen aus photoautotrophen und heterotrophen Organismen, welche, neben der Fähigkeit Kohlenstoff zu speichern, auch in der Lage sind, Luftstickstoff zu fixieren und Stäube effektiv zu akkumulieren. Dies führt zu einer deutlichen Anreicherung von Nährstoffen. Im Rahmen meiner Dissertation zum Thema „Eigenschaften und Funktionen biogener Bodenkrusten in der Negev, Israel“ konnte ich zeigen, dass die Stabilität dieser hochfunktionalen Krusten auf den Sanddünen der nordwestlichen Negev stark mit dem lokalen Niederschlags- und Depositionsgeschehen korreliert. Hierbei tritt eine räumliche Strukturierung im Tiefenverlauf auf, die sich in verschiedenen Stabilitätsmaxima äußert und erstmals mittels In-situ-Petrographie hochauflösend nachgewiesen werden konnte. Dies führt zu einem verbesserten Verständnis der räumlichen Struktur und Gesamtstabilität der Bodenkrusten am speziellen Standort, ist aber auch von hoher Relevanz im Hinblick auf Stabilitätsmessungen an Bodenkrusten weltweit. Des Weiteren konnte ich erstmals die Zusammensetzung der organischen Substanz von Bodenkrusten unter sich wandelndem Niederschlagseinfluss charakterisieren und dabei zeigen, dass eine Veränderung in der verfügbaren Feuchte auch mit einer Änderung der typischen Komponenten der orga-



Eigenschaften und ökologische Funktionen biogener Bodenkrusten im Negev, Israel.

nischen Substanz einhergeht. Hierbei kommt es mit zunehmendem Niederschlag im Besonderen zu einer prozentualen Zunahme der Kohlenhydrate bei einer Abnahme der Markersignale für Fettsäuren der Cyanobakterienzellwände sowie einer Zunahme der Markersignale für Pflanzenmaterial. Dies belegt eine eindeutige Verschiebung der Krustengemeinschaften entlang des untersuchten Gradienten. Somit legen die Ergebnisse nahe, dass Lagerung, Struktur und organo-mineralische Zusammensetzung der Bodenkrusten der Negev je nach Feuchte unterschiedlich produktiv und je nach mineralischer Akkumulation unterschiedlich stabil sind. Dies gilt es nun an anderen durch biologische Krusten besiedelten Standorten, zum Beispiel Binnendünen, zu überprüfen.

Dr. Katharina Frank

Rechts- und Wirtschaftswissenschaften
 Prof. Dr. Martin Lipp (Betreuer)

Eheverträge als effektives Gestaltungsinstrument – Die Grenzen der Privatautonomie im englischen und deutschen Sachrecht sowie im europäischen Zivilverfahrens- und Kollisionsrecht

„Was meins ist, bleibt auch meins“? Verträge vermitteln ein Gefühl von Rechtssicherheit: Die Sicherheit, dass das zwischen den Parteien Vereinbarte verbindlich ist. Gerade im ehevertraglichen Kontext bestehen aber nicht nur in den nationalen Rechtsordnungen Divergenzen da-

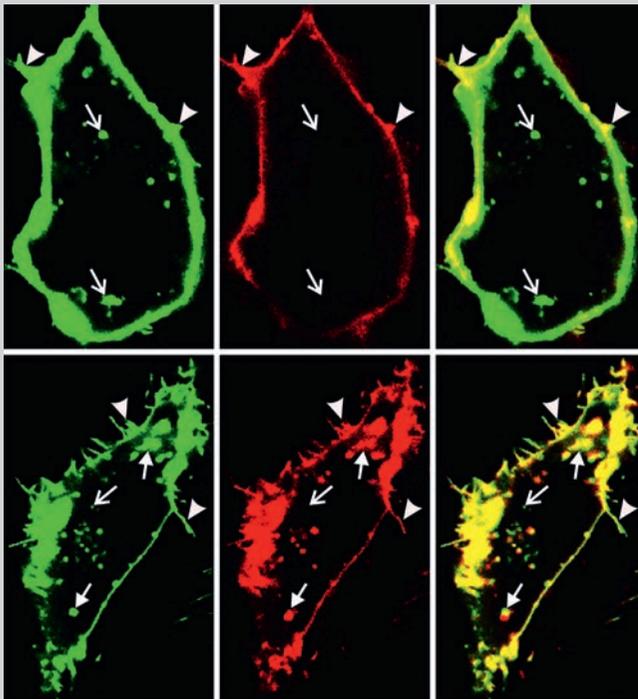
hingehend, was inhaltlich akzeptabel erscheint. Es bestehen auch auf internationaler Ebene Unsicherheiten, welches Recht überhaupt auf einen Sachverhalt mit Auslandsberührung Anwendung findet, wenn sich der gewöhnliche Aufenthaltsort der Vertragsparteien verändert oder verschiedene Staatsangehörigkeiten involviert sind. Internationale Ehepaare, die abseits der gesetzlichen Scheidungsfolgen eine individuelle vertragliche Lösung suchen, sind zahlreichen Unwägbarkeiten ausgesetzt, die ein Tätigwerden des europäischen Gesetzgebers unumgänglich machen. In Zeiten von steigenden Scheidungsquoten, sich verändernden Gesellschaftsstrukturen und Ehemodellen, Freizügigkeit und zunehmender Migration gewinnt diese Frage nach vertraglicher Beständigkeit an Bedeutung.

Dr. Alexander König

Naturwissenschaften

Prof. Dr. rer. nat. Michael Martin (Betreuer)

Zoonotisches Potenzial neu entdeckter Orthohepadnaviren aus Fledermäusen und die Charakterisierung der Virus-Rezeptor-Interaktion des Hepatitis-B-Virus



Fluoreszenzmikroskopische Analyse der Aufnahme des HBV in die Wirtszelle. HBV-Rezeptor (grün), HBV-Proteine (rot), Interaktion Rezeptor mit HBV-Protein (gelb), Pfeilspitze: Rezeptor und HBV-Protein in der Zellmembran, Pfeil: Rezeptor und HBV-Protein aufgenommen in die Wirtszelle. Oben: keine Aufnahme zu frühem Zeitpunkt. Unten: Aufnahme in die Wirtszelle zu späterem Zeitpunkt (König, 2014).

In dieser Dissertation wurden erstmalig neuartige Hepatitis-B-Viren (HBV) aus Fledermäusen funktionell charakterisiert, die in Zusammenarbeit mit Ökologen der Universität Ulm und Virologen der Universität Bonn im Rahmen eines DFG-Projekts isoliert wurden. Das HBV des Menschen ist eines der weltweit bedeutsamsten viralen Infektionserreger und wird sexuell, bei der Geburt und über virus-haltiges Blut von Mensch zu Mensch übertragen. Im Menschen selber kann eine Infektion zur akuten und chronischen Infektion der Leber führen, die sich oft klinisch als Entzündung der Leber, der Hepatitis B, bemerkbar macht. Trotz eines weltweit verfügbaren Impfstoffs sind global über 240 Millionen Menschen chronisch mit diesem Virus infiziert, ca. 600.000 Patienten sterben jährlich an

den Spätfolgen. Da Hepatitis-B-Viren bislang eigentlich als sehr Wirts-spezifisch angesehen wurden, war es das Ziel der Untersuchungen, eine potenzielle Übertragbarkeit dieser neuartigen Fledermausviren auf den Menschen (Zoonose) abzuklären. Dies wurde in den virologischen Sicherheitslaboren des Instituts für Medizinische Virologie der JLU in der Zellkultur getestet. Dabei wurde deutlich, dass mindestens eines der drei neuartigen Fledermausviren ein zoonotisches Potenzial aufweist, also prinzipiell auf den Menschen übertragbar ist. Für die Durchführung der Experimente wurde im Rahmen dieser Dissertation ein spezielles Zellkultur-Infektionssystem etabliert, das humane Leberzell-Kulturen verwendet, die experimentell den funktionellen Bindungs-Rezeptor für das HBV des Menschen besitzen. Durch die Verwendung dieses bis dahin einzigartigen Systems konnten weitere neue Erkenntnisse zum viralen Eintrittsmechanismus des HBV in dessen Wirtszelle gewonnen werden. Weiterhin wurden molekulare Inhibitoren charakterisiert, die diesen viralen Eintrittsprozess blockieren und so Ansatzpunkte für neuartige antivirale Therapie geben.

Dr. Jan Labitzke

Sozial- und Sportwissenschaften sowie Psychologie
Prof. Dr. Alexander Grasse (Betreuer)

*Mehr partizipative Demokratie wagen?
Die Online-Konsultationen der Europäischen Kommission*

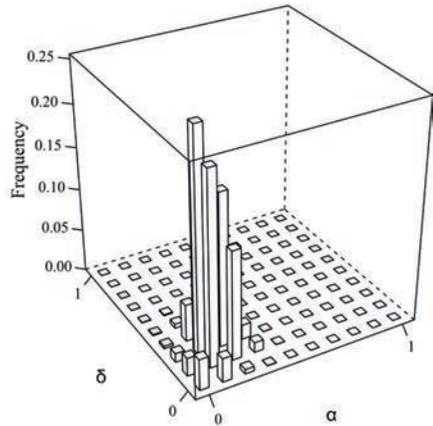
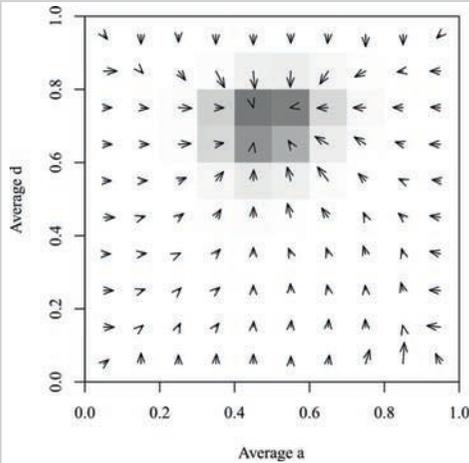
Nicht erst seit der Eurokrise und der Debatte um eine (mehr oder weniger) gemeinsame Flüchtlingspolitik sind die Europäische Union als Ganze und die Europäische Kommission im Besonderen auf der Suche nach neuen Quellen zur demokratischen Legitimierung ihrer Entscheidungen. Ein neues Partizipationsinstrument auf europäischer Ebene, das diesem Ziel dienen soll und das seit der Jahrtausendwende verstärkt genutzt wird, sind die Online-Konsultationen der Europäischen Kommission. Die Dissertation analysiert empirisch anhand von ausgewählten Fallbeispielen den Umgang der Kommission mit den zivilgesellschaftlichen Beiträgen im Rahmen der Online-Konsultationen und bringt so Licht in die "black box", als welche die Kommission häufig erscheint. Mithilfe der empirisch gewonnenen Ergebnisse werden Online-Konsultationen vor dem Hintergrund von Theorien partizipativer Demokratie und partizipativer Governance diskutiert und kategorisiert, um das Demokratisierungspotenzial dieses innovativen Partizipationsinstruments zu bewerten.

Dr. Hannes Rusch

Sektionsunabhängige Auszeichnung
Prof. Dr. Eckart Voland (Betreuer)

*Intergroup conflict as a driver of the evolution of human cooperativeness?
– Theoretical predictions and empirical evidence of asymmetries in altruistic behavior in war*

Die Dissertation widmet sich der Frage, ob unsere menschliche (Vor-)Geschichte häufiger gewaltsamer Intergruppenkonflikte eine Erklärung dafür liefern kann, weshalb sich die menschliche Spezies erstaunlicherweise gleichzeitig durch einen sehr hohen Grad an Altruismus und Bereitschaft zur Selbstaufopferung für Mitglieder der eigenen Gruppe auszeichnet. In einem



Visualisierung der Ergebnisse eines Simulationslaufs aus Rusch 2014; *Human Nature* 25(3): 359–377.

ersten Schritt wurde hierzu ein komplexes, spieltheoretisch fundiertes Simulationsmodell entwickelt und analysiert. Die Vorhersagen dieses Modells wurden dann anhand historischer Daten zu individuellem Verhalten in vier Kriegen des zwanzigsten Jahrhunderts überprüft. Mit positivem Ergebnis: Die vorhergesagte Asymmetrie im altruistischen Verhalten während Intergruppenkonflikten konnten nachgewiesen werden. Auf der Verteidigerseite wird ein höherer Grad an Altruismus beobachtet als auf der Angreiferseite. Diese Asymmetrie stellt vorherige stark vereinfachende Erklärungsmodelle in Frage und gibt Anlass zu verfeinerten Analysen möglicher evolutionär angepasster Verhaltensstrategien für gewaltsame Intergruppenkonflikte.

Dr. David Windhorst

Agrarwissenschaften, Ökotröphologie und Umweltmanagement
Prof. Dr. Hans-Georg Frede (Betreuer)

Prediction of hydrological fluxes under global change in a tropical mountainous rainforest ecosystem of South Ecuador

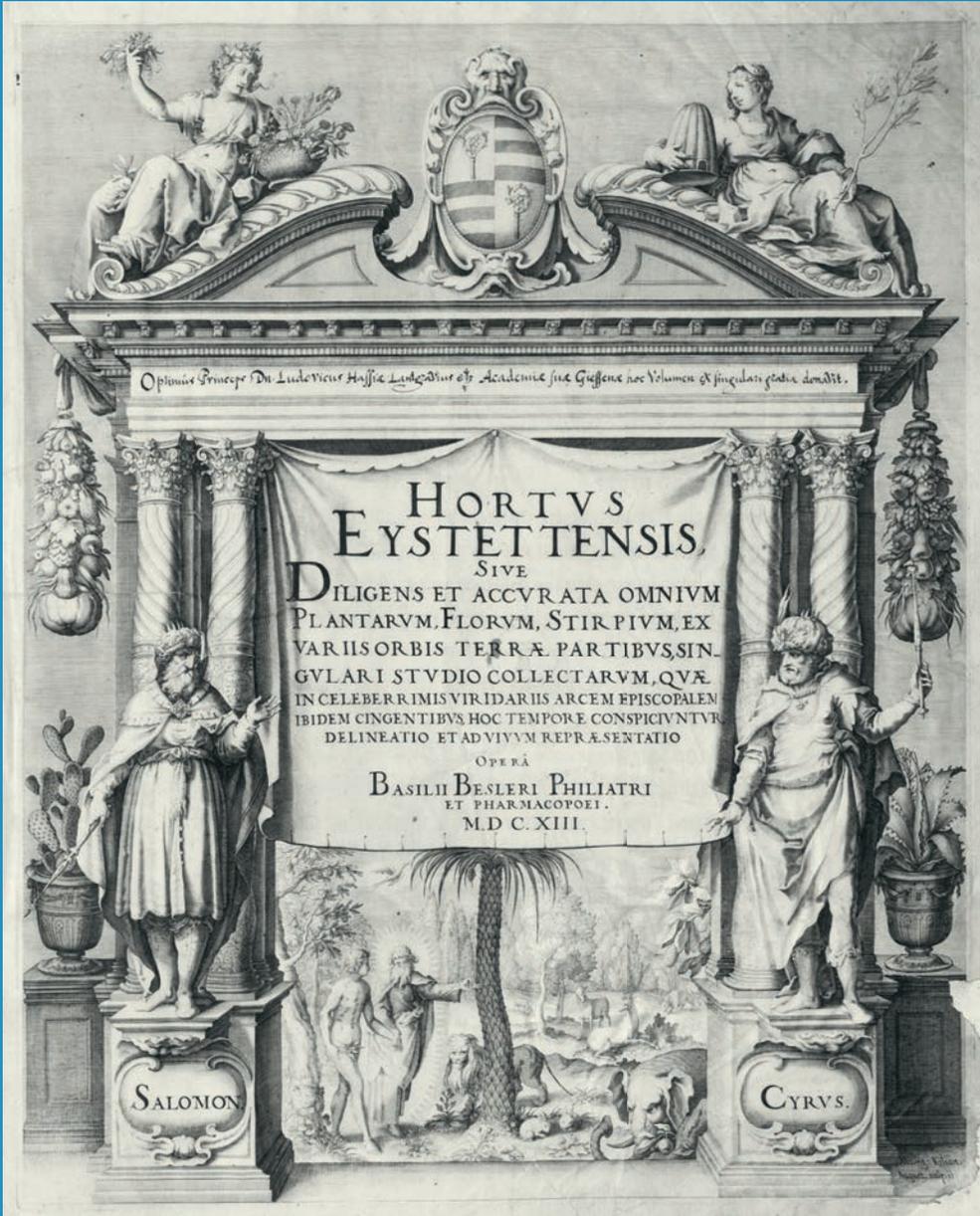
Wie können wir die Effekte des globalen Wandels auf den Wasserhaushalt mittels stabiler Wasserisotope zukünftig besser abschätzen? Dieser Fragestellung widmet sich die Dissertation. Exemplarisch für das Untersuchungsgebiet des Rio San Francisco in Süd-Ecuador wurden die Auswirkungen der lokalen Landnutzungsänderungen auf das Klima und Hydrologie herausgearbeitet. Um diese Effekte später abbilden und quantifizieren zu können, ist es in der Hydrologie gängige Praxis, computergestützte Modelle heranzuziehen, die eine Abstraktion der Wirklichkeit darstellen. Desto mehr Informationen zu dem Zustand eines Systems vorliegen, umso genauer kann es später durch diese Modelle abgebildet werden. Stabile Wasserisotope, die natürlich in allen Gewässern und Wasserquellen der Welt in unterschiedlichen Konzentrationen vorkommen, erlauben es neuerdings zusätzlich zu den klassischen Informationen wie Wasserstand und Bodenfeuchte weitere Informationen über hydrologische Systeme zu gewinnen. Im



Feldarbeiten mit Studenten der Uni Gießen im tropischen Bergregenwald von Süd-Ecuador (von links Thomas Waltz und David Windhorst).

Rahmen der Dissertation wurden Studien durchgeführt, die den saisonalen Verlauf und die räumliche Verteilung der Konzentrationen der stabilen Wasserisotope untersuchen, um diese später in die Modelle inkorporieren zu können. Physikalisch basierte hydrologische Modelle, die die zusätzlichen Informationen von stabilen Wasserisotopen im zwei- bis dreidimensionalen Raum nutzen können, sind derzeit noch in der Entwicklung. Im Rahmen der Dissertation wurde basierend auf dem Catchment Modelling Framework (CMF) ein erster Modellansatz dazu entwickelt und erfolgreich angewendet. In diesem Modellansatz wird der advective Transport von stabilen Wasserisotopen auf Basis der Richards-Gleichung in einer vollständig verteilten 2D-Darstellung eines Hangs im Einzugsgebiet des Rio San Francisco abgebildet. Dieser Modellansatz wird in einem Folgeprojekt noch erweitert und soll zukünftig dazu genutzt werden, die simulierten Wasserflüsse unter verschiedenen Landnutzungs- und Klimabedingungen zu überprüfen und die Auswirkungen des globalen Wandels besser abschätzen zu können.

VII. Personalia



HIER WIRD GIESSENER GRÜNSTROM PRODUZIERT.



Gießener Grünstrom – unsere Privatkunden müssen sich um nichts kümmern. Sie haben ihn schon.

Wir sind ein Bestandteil unserer Region. Wir leben hier. Wir arbeiten hier. Nachhaltigkeit in der Energieversorgung und Verbundenheit mit unserer Heimat sind uns wichtig. Der Gießener Grünstrom ist 100% atomstromfrei und kommt bereits heute zu fast 40% aus unserer Region. Vom Gießener Grünstrom profitieren unsere Haushalte schon jetzt. Für unsere Kunden entsteht kein Extra-Aufwand, denn wir kümmern uns um alles. Der Gießener Grünstrom garantiert uns ein Stück Lebensqualität. Er ist gut für unsere Kunden – und gut für unsere Region.

www.giesseener-gruenstrom.de

MIT ENERGIE. FÜR DIE REGION.

Stadtwerke Gießen
SWG



Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen 2015

Universitätsleitung

Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen, Prof. Dr. *Joybrato Mukherjee*, wurde am 11. Februar 2015 im erweiterten Senat wiedergewählt. Seine zweite Amtszeit dauert vom 16. Dezember 2015 bis zum 15. Dezember 2021.

Prof. Dr. *Verena Dolle* und Prof. Dr. *Peter Kämpfer* wurden am 11. November 2015 vom Senat der JLU zu neuen Vizepräsidenten für die Bereiche Studium und Lehre sowie Forschung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses gewählt. Ihre Amtsvorgänger waren Prof. Dr. *Adriaan Dorresteijn* und Prof. Dr. *Peter Schreiner*.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaft

W3-Professur für Öffentliches Recht:
Dr. iur. *Bettina Schöndorf-Haubold*, vorher Juniorprofessorin an der Universität Gießen.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politisches und Soziales System Deutschlands/Vergleich politischer Systeme:
PD Dr. rer. pol. *Dorothee de Nève*, vorher Vertreterin einer Professur an der Universität Gießen.

W2-Professur auf Zeit für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Methoden der Politikwissenschaft:
Dr. rer. soc. *Simone Abendschön*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Frankfurt/Main.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Weiterbildung:
Dr. phil. *Bernd Käpplinger*, vorher Juniorprofessor an der Humboldt-Universität Berlin.

W2-Professur für Historische Musikwissenschaft:
Dr. phil. *Matteo Nanni*, vorher Assistenzprofessor an der Universität Basel.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W2-Professur für Philosophie mit dem Schwerpunkt Philosophie der Lebenswissenschaften:

PD Dr. phil. *Gerson Reuter*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Marburg.

Sprache, Literatur, Kultur

W2-Professur für Romanische Sprachwissenschaft mit dem Schwerpunkt Französisch:
Dr. phil. *Falk Seiler*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Mannheim.

Psychologie und Sportwissenschaft

W2-Professur für Psychologie:
Dr. phil. *Christina Schwenck*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Universitätsklinikum Frankfurt/Main.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W2-Professur für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt Theoretische Hadronenphysik:
PD Dr. rer. nat. *Lorenz von Smekal*, vorher Arbeitsgruppenleiter an der Technischen Universität Darmstadt.

Biologie und Chemie

W3-Professur für Anorganische Chemie:
Dr. rer. nat. *Mathias Wickleder*, vorher Professor an der Universität Oldenburg.

Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement

W2-Professur für Kommunikation und Beratung in Agrar-, Ernährungs- und Umweltwissenschaften:
Dr. phil. *Jasmin Godemann-Herzig*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Kassel.

W3-Professur für Bodenressourcen und Bodenschutz:
PD Dr. rer. nat. *Jan Siemens*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bonn.

Veterinärmedizin

W3-Professur für Virologie:
Dr. rer. nat. *Friedemann Weber*, vorher Professor an der Universität Marburg.
W2-Professur für experimentelle und klinische Veterinärpharmakologie:
PD Dr. med. vet. *Melanie Hamann*, vorher Referentin am Niedersächsischen Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Hannover.
W3-Professur für Chirurgie des Pferdes:
Apl. Prof. Dr. med. vet. *Michael Röcken*, vorher Leiter der Tierärztlichen Klinik Starnberg.

Medizin

W3-Professur für Neuroradiologie:
PD Dr. med. *Marc Schlamann*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Universitätsklinikum Essen.
W3-Professur für Pulmonary Vascular Medicine:
Prof. Dr. med. *Hossein Ardeschir Ghofrani*, vorher Universität Gießen und Imperial College London.
W2-Professur auf Zeit für Acute Lung Injury:
PD Dr. med. *Susanne Herold*, Ph.D., vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Gießen.
W3-Professur für Kinder- und Jugendmedizin mit dem Schwerpunkt Pädiatrische Hämatologie und Onkologie:
Dr. med. *Dieter Körholz*, vorher Professor an der Universität Halle-Wittenberg.
W3-Professur für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin:
Dr. med. *Michael Sander*, vorher Charité Universitätsmedizin Berlin.

Außerplanmäßige Professuren

PD Dr. med. *Christian Apitz*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin, Universitätsklinikum Ulm, für das Fachgebiet Kinderkardiologie.
PD Dr. phil. *Hubertus Büschel*, Vertreter der Professur für Zeitgeschichte an der Universität Gießen, für das Fachgebiet Neuere und Neueste Geschichte.

PD Dr. med. *Jörg Engel*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universitäts-Frauenklinik, für das Fachgebiet Gynäkologie und Geburtshilfe.

PD Dr. rer. nat. *Dieter Glebe*, Akademischer Rat am Institut für Medizinische Virologie, für das Fachgebiet Virologie.

PD Dr. iur. *Patrick Gödicke*, Richter am Landgericht Gießen, für das Fachgebiet Bürgerliches Recht, Medizinrecht und Rechtstheorie.

PD Dr. med. *Andreas Hahn*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Kinderheilkunde und Jugendmedizin am Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Kinderheilkunde und Jugendmedizin.

PD Dr. med. vet. *Carlos Hermosilla*, Akademischer Rat am Institut für Parasitologie des Fachbereichs Veterinärmedizin der JLU, für das Fachgebiet Parasitologie.

PD Dr. med. *Heidrun Krämer-Best*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Neurologischen Klinik, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Neurologie.

PD Dr. rer. nat. Dr. med. *Reginald Matejec*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Anästhesiologie, Operative Intensivmedizin und Schmerztherapie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Anästhesiologie, Intensivmedizin und Schmerztherapie.

PD Dr. med. *Thomas Neuhaus*, Chefarzt der Klinik für Hämatologie, Onkologie und Palliativmedizin, St.-Vinzenz-Krankenhaus Limburg, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. *Jens-Oliver Steiß*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Kinderheilkunde und Jugendmedizin am Fachbereich Medizin und Kinder-Pneumologie und -Allergologie in Fulda, für das Fachgebiet Kinderheilkunde und Jugendmedizin.

PD Dr. med. *Gabor Szalay*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie am Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Orthopädie und Unfallchirurgie.

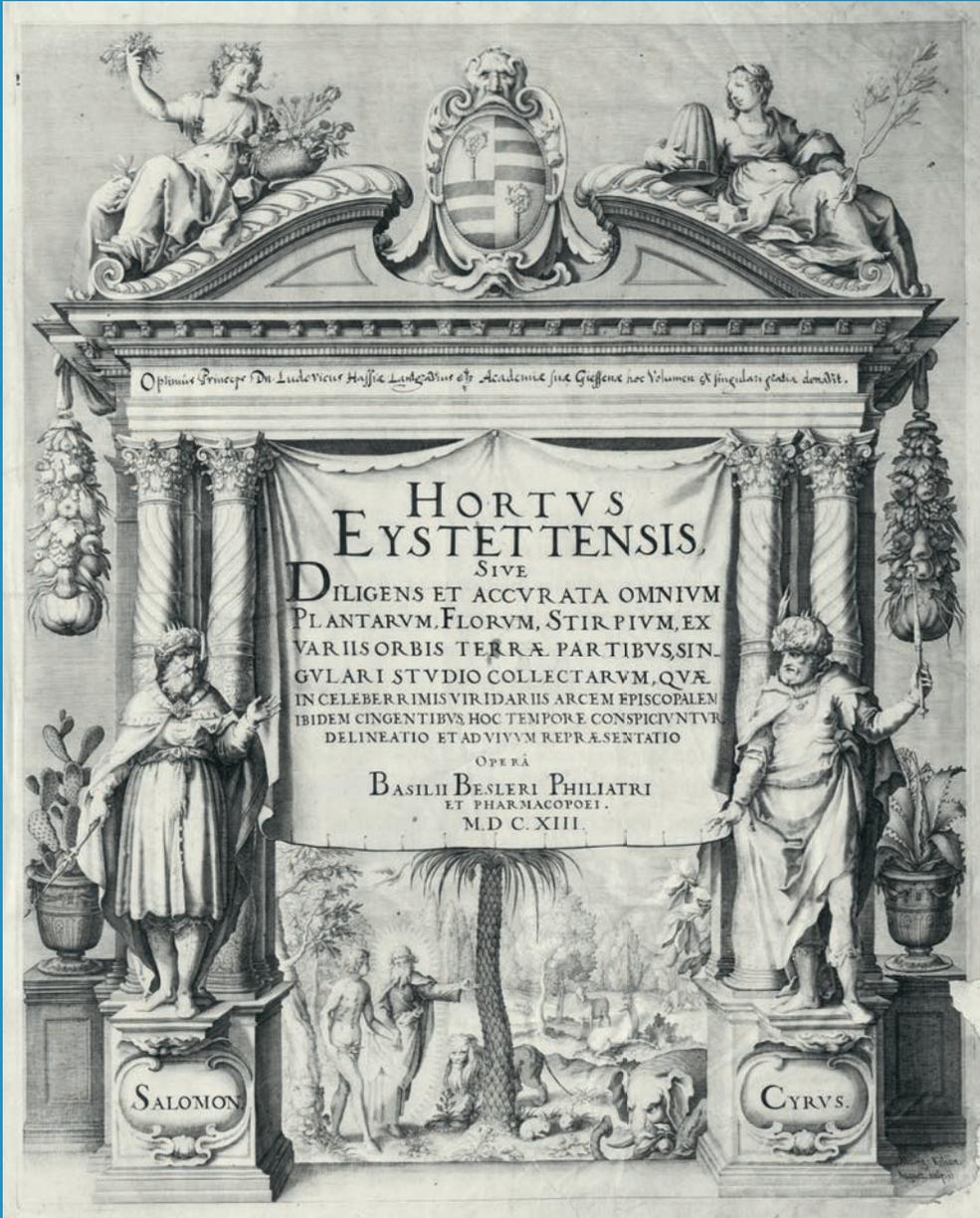
PD Dr. med. *Matthias Wolff*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Intensivmedizin.

Honorarprofessuren

Dr. rer. nat. *Hans Jürgen Leiter*, Entwicklungsleiter bei Airbus DS, Lampoldshausen, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Dr. rer. nat. *Frank Runkel*, Professor an der Technischen Hochschule Mittelhessen, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

VIII. Biographische Notizen





www.vereinigte-hagel.de

Die VEREINIGTE HAGEL ist mit ihrer Produktlinie Secufarm® nicht nur die Nummer 1 im Bereich der Pflanzenversicherung; sie ist zugleich deutschlandweit ein attraktiver Arbeitgeber für Absolventinnen und Absolventen der Agrarwissenschaften. Der Unternehmenssitz in Gießen mit der Justus-Liebig-Universität und ihrem Fachbereich og ist daher ein wichtiger Standortvorteil.



VEREINIGTE HAGEL

Vereinigte Hagelversicherung VVaG
Wilhelmstraße 25 • 35392 Gießen

Biographische Notizen

Prof. Dr. Wolfgang Achtner studierte Ev. Theologie in Mainz, Göttingen und Heidelberg sowie Mathematik an der Fernuniversität Hagen. Nach seiner Promotion in Heidelberg 1991 zur natürlichen Theologie bei T. F. Torrance war er 10 Jahre Gemeindepfarrer in Darmstadt und Mainz. Nach einem Forschungsaufenthalt am Princeton Theological Seminary in Princeton/USA habilitierte er sich an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt. Seit 2000 ist er Hochschulpfarrer der Justus-Liebig-Universität Gießen, seit 2013 Professor für Systematische Theologie. Forschungsaufenthalte führten ihn nach Oxford, Boston, Philadelphia, Mexiko und ans MIT. Zahlreiche Vorträge im In- und Ausland. Sein Forschungsschwerpunkt umfasst den Dialog Naturwissenschaft-Theologie, Zeitbegriff, Evolution von Religion und den interreligiösen Dialog.

Publikationen (Auswahl): Achtner, Wolfgang: *Physik, Mystik und Christentum. Eine Darstellung und Diskussion der natürlichen Theologie bei T. F. Torrance*, Frankfurt 1991.

Achtner, Wolfgang (1997): *Die Chaostheorie, Geschichte, Gestalt, Rezeption*, Berlin: Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, EZW-Text 135.

Achtner, Wolfgang; Kunz, Stefan; Walter, Thomas (1998). *Dimensionen der Zeit. Die Zeitstrukturen Gottes, der Welt und des Menschen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Achtner, Wolfgang; Kunz, Stefan; Walter, Thomas (2002). *Dimensions of Time*. Grand Rapids, Michigan (USA): Eerdmans Publishing Corp.

Achtner, Wolfgang, *Vom Erkennen zum Handeln. Die Dynamisierung von Mensch und Natur im ausgehenden Mittelalter als Voraussetzung zur Entstehung naturwissenschaftlicher Rationalität* (Habilitationsschrift/forthcoming), Berlin New York 2007.

Wolfgang Achtner, Hermann Düringer, Hubert Meisinger, Wolf-Rüdiger Schmidt (Hrsg.) *Gott – Geist – Gehirn. Religiöse Erfahrungen im Lichte der neuesten Hirnforschung*. Arnoldshainer Texte – Band 133, Frankfurt am Main 2005.

Wolfgang Achtner et al., *Künstliche Intelligenz und menschliche Person*, Marburg 2006.

Achtner, Wolfgang, *Willensfreiheit in Theologie und Neurowissenschaft. Ein historisch-systematischer Wegweiser*, Darmstadt 2010.

Dr. habil. Michael Basseler, Jahrgang 1976, seit 2013 Geschäftsführer des Gießener Graduiertenzentrum Kulturwissenschaften (GGK) und des International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC). 1998–2005 Studium der Anglistik, Musikwissenschaft und Musikpädagogik; Promotion 2007 in Anglistik/Amerikanistik. 2008 Dissertationspreis der JLU für seine Studie *Kultu-*

relles Gedächtnis und Trauma im zeitgenössischen afro-amerikanischen Roman. 2008–2010 Stipendiat des Postdoktorandenprogramms JUST'US, zwischen 2010 und 2013 insgesamt vier Semester Vertretung der Professur für Englische und Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft an der JLU (Prof. A. Nünning). Habilitation 2012 im Fach Neuere Englische und Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft. Aufenthalte als Gastwissenschaftler und Lehre an der University of Wisconsin-Milwaukee (2010) sowie an der Université Paul Valéry, Montpellier (2015).

Josef Haslinger, 1955 in Zwettl/Niederösterreich geboren, lebt in Wien und Leipzig. Seit 1996 lehrt Haslinger als Professor für literarische Ästhetik am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 1995 erschien sein Roman „Opernball“, 2000 „Das Vaterspiel“, 2006 „Zugvögel“, 2007 „Phi Phi Island“. Sein letztes Buch „Jächymov“ erschien im Herbst 2011. Haslinger erhielt zahlreiche Preise, zuletzt den Preis der Stadt Wien, den Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels und den Rheingau-Literaturpreis. 2010 war er Mainzer Stadtschreiber. Josef Haslinger ist seit 2013 Präsident der deutschen Sektion der Schriftstellervereinigung PEN (Poets – Essayists – Novelists).

Jens Kugele, Studium der Kultur- und Religionswissenschaft, Literaturwissenschaft, Politikwissenschaft und Jüdischen Geschichte an der LMU München sowie an der *Georgetown University* in Washington DC. Nach abgeschlossenem PhD (*Georgetown University*) und Assistenz an der LMU München derzeit Leiter der Forschungs koordinierung und Mitglied des *Executive Board* am exzellenzgeförderten *International Graduate Center for the Study of Culture (GCSC)* in Gießen.

Forschungsschwerpunkte liegen im Schnittpunkt der europäischen Literatur-, Kultur- und Religionsgeschichte, im Werk Franz Kafkas, im Feld der Raum- und Erinnerungstheorie, der deutsch-jüdischen Geschichte, der Migration und der Autobiographie.

Publikationen: u.a. (Hg. mit Katharina Wilkens): *Relocating Religion(s) in Museum Spaces* (Brill 2011); (Hg. mit Friederike Eigler): „Heimat“ – *At the Intersection of Memory and Space* (De Gruyter 2012); „Kultort als sakraler Raum – Überlegungen zu Begriff, Konzept und Theorie“, in: Matthias Egeler (Hg.): *Germanische Kultorte – vergleichende, historische und rezeptionsgeschichtliche Zugänge* (Utz 2016); „Zusammengebraute kollektive Bilder“ – *Stationen des Hexen-Imaginaire*, in: Wilke, Annette & Traut, Lucia (Hg.): *Religion – Imagination – Ästhetik. Vorstellungs- & Sinneswelten in Religion und Kultur* (Vandenhoeck & Ruprecht 2014); „Bachtinsche Perspektiven auf Kafkas Erzählfragment *Der Bau*“, in:

Dorit Müller & Julia Weber (Hg.): Die Räume der Literatur. Exemplarische Zugänge zu Kafkas Erzählung *Der Bau* (De Gruyter 2013) sowie Aufsätze zu Literatur, Ästhetik und kultureller Imagination.

Privatdozent Dr. phil. habil. Karsten Mackensen, Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Musikwissenschaft der JLU. Derzeit Vertretung der Professur für Historische Musikwissenschaft an der TU Dresden. Studium der Musikwissenschaft, Germanistik und Philosophie in Gießen. Promotion 1999 an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer musiksoziologischen Arbeit zur Musikästhetik des 18. Jahrhunderts. Mitarbeit in verschiedenen DFG-Projekten zu Musik und Musikästhetik des 18. Jahrhunderts. Lehre und Forschung an den Universitäten Berlin, Halle, Marburg, Potsdam, Dresden und Gießen sowie an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes und Stipendiat des Landes Niedersachsen. 2014 Habilitation an der Universität Gießen mit einer Arbeit zu Musik in der Ordnung des Wissens im ausgehenden Mittelalter und in der Frühen Neuzeit.

Aktuelle Forschungsprojekte: „Alte Musik“. Genese, Funktion und Praxis einer geschichtstheoretischen Kategorie der Moderne; „Kognition und Kultur. Musikalische Maskulinitätsforschung als Gegenstand der Musiksoziologie.“

Wichtige Publikationen: *Musik in der Ordnung des Wissens im ausgehenden Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. Habilitationsschrift Gießen 2014; *Simplizität. Genese und Wandel einer musikästhetischen Kategorie des 18. Jahrhunderts*. Kassel etc.: Bärenreiter 2000 (Musiksoziologie, Bd. 8); *Wissenschaft und Magie. Zum Naturbegriff in Heines Hildegard von Hohenthal*, in: *Musikalisches Denken im Labyrinth der Aufklärung – Wilhelm Heines Musikroman Hildegard von Hohenthal (1794/96)*. Hrsg. v. Thomas Irvine, Wiebke Thormählen und Oliver Wiener. Mainz: Are-Musik-Verlag 2015 (Structura & experientia musicae, Bd. 3), S. 1–32; Heinrich Basseler und die geschichtsphilosophische Kategorie der Alten Musik, in: *Musikwissenschaft an der Universität 1900–1930. Zur Institutionalisierung einer jungen akademischen Disziplin*. Hrsg. v. Wolfgang Hirschmann. Im Druck.

Florentin Mück hat an den Universitäten Stuttgart und Gießen Geschichte und Anglistik studiert. Nach dem 1. Staatsexamen 2012 an der JLU Gießen erschien eine Arbeit zum Notaufnahmegerät Gießen mit dem Titel: Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni 1953 im Notaufnahmegerät Gießen. Erschienen in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Nr. 97/2012. Seit Juni 2013 ist Florentin Mück wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Zeitgeschichte bei Dirk van Laak. Er promoviert im Rahmen des Projekts der Volkswagenstiftung: „Im Westen angekommen? Die Integration von DDR-Zuwanderern als historischer Prozess“, zur Integration von DDR-Zuwanderern in Hessen. Arbeitsschwerpunkte sind: Migrationsforschung und Deutsch/Deutsche Zeitgeschichte.

Nicole Tamka, M. A. geb. 1981, Studium der Fächer Erziehungswissenschaft, Soziologie, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Bielefeld, Klagenfurt und

Notre Dame. 2009 Master of Arts, arbeitet seit 2008 als Referentin für Nachwuchsförderung am Zentrum für Lehrerbildung der Justus-Liebig-Universität Gießen. Dort organisiert sie u.a. extracurriculare Angebote für Lehramtsstudierende und arbeitet an Zentren übergreifenden Arbeitsgruppen wie der Alumni-AG oder dem JLU-Mentoring-Programm MEWISMA mit. Seit 2014 promoviert sie am Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Sozialisation und Bildung bei Prof. Dr. Thomas Brüsemeister zu Governance theoretischen Fragen des Lehrerberaummarktes. Im August 2015 gründete sie mit Dr. Angelika Wolf MethoDactics. The key to your personal development. Dabei handelt es sich um ein Trainingsangebot für Studierende und Doktorierende zu den Themen Netzwerken in der Wissenschaft, Selbstpräsentation, Entrepreneurship sowie statistischen Methoden der Datenerhebung und -auswertung.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Lehrberaummarkt, Educational Governance, Netzwerken in der Wissenschaft, Selbstpräsentation, Entrepreneurship; <http://www.methoden-didaktik.com>

Dr. Jeannette van Laak hat an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Deutsch, Geschichte und Philosophie auf Lehramt und Magister studiert und im Fach Geschichte zum Thema „Aktivisten der ersten Stunde. Die Anfrat in der Sowjetischen Besatzungszone“ (Köln u.a. 2002) promoviert. An der Justus-Liebig-Universität Gießen hat sie zunächst im Fachbereich Didaktik der Geschichte als Lehrkraft gearbeitet. Seit 2012 erforscht sie die Geschichte des Notaufnahmegeräts Gießens, einem Projekt, das von der DFG gefördert wurde.

Forschungsschwerpunkte sind Landesgeschichte, Institutionengeschichte, Oral History.

Dipl.-Ing. Barbara Vogt, 1962 geboren in Frankfurt a. M., nach dem Abitur Gärtnerlehre Fachrichtung Baumschule 1982–84; Studium der Landespflege mit Schwerpunkt Gartenkunstgeschichte und Gartendenkmalpflege, Universität Hannover, Diplomarbeit 1994 zu einem Werk von Heinrich und Philipp Siesmayer in Nordhausen (Thüringen): Park Hohenrode. Nordhausen. Geschichte, Bestand eines Villenparks und Arboretums. 1997 bis 2002 selbständiges Büro für Gartendenkmalpflege in Hannover; 2002–2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt der Deutschen Bundesstiftung Umwelt „Modellvorhaben: Erarbeitung spezifischer Pflegekriterien zur nachhaltigen Erhaltung national wertvoller Gartenanlagen [...] in Zusammenarbeit mit dem Pückler-Park Muskau“, publiziert 2008: Michael Rohde (Hg.): *Pflege historischer Gärten. Theorie und Praxis*. Leipzig. Seit 2004 Büro „Der alte Garten“ in Frankfurt a. M. Gartendenkmalpflegerische Gutachten und Parkpflegegewerke: Bad Soden a. Ts.: Alter Kurpark, Neuer Kurpark; Bad Vilbel: Kurpark; Bendorf-Sayn: Schlosspark und Burgberg; Nordhausen: Villenpark Hohenrode; Frankfurt a. M.: Nizza, Holzhauspark, Grüneburgpark, Ostpark, Bruno-Asch-Anlage (Ffm.-Höchst); Seeheim-Jugenheim: Schlosspark Heiligenberg in Jugenheim; Wiesbaden: Kurpark. Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen zu einigen Anlagen.

Seit 2015 Projektleiterin GartenRheinMain der KulturRegion FrankfurtRheinMain.

Publikationen (Auswahl): Franz Heinrich Siesmayer (1817–1900). In: Stadt + Grün, Jg. 48 H. 2 (1999). Berlin u. Hannover, S. 105–113; Siesmayers Gärten. (Hg. von der KulturRegion FrankfurtRheinMain GmbH). Frankfurt a. M., 2009; Carl Friedrich Thelemann. Herzoglich Nassauischer Gartendirektor. In: Stadt+Grün Jg. 61, H. 2 (2012). Der Grüneburgpark und der Günthersburgpark. Gartenkunst und Landwirtschaft auf Rothschild'schen Landsitzen in Frankfurt. In: Frankfurter Parkgeschichten. (=Bd. 74 Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst) Hg.

von der Frankfurter Gesellschaft für Geschichte e. V. in Verbindung mit dem Institut für Stadtgeschichte, verantwortlich Evelyn Brockhoff und Lutz Becht sowie der KulturRegion FrankfurtRheinMain – Projekt GartenRheinMain, verantwortlich Heidrun Merk. Frankfurt a.M., 2014.

Mitglied des Arbeitskreises Historische Gärten der DGGL (Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e.V.), Präsidentin der Gesellschaft Deutsches Arboretum e.V.

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

ISSN 0533-8689